

VICTOR VINDE

*Eine
Grossmacht
fällt?*

Frankreichs Weg vom Kriegsausbruch
zur nationalen Revolution

EUROPA VERLAG ZÜRICH/NEW YORK

W. Brandt
Krieg in Norwegen

Pressestimmen zur schwedischen Ausgabe:

Eine vollkommen ruhige Schilderung, so objektiv, daß sie kaum aus der Feder eines Norwegers zu stammen scheint, findet sich in dem Buche von W. Brandt. »Krieg in Norwegen« gibt vor allem einen Bericht über die Kriegshandlungen in den verschiedenen Gegenden Norwegens; aber auch die Ursachen und die Auswirkungen des Krieges haben eine treffende und klare Darstellung gefunden.

Das Buch von W. Brandt ist wertvoll und soll dankbar aufgenommen werden. Es ist keine militärische Abhandlung voller Schwerfälligkeiten; es berücksichtigt vom militärtechnischen Stoffe gerade das, was der Laie zum richtigen Verständnis der inneren Zusammenhänge und der äußeren Ereignisse braucht. Fühlt man ein Bedürfnis, sich über das bedeutungsvollste Kapitel in der neueren Geschichte Norwegens Klarheit zu verschaffen, so ist das Buch »Krieg in Norwegen« die geeignete Lektüre.

Göteborgs Handels- och Sjöfarts-Tidning

Eine ganz ausgezeichnete Orientierung . . . Eine Darstellung, die anerkennenswert ruhig und sachlich gehalten und von jeder sterilen und falschen Argumentation frei ist. »*Nordens Frihet*«, *Stockholm*

W. Brandt ist Norweger. Die beiden Kriegsmonate hat er selbst erlebt; später hatte er außerhalb Norwegens Gelegenheit, sich in alles Material, welches über den Krieg in Norwegen vorliegt, und vielleicht auch in das Material, welches der Oeffentlichkeit noch nicht zugänglich ist, einzuarbeiten. Mit einer Ruhe und Objektivität, die bewundernswert sind, versteht es Brandt, das Wahre und Wesentliche vom propagandistisch Gefärbten und Unwesentlichen zu unterscheiden und zu trennen: so hat er uns eine nüchterne und sachliche Schilderung geschenkt, die uns überzeugt. Trotzdem er die Geschichte seines Vaterlandes behandelt, das ihm am Herzen liegt, verwendet er keine übertriebenen Ausdrücke und keine gehässigen Worte . . . Er scheint nur vor den Tatsachen Respekt zu haben.

»Social Demokraterna«

Leinen Fr. 7.—, kart. Fr. 5.—

Victor Vinde, ein in ganz Skandinavien sehr bekannter Journalist, hat viele Jahre als Korrespondent einer bedeutenden schwedischen Zeitung in Paris gelebt. Vom Jahr 1930 bis in den Sommer 1941 hinein war er ohne Unterbrechung Zeuge der Ereignisse in Frankreich und — infolge seiner persönlichen Bekanntschaft mit den wichtigsten Politikern und Persönlichkeiten des öffentlichen Lebens — auch mit den Vorgängen hinter den Kulissen vertraut. Während des Krieges war er als Präsident der skandinavischen Pressevertreter bei der französischen Regierung akkreditiert. Sein Buch ist das erste Werk eines Neutralen über die Gründe und Hintergründe des französischen Zusammenbruches. Vielleicht ist sein Urteil hart, aber es ist objektiv und neutral; es ist nicht durch politische Parteinahme beeinflusst. Besonders was Vinde über die politischen Vorgänge in Vichy und Paris nach dem militärischen Zusammenbruch und bis in die Gegenwart hinein zu sagen hat, ist auch für den Schweizer Leser von größtem Interesse.

EUROPA VERLAG ZÜRICH

Der Feldherr
von General Sir Archibald Wavell

Wavell in Afrika
von Charles Clarke

Sir Archibald Wavell darf wohl für sich die Ehre in Anspruch nehmen, vom Schicksal mit der bisher vielleicht schwierigsten Aufgabe dieses Krieges bedacht worden zu sein. Die virtuose Art, mit der er bis heute seine schwere Aufgabe gemeistert hat, ist wohl nicht zuletzt seinen persönlichen militärischen Eigenschaften und Auffassungen zuzuschreiben. Aufschlüsse über seine eigenen Qualitäten findet man in seinem Aufsatz »Der Feldherr«, einer ganz nüchternen Betrachtung über Erfordernisse des militärischen Führers.

Basler Nachrichten

Da es sicher nicht nur in England, sondern auch bei uns viele Leute gibt, »die von dem Wunsche besetzt sind, Kritik an Generälen zu üben«, so kann die Lektüre des Büchleins von Wavell auch jedem militärisch interessierten Schweizer nur bestens empfohlen werden. Das umso mehr, als diese kleine Broschüre keine irgendwie gearteten Ausfälle gegen andere Nationen enthält. Es sei denn eine kleine humoristische Bemerkung über die gegenwärtigen Kriegsgegner, eine Bemerkung, die aber durch andere Bemerkungen über das eigene Land mehr als aufgehoben wird.

»Die Weltwoche«, Zürich

Kart. Fr. 2.20

EUROPA VERLAG ZÜRICH

VICTOR VINDE

EINE GROSSMACHT FÄLLT?

**FRANKREICHS WEG
VOM KRIEGSAUSBRUCH ZUR NATIONALEN REVOLUTION**

Dritte Auflage

EUROPA VERLAG ZÜRICH / NEW YORK

Aus dem Schwedischen übertragen.
Die schwedische Originalausgabe erschien in Stockholm unter dem
Titel «EN STORMAKTS FALL»

Alle Rechte in deutscher Sprache vorbehalten.
Copyright 1942 by Europa Verlag AG. Zürich.
Gedruckt bei der Druckereigenossenschaft Aarau.
Schutzumschlag: Rob. S. Gessner.
Printed in Switzerland.

Eingelesen mit ABBYY Fine Reader

VORWORT

Der Verfasser der vorliegenden Arbeit hat eine zusammenhängende Schilderung der Ursachen, des Verlaufs und der Folgen des französischen Zusammenbruchs geben wollen. Die Aufgabe war heikel, weil es bei den entscheidenden Fragen an statistischem Material mangelt, beispielsweise bezüglich des Tempos der französischen Aufrüstung und der eigentlichen Ressourcen der französischen Verteidigung für die Zeit vor dem Ausbruch des Krieges. Noch heute, 10 Jahre nach der Niederlage, ist, mit Ausnahme einer Sammlung diplomatischer Dokumente *Le Livre Jaune Français*, die nur die Entwicklung bis zum Kriegsausbruch behandelt, von offizieller französischer Seite kein Aktenmaterial über den Verlauf der Ereignisse vor Kriegsausbruch, während des Krieges und nach dem Kriege veröffentlicht worden. Von deutscher Seite sind die sogenannten Geheimakten, die man angeblich auf dem Vormarsch bei Charité-sur-Loire beschlagnahmt hat, publiziert worden, diese bringen aber eigentlich nichts Neues. Die Verantwortlichen für die militärische Leitung während des Krieges bewahren ein vorsichtiges Schweigen oder umgehen bei der Behandlung der Ursachen des Zusammenbruchs gerade die militärischen Fragen. Sie begnügen sich damit, auf die moralischen Ursachen des Zusammenbruchs einzugehen. Einen halboffiziellen Charakter hat die Schrift *La Vérité sur les Combattants de Juin 1940*, die im Frühjahr 1941 im Auftrage des Generalstabs von Major Labusquière verfasst wurde. Sie ist eine Apologie für den Generalstab, aber keine Arbeit eines Historikers.

Es wird wahrscheinlich lange dauern, bis diese für den Historiker unumgänglichen Dokumente zugänglich werden, und nach Ansicht des Verfassers hat die Öffentlichkeit ein Interesse daran, bereits jetzt einen

klaren Überblick über die eigentlichen Vorgänge zu bekommen, selbst wenn die Darstellung in der Zukunft kleinere Korrekturen erfahren sollte. Dieses Buch wurde im Frühjahr 1941 in Paris geschrieben. Der Verfasser, der viele Jahre lang politischer Korrespondent führender schwedischer Zeitungen in Paris gewesen war, erlebte den Zusammenbruch unmittelbar an Ort und Stelle und konnte sich nach der Niederlage ziemlich frei zwischen Paris und Vichy bewegen. Er dürfte der einzige ausländische Journalist sein, der ein Jahr lang unter der deutschen Okkupation in Frankreich gelebt hat und dadurch die Möglichkeit hatte, sich ein unerhört reichhaltiges Material über den eigentlichen Zusammenbruch zu verschaffen. Soweit schriftliche Dokumente fehlten, sind die Angaben durch Gespräche mit Soldaten und Offizieren, die an den Kriegsoperationen teilgenommen hatten, beschafft worden. In mehreren Fällen standen dem Verfasser Divisionsjournale aus den Abschnitten bei Sedan, an der Maas und an der Aisne zur Verfügung.

Der Schilderung der eigentlichen Kriegshandlungen, die nichts Neues bietet, vielleicht aber den Vorteil hat, dem Leser einen bequemen Überblick zu geben, sind deutsche und französische Dokumente zugrunde gelegt worden. Der Verfasser hat den Rückzug südlich von Paris zusammen mit den französischen Armeen erlebt. Er war Zeuge der Kämpfe an der Loire und begegnete den deutschen Stosstruppen an einem sonnigen Junitage in den grossen Buchenwäldern einige Kilometer südlich von Sully-sur-Loire. Häufig kam es zu Meinungs austauschen mit kämpfenden Franzosen und Deutschen verschiedenen Ranges. General Weygand hielt im April 1941 eine Rede an die Offiziere in Dakar (Französisch-Westafrika), deren Text dem Verfasser zur Verfügung stand. Die Auffassung, die in diesem Buch zum Ausdruck kommt, ist durch diese Rede in keinem Punkt erschüttert worden.

In der Regel sind Literaturhinweise oder Quellenangaben aus Gründen der Bequemlichkeit zugelassen worden. Gewisse Quellen – sowohl in der freien als auch in der besetzten Zone – können aus begreiflichen Gründen erst nach Ende des Krieges bekannt gegeben werden. Bei der Schilderung der Umstände um den Waffenstillstand, den Coup in Bordeaux und die Ereignisse in Vichy hat der Verfasser eine kleine

Schrift *Pourquoi et Comment l'Armistice fut demandée*, die offenbar im Auftrage General Weygands von dem Vorsitzenden des Verteidigungsausschusses im Senat, Charles Reibel, verfasst wurde und eine andere Schrift des treuen Freundes und Mitarbeiters Pierre Lavals, des Deputierten Jean Montigny (früher Propagandaminister in der Vichyregierung), *La Vérité sur un mois dramatique de notre Histoire*, als Grundlage benutzt. Da aber der Verfasser diese Ereignisse selbst in unmittelbarer Nähe erlebt hat und mit den handelnden Personen des Dramas zusammengetroffen ist – mit Pierre Laval zuletzt im Dezember 1940 –, so stammen die meisten Angaben aus eigener Quelle.

Nachdem die schwedische Auflage des Buches herausgekommen ist, hat der Verfasser zu der reichhaltigen Literatur, die um den französischen Zusammenbruch sowohl in Frankreich, in England als auch in Amerika entstanden ist, Zugang gehabt. Die wichtigsten Bücher sollen hier angeführt werden: *André Maurois*: La Tragédie de la France; *René de Chambrun*: J'ai vu la France tomber; *Robert de Saint-Jean*: Démocratie, Beurre et Canons; *Jules Romains*: Sept Mystères de l'Europe; *Fabre-Luce*: Le Journal de la France; *André Morize*: Été 1940; *Jacques Maritain*: A travers le Désastre; *Bertrand de Jouvenel*: Après la Défaite; *Alexander Werth*: The last Days of Paris; *Hamilton Fish Armstrong*: Chronology of Failure; ausser diesen Büchern können die Schriften von *Paul Allard*, *Anatole de Monzie*, das kürzlich in London erschienene Buch des französischen Sozialisten *Louis Lévy*, *Vérités sur la France*, eine Anzahl kleinerer Schriften verschiedener Verfasser in der freien oder besetzten Zone in Frankreich und das sehr wertvolle Buch des ungarischen Freiwilligen im 21. Fremdenregiment an der französischen Nordfront, *Hans Habe*: A thousand shall fall, genannt werden. Auch belgische Verfasser haben Beiträge geliefert. *Robert Goffin*: Ist der König von Belgien ein Verräter?, und *Emil Cammaerts*: Der Gefangene in Laeken.

In den meisten Fällen sind diese Bücher von Personen geschrieben worden, die entweder in Frankreich geblieben sind und sich der Zensur des Landes oder der deutschen Zensur unterworfen haben, oder von Verfassern, die nach England und Amerika geflohen sind und die Ereignisse nach dem Zusammenbruch nicht erlebt und aus persönlichen Gründen

über wichtige Begebenheiten und Personen geschwiegen haben. Gewöhnlich haben diese Autoren die Katastrophe von einem persönlichen Gesichtspunkt aus geschildert. Viele dieser Bücher enthalten interessante Details. Dieses Buch, das geschrieben wurde, bevor sein Verfasser die genannten Bücher kannte, hat keine Änderung erfahren. Die Tatsachen, die in dieser reichhaltigen Literatur zum Vorschein gekommen sind, haben den Verfasser in seiner ursprünglichen Auffassung nur bestärkt.

Natürlich könnte der Leser einwenden, dass auch dieses übersichtliche Buch, das in Bezug auf Zeit und Raum begrenzt ist, nicht in die Tiefe geht und nicht ganz das Rätsel des französischen Zusammenbruchs erklärt. Es ist auch nicht die Absicht gewesen, eine französische Gesellschaftsstudie zu bieten. In diesem Falle hätte man nicht nur eingehend die parlamentarische Krise, die vor allem seit 1930 mit einer ernstesten ökonomischen und sozialen Krise parallel lief, beleuchten, sondern auch näher auf die französische Gesellschaftsstruktur eingehen müssen. Auf diese Fragen ist nur andeutungsweise angespielt worden. Ein Weitergehen hätte bedeutet, dass die unmittelbaren, die primären Ursachen des Zusammenbruchs in einer Vielfalt von Tatsachen, die in diesem Zusammenhang sekundärer Natur sind, ertrunken wären.

Um die Perspektive nicht zu verrücken, sind die deutsche Okkupation und die französischen Reaktionen auf diese nur im Vorbeigehen behandelt worden; nicht nur deshalb, weil es hier an Sachangaben fehlt und die Schilderung deshalb auf psychologische Beobachtungen hätte bauen müssen, sondern vor allem deshalb, weil das französische Volk nach der Niederlage vollkommen neben den politischen Ereignissen lebt. Das Volk hat seit Juni 1940 nur einen sehr geringen Anteil an der politischen Geschichte des Landes. Zwischen Vichy und Berlin (via Paris) spielt sich ein grosses politisches Drama ab, das natürlich ausführlich im Folgenden geschildert wird. Neben diesem spielt sich ein anderes Drama ab, ausserordentlich vielgestaltiger, sicher ergreifender, aber auch viel schwerer zu überblicken: das zwischen den Besatzungstruppen und dem französischen Volk. Aus demselben Grunde sind auch die starke Volksbewegung, die hinter General de Gaulle steht, ihre Verzweigungen und

die Sympathie, über die diese überall im Lande verfügt, nicht behandelt worden. Beide Themen können besser bei einer anderen Gelegenheit behandelt werden.

Zweifellos wäre es interessant gewesen, den seelischen Hintergrund des Zusammenbruchs zu schildern, der sich bei den führenden Schichten Frankreichs vorfand, aufzuzeigen, wie sie müde geworden waren, die Aufgabe Frankreichs als europäische Grossmacht zu vollführen. Dies fand seinen Ausdruck nicht nur in einem wachsenden Friedenswillen, sondern auch in einer fortschreitenden Kapitulation an fast allen Fronten in Europa: am Rhein, in Spanien, in der Tschechoslowakei, im vorderen Orient... Mit anderen Worten: wenn Frankreich fiel, so geschah es deshalb, weil bestimmte führende Schichten nicht mehr den Anstrengungen gewachsen waren, die eine Stellung als europäische Grossmacht mit sich führte. Gleichzeitig müsste man beleuchten, wie das französische Volk keine Ahnung davon hatte, wie seine führende Schicht Stufe um Stufe das Land zu dem herabsinken liess, was ein britischer Publizist «a second class power» genannt hat. Davon soll jedoch ein anderes Mal gesprochen werden.

Im Folgenden kommen natürlich Urteile, Einschätzungen und Äusserungen vor, die bei einer äusserlichen Beurteilung als unfreundlich gegen Frankreich auf gefasst werden können. Der Verfasser würde auch gern diese unausgesprochen lassen, wenn das Frankreich gerade jetzt irgendwie helfen könnte. Ernste Vorwürfe sind dem Verfasser wegen seines harten Urteils über das französische Offizierkorps gemacht worden. Hier kann man nur auf das noch härtere Urteil hinweisen, das von einem hervorragenden Repräsentanten der Regierung des Marschalls Pétain, dem Minister Benoit-Mechin, in seinem Buch «Moisson de quarante» (Grasset, Paris, 1941) gefällt wurde.

Es ist nicht nur ein französisches Interesse, dass der Ursachenzusammenhang beim Zusammenbruch ohne Rücksicht auf persönliche Bequemlichkeiten, Sympathien, Antipathien, Freunde und Feinde beleuchtet wird. Jeder Bürger in jedem Land kann etwas daraus lernen – und nicht am wenigsten diejenigen, die in einer Demokratie leben. Die lebhafteste Diskussion, die nationale Selbstprüfung, welche der französische

Zusammenbruch durch dieses Buch in zwei europäischen Ländern hervorgerufen hat, beruhigt das Gewissen des Verfassers in diesem Punkte.

Dagegen galt in diesem Buch als Regel, nicht eine Wertung des Französischen als solchen zu versuchen, nicht Volkspsychologie zu treiben oder sich auf eine Umwertung der Geschichte einzulassen. Das französische Volk hat grosse Taten in der Weltgeschichte ausgerichtet, die französische Nation hat grosse Männer und reiche Kulturwerte hervorgebracht. Jemand hat einmal gesagt, dass Europa ohne Frankreich nicht länger Europa sei. Diese Auffassung teilt auch der Verfasser.

Stockholm, November 1941.

I. VORSPIEL

Die Septemberkrise

«Das französische Volk wollte keinen Krieg», wurde nach der Niederlage zu einem gebräuchlichen Schlagwort. Man klagte Daladier und einige seiner Mitarbeiter an, den Krieg gegen den Willen des Volkes und ohne Zustimmung der Kammern erklärt zu haben. Kein Mitglied der Kammer oder des Senats war jedoch im Zweifel darüber, dass die Regierung gezwungen werden könnte, in den Krieg zu gehen, als diese zwei Tage vor Kriegsausbruch, im Herbst 1939, neue, riesige Kredite für die Verteidigung verlangte. Hätte in diesem Augenblick eine Abstimmung stattgefunden, nicht über den Verteidigungsvoranschlag, sondern über Krieg und Frieden, der Ausgang wäre derselbe geblieben. Die Botschaft, die der Staatschef Lebrun an die Nation richtete und die in der Deputiertenkammer von dem Ministerpräsidenten Daladier verlesen wurde, war eindeutig. Sie bedeutete, dass das Land, treu seinen Bündnisverpflichtungen, in den Krieg gehen würde – wenn nicht Deutschland im letzten Augenblick seine Armeen vom polnischen Boden zurückziehen würde. Keiner der Politiker, die nach der Niederlage hoch und teuer schwuren, dass sie bis zum letzten Augenblick versucht hatten, einen Kriegsausbruch zu verhindern, waren damals zu hören. Später hat man erfahren, dass dieser oder jener bescheiden bei dem Vorsitzenden der Kammer angefragt hatte, ob er sich äussern dürfe. Andere sollen den Ministerpräsidenten aufgesucht und ihm geraten haben, zu versuchen, den polnisch-deutschen Konflikt beizulegen. Keiner aber hatte den Mut, angesichts einer Entscheidung, die sie nach eigener Aussage für «verbrecherisch» hielten, aufzustehen und laut zu protestieren.

Formell könnte man Daladier vorwerfen, er sei nicht dem Buchstaben der Verfassung gefolgt. Andererseits aber kann er auf unzählige Präzedenzfälle in aussenpolitischen Fragen verweisen. Das französische Parlament ist in den letzten Jahrzehnten und besonders in den letzten zehn Jahren mehr und mehr in den Hintergrund getreten. Die Regierung führte Verhandlungen und schloss Verträge mit fremden Mächten ab, und es ist bisher nie vorgekommen, dass die Kammern sich geweigert hätten, einen Vertrag mit einer fremden Macht, den die Regierung unterzeichnet

hatte, zu ratifizieren. Es gelang nicht einmal, den Sowjetpakt, der von Pierre Laval unterzeichnet, in den Kammern aber von einer starken Minorität bekämpft wurde, zu beseitigen. Es war zu einer Regel geworden, das Parlament vor ein *fait accompli* zu stellen. Den Kammern blieb nur übrig, die missliebige Regierung zu stürzen. Im grossen Ganzen konnte sie deren Aussenpolitik nicht ändern.

Die Anklage gegen Daladier, die Rechte der vom Volke gewählten Versammlung missachtet zu haben, kommt aus Kreisen, die früher kräftig dazu beigetragen haben, das Parlament zu Gunsten der Exekutive zu schwächen. Die sogenannte Ermächtigungsgesetzgebung, mit der die meisten französischen Kabinette seit 1934 regierten, hatte den Kammern allmählich, in allen für das Land vitalen Fragen, jede Initiative genommen. Vielleicht mit Ausnahme von Steuerfragen. Es war selbstverständlich, dass eine Regierung wie die Daladiers, mit diktatorischen Vollmachten ausgerüstet und gewöhnt, nach bestem Befinden zu regieren, auch vor solch einem wichtigen Beschluss, wie dem einer Kriegserklärung an Berlin, sich für mächtig genug hielt zu handeln, ohne vorerst die Kammern um Erlaubnis zu bitten; besonders da es sich in diesem Falle faktisch nur um eine Formalität handelte. Hätte das Parlament einen Kriegsausbruch verhindern wollen, so hätte es einfach Daladier am 1. September 1939 stürzen können. Aber die überwältigende Mehrheit der Kammer- und Senatsmitglieder hatte während dieser dramatischen Tage dieselbe Auffassung wie der Regierungschef: es gibt keine Alternative. Der Krieg ist der einzige Ausweg.

Die öffentliche Meinung sah die Ereignisse in derselben Weise. Als Daladier bei einer Gelegenheit erklärte, Europa und Frankreich könnten nicht mit diesen ständigen Mobilisierungen fortfahren und dass «dieses Elend ein Ende nehmen müsse», sprach er nur aus, was viele Franzosen fühlten. Aber diese öffentliche Meinung lebte doch bis zum letzten Augenblick in der Überzeugung, dass es nicht zum Kriege kommen, dass der Gegner vor einer Entscheidung zurückweichen würde – dass ein entschlossenes Auftreten der beiden Westmächte in der letzten Sekunde einen europäischen Krieg verhindern würde.

Der Kriegsausbruch kam für die französische öffentliche Meinung

wie eine Katastrophe, aber wie eine «unausweichliche» Katastrophe. Während dieser hektischen Septembertage 1939 gab es in den breiten Volksschichten niemand, der der Regierung einen Vorwurf machte. Die Kritik kam erst später – als der Krieg sich in einen «drôle de guerre» verwandelte und feindliche und kommunistische Propaganda die breiten Massen und die oberen Gesellschaftsschichten zu bearbeiten begann. Während der Septembertage 1939 wagte niemand seine Stimme zum Protest gegen den Krieg zu erheben – und hätte zu diesem Zeitpunkt eine parlamentarische Aktion zu Daladiers Sturz und zu Friedensverhandlungen hinter dem Rücken Grossbritanniens geführt, so wäre das Parlament von einer zornigen Volksmeinung hinweggefegt worden. Diese Stimmung des Volkes muss man im Gedächtnis haben, wenn man die Ereignisse während des Kriegsausbruches beurteilt.

Über etwas war jedoch die Volksmeinung im Unklaren: dass die französische Diplomatie in eine tragische Sackgasse geraten war – dass der Krieg nicht nur die einzige Alternative war, sondern dass das Land, vor diese Alternative gestellt, unvorbereitet war, einen wirklichen Krieg gegen die deutsche Grossmacht zu führen.

Ein furchtbarer Dualismus kennzeichnete seit Jahren die französische Aussenpolitik. Der Quai d'Orsay machte eine Krise durch, die akut wurde, als die Deutschen 1936 die demilitarisierte Rheinzone besetzten. Durch die ständig wachsende militärische Kraft Deutschlands wurde Frankreich gezwungen, zwischen Verständigung und Kampf zu wählen. Wählte man den Kampf, so musste das Land sowohl diplomatisch als auch militärisch auf diese Eventualität vorbereitet werden. Entschloss man sich dagegen für eine Annäherung an das starke Deutschland, so musste die gesamte Aussenpolitik von Grund auf geändert werden.

Zwischen diesen beiden Richtungen gab es einen heftigen Kampf, der zu widerspruchsvollen Handlungen führte. Das Ergebnis war, dass das Land bei Ausbruch des Krieges weder diplomatisch noch militärisch vorbereitet war.

Die eine Richtung, die von Laval, Flandin, Bonnet, einigen weniger bedeutenden Personen und einem Teil der Beamten des Quai d'Orsay vertreten wurde, war der Auffassung, dass Frankreich – nach der Beset-

zung der demilitarisierten Rheinzone – nicht länger imstand sei, einen Kampf mit Deutschland aufzunehmen. Seit dem Weltkrieg von 1914 hatte sich die Lage verändert. Sowjetrussland konnte und wollte man unter keinen Umständen als Bundesgenossen mitrechnen. England war zu schwach. Englands Hilfe würde auf jeden Fall zu spät oder sehr spät kommen. Währenddessen würde das Land einem neuen kräftigen Aderlass ausgesetzt sein. Die Bevölkerungsziffer würde weiter sinken. Die sinkende Nativität wiederum hinderte Frankreich daran, eine so starke Armee aufzustellen, die sich zahlenmässig mit der deutschen messen könnte. Die sogenannten Vasallenstaaten in Ost- und Mitteleuropa waren finanziell geschwächt und militärisch schlecht ausgerüstet. Die Hilfe, welche diese brauchten, um sich ökonomisch zu halten, konnte Frankreich ihnen nicht länger geben. Die Forderung der französischen Bauern nach einem höheren Zollschatz machte es unmöglich, Ankäufe von Getreide, Molkereiprodukten und anderen ähnlichen Waren vorzunehmen, für die Mitteleuropa einen Absatzmarkt brauchte.

Mit anderen Worten: man sollte Mittel- und Osteuropa den Rücken kehren und alle Aufmerksamkeit auf das Mittelmeer richten. Das Mutterland und das Imperium sollten eine geschlossene Welt bilden, für die es von vitalem Interesse wäre, zu einer Verständigung mit dem Dritten Reich zu kommen. Deutschland sollte im Osten und Südosten freie Hand bekommen unter der Bedingung, eine Art französische Monroedoktrin im Westen und im Mittelmeer zu respektieren. Gemäss dieser Auffassung sollten die Tschechoslowakei und Polen geopfert werden – und wenn es sich als notwendig erweisen sollte, auch Ungarn und Jugoslawien.

Die andere Richtung, die nach aussen hauptsächlich von Paul Reynaud, aber auch von zahlreichen klardenkenden Männern in allen Parteien, sogar in der Verwaltung und in gewissem Grade vom Militär vertreten wurde, behauptete, dass ein solches Kompromissabkommen mit Deutschland nicht von Dauer sein könne. Sobald das Dritte Reich Mitteleuropa und Polen einverleibt habe, würde es sich gegen ein isoliertes, von seinen ehemaligen Bundesgenossen einschliesslich Grossbritannien verlassenes Frankreich wenden – und dann würde es zu spät sein, die

territoriale Integrität des Mutterlandes und seine politische Selbständigkeit als Imperium zu retten.

Folglich sollte Frankreich seine Aufrüstung forcieren und alles tun, um die Kleinstaaten in Mitteleuropa, vor allem die Tschechoslowakei, zu stützen; trotz ideologischer Gegensätze ein gutes Einverständnis und eventuell eine Militärallianz mit der Sowjetunion zustandezubringen und schliesslich die Entente cordiale mit Grossbritannien wieder herstellen und die öffentliche Meinung in den Vereinigten Staaten zu Gunsten Frankreichs beeinflussen.

Während der drei, vier Jahre vor Ausbruch des Krieges im September 1939 pendelte die französische Diplomatie zwischen diesen beiden Richtungen. Feierlich stellte man das Bündnis mit Grossbritannien wieder her, und der Besuch König Georgs in Paris wurde zum Anlass von Jubeldemonstrationen ohne Ende. Gleichzeitig aber ging die Aufrüstung in langsamem Tempo vor sich und weder Generalstab, Regierung noch Parlament wollten auf die wiederholten Warnungen, die von Paul Reynaud und dem Obersten Charles de Gaulle ausgesprochen wurden, hören. Diese verlangten eine schnelle Motorisierung und Mechanisierung der Armee.

Im spanischen Bürgerkrieg nahm der Quai d'Orsay und die Armee vom ersten Augenblick an Stellung für General Franco, während Blum und die Vertreter der Gewerkschaften die republikanische Regierung stützten. Innerhalb der mit Franco sympathisierenden Kreise wuchsen die Sympathien für das faschistische Italien. Französische Faschisten übernahmen es, den bekannten antifaschistischen Führer Carlo Rosselli auf französischem Boden zu ermorden. Die illegalen Organisationen, die zur Zeit der Volksfront einen bewaffneten Aufstand vorbereiteten, wurden von Deutschland und Italien mit Waffen unterstützt. Der spanische Bürgerkrieg und die Ausschreitungen der Volksfront scheinen der mit den Faschisten sympathisierenden Richtung innerhalb der französischen Diplomatie Wind in die Segel gegeben zu haben. Während Deutschland systematisch die Zerstückelung der Tschechoslowakei vorbereitete, suchte das offizielle Frankreich mehr und mehr Anschluss an das faschistische Italien. Die Stimmen, die eine Anerkennung des Generals Franco forderten, wurden immer lauter. Man übersah den wichtigen Faktor, dass der neuerwachte italienische Imperialismus, eventuell von

einem bis dahin noch nicht existierenden spanischen Imperialismus gestützt, unmöglich ein Freundschaftsverhältnis mit einem Land wie Frankreich eingehen konnte, dessen Mittelmeerbesitzungen für diesen ein ständig verlockendes Ziel darstellten.

Zum erstenmal wurde die französische Diplomatie in der Münchenkrise auf eine harte Probe gestellt. Es kam darauf an, zwischen den beiden Richtungen zu wählen. Zusammenarbeit (eventuell Unterwerfung) oder Kampf? Wie bekannt, siegte die erste Richtung, obgleich Daladier persönlich bis zum letzten Augenblick geschwankt zu haben scheint. Die Fürsprecher für eine Verständigung waren auf jeden Fall aktiver als deren Gegner, die ihrerseits in London wenig Verständnis fanden, da Lord Runciman bereits die neuen Bedingungen für die Unterwerfung der Tschechoslowakei diktiert hatte. Bonnet, de Monzie, Flandin, Laval, die Pariser Grossfinanz und ein überwältigender Teil der öffentlichen Meinung, von der offiziös dirigierte Presse bearbeitet, forderten ein friedliches U ebereinkommen.

Seitdem Böhmen-Mähren, nach dem Abkommen in München in einen deutschen Vasallenstaat verwandelt war, wurden in Frankreich Stimmen laut, die darauf hinwiesen, dass dies ein Verrat seitens Deutschlands sei. Dieses Missverständnis dürfte wohl eher durch gegenseitigen Betrug entstanden sein oder – vielleicht war es nur ein Selbstbetrug Frankreichs. Bonnet und seine nächsten Mitarbeiter im Quai d'Orsay, die im Dezember 1938 Aussenminister von Ribbentrop äusserst herzlich in Paris willkommen hiessen, können nicht so uninformiert und unwissend darüber gewesen sein, was die Deutschen von den Franzosen forderten, als dass sie geglaubt hätten, Deutschland würde sich mit halben Massnahmen begnügen. Bonnet, ebenso wie Flandin und Laval nebst den Kräften, die hinter ihnen standen, waren vollkommen im Klaren, dass es galt, Mittel- und Osteuropa zu opfern, um die Freundschaft des starken Deutschland zu gewinnen. Gleichzeitig aber mussten diese vor sich selbst und oft vor ihren engsten Mitarbeitern den Umfang der Zugeständnisse verheimlichen; erst stückweise wurden diese dann bekannt. Nach innen war man gezwungen, zu erklären, dass die Rückkehr der Sudetendeutschen in das deutsche Reich der letzte Akt

in dem deutsch-tschechischen Zwischenfall sei. Selbst wussten sie sicher besser Bescheid. Als Aussenminister Bonnet in einer Note an den Gesandten Goulondre kurz vor dem Coup im März einen Protest gegen die bevorstehenden Ereignisse abgab, sprach er gegen besseres Wissen. Aber er sprach so, um sich ein politisches Alibi zu verschaffen – und weil im Laufe der Zeit wichtige Ereignisse im Mittelmeer eine ernsthafte Verschiebung der Lage hervorgerufen und die öffentliche Meinung in Frankreich stark beeinflusst hatten.

Mussolini hatte man im letzten Jahre beinahe wie einen Freund behandelt und ihm heimlich eine Reihe von Vorteilen angeboten. Plötzlich hatte er das Blatt vom Munde genommen und durch seine verschiedenen Sprachrohre Anspruch auf Savoyen, Nizza, Korsika und Tunis erhoben... Deutschland, das man in der Angelegenheit vorsichtig befragte, erklärte, dass es gegen die italienischen Forderungen nichts einwenden könne.

Die Art, mit der die Verhandlungen vor und nach München geführt worden waren, hatte nun – wenigstens für gewisse französische Staatsmänner – zu einem unerwarteten Rückschlag geführt. Die Sowjetunion hatte sich zurückgezogen und klagte die Westmächte an, eine antirussische Einkreisungspolitik zu führen, die noch übrig gebliebenen Vasallenstaaten in Ost- und Mitteleuropa – vor allem Polen und Jugoslawien – neigten mehr und mehr zu den Achsenmächten, und das Verhältnis zwischen London und Paris hatte sich auf Grund des tiefen Misstrauens, das die Kapitulation in München auf beiden Seiten mit sich gebracht hatte, beträchtlich verschlechtert.

Die italienischen Forderungen mussten natürlich eine Änderung der französischen Einstellung herbeiführen. Daladier hatte sich, obgleich widerwillig, von Bonnet und einigen tonangebenden Mitgliedern seiner eigenen Partei leiten lassen. Er hatte auf die verlockenden Töne von dem selbständigen Frankreich mit seinem Imperium gehört, das im Westen und Osten Europa den Rücken kehren und seinen Blick ausschliesslich auf das Mittelmeer richten sollte. Vergeblich scheint Georges Bonnet die Auffassung verteidigt zu haben, dass Deutschland doch im letzten Augenblick Mussolini zurückhalten und lieber Frankreich stützen wür-

de. Die Gefahr, dass Hitler sich auf die Seite Mussolinis stellte und dessen Forderungen im Mittelmeer unterstützte, wodurch Frankreich in eine noch grössere Abhängigkeit von seinem östlichen Nachbarn kommen würde, trieb Edouard Daladier dazu, offen und mit Nachdruck gegen Mussolini Stellung zu nehmen.

Die öffentliche Meinung, die angesichts der tastenden Aussenpolitik und der Demütigung in München etwas verlangte, woran sie sich halten konnte, begrüßte die theatralische Reise Daladiers nach Nordafrika mit Befriedigung. Nicht ein Zoll französischer Boden wird abgetreten, rief er in Tunis aus.

Je mehr sich die Haltung gegenüber Italien verschärfte, desto gespannter wurde auch das Verhältnis zu der führenden Achsenmacht. Der Coup in Prag hatte auf die öffentliche Meinung wie ein Schlag ins Gesicht gewirkt. Für Daladier war es der Tropfen, der den Becher zum Überfließen brachte. Jetzt begann er endlich, auf die ständig wiederkehrenden Warnungen Goulondres aus Berlin zu hören. Bonnets Einfluss war im Sinken.

Angesichts der Drohung im Mittelmeer, dem Einmarsch in Prag und den Wolken, die sich über Warschau zusammenzogen, war Marcel Déat der einzige, der im «Oeuvre» die Parole formulierte: «Wir wollen nicht für Danzig sterben.» In der offiziellen Presse erklärte man, dass es sich nicht um Danzig, sondern um Europas und Frankreichs Sein oder Nichtsein handle.

Fieberhaft nahm man im Quai d'Orsay die Fäden in dem missglückten Gewebe wieder auf. Es galt jetzt ein neues zu weben. Von der erwachenden öffentlichen Meinung in England unterstützt, stellte man das Bündnis mit Polen wieder her und versuchte eine Zusammenarbeit mit den Russen zustande zu bringen. Wenn es auch in Polen glückte, das angesichts einer feindlichen Übermacht seine Aussenpolitik plötzlich herumwerfen musste, so waren die Hindernisse in Moskau offenbar unüberwindlich. Dort glaubte man nicht mehr an die Versicherungen der Westmächte – und war sich deren Schwäche bewusst.

So stand Frankreich beim Ausbruch des Krieges diplomatisch unvorbereitet – ohne russische Hilfe und war nicht fertig, um dem angegriffenen polnischen Bundesgenossen zu Hilfe zu kommen. Daladier und mit ihm die gesamte französische Staatsführung zögerte. Aussenminister

Bonnet bemühte sich bis zum letzten Augenblick, einen Kompromiss zustande zu bringen: Polen sollte geopfert und damit Zeit gewonnen werden. Aber nicht einmal er glaubte, dass man dem Krieg ausweichen könne, er wollte nur einen Aufschub erlangen. (Vgl. Carnets de Jean Zay, Je suis partout, April 1941.) Der Schritt, den man am 1. September 1939 unternommen, hat vielleicht auf Generationen hinaus das Schicksal des Landes bestimmt. Es ging darum, das französische Imperium zu verteidigen, das nach dem Sieg der Achsenmächte in Mittel- und Osteuropa Gefahr lief, in die Brüche zu gehen. Die Allianz mit Grossbritannien konnte nicht auf gegeben werden, da Frankreich sonst allein und verlassen einem furchtbaren Feind gegenübergestanden wäre. Den Zeitpunkt für den Ausbruch des Krieges hatte man zwar nicht gewählt und kaum vorausgesehen – sowohl ein Fehler der Diplomaten als auch des militärischen Nachrichtendienstes –, aber vor die Wahl zwischen Krieg und einer unmittelbaren Unterwerfung mit einem darauffolgenden politischen und vielleicht auch militärischen Zusammenbruch gestellt, wählte man den Krieg. Ist das Risiko so gross? fragte sich vielleicht der Staatschef Lebrun. General Gamelin und seine nächsten Mitarbeiter hatten versichert, dass die Maginotlinie uneinnehmbar sei.

Zwischen Krieg und Frieden

Bei Ausbruch des Krieges machte sich überall im Lande das Bedürfnis nach einer nationalen Sammlung um die Person Daladiers geltend, und während der Tage nach der Kriegserklärung wurde die Frage einer politischen Umgruppierung innerhalb der Regierung lebhaft diskutiert. Es wäre durchaus verständlich gewesen, wenn sämtliche Parteien ihre Vertreter in eine Regierung geschickt hätten, die die Aufgabe hatte, den Krieg zu führen.

Edouard Daladier selbst dürfte wohl kaum Anhänger einer Massnahme gewesen sein, die seine Alleinherrschaft hätte einschränken können. Die Rechtsgruppierungen, die einhellig den «starken» Daladier stützten, widersetzten sich einer Mitarbeit der Sozialisten innerhalb der Regierung. Es wurden sogar Forderungen erhoben, die Sozialisten so

weit wie möglich von der Politik auszuschalten; die Kommunisten sollten einfach eingesperrt werden. Schliesslich begnügte sich Daladier damit, Georges Bonnet vom Posten des Aussenministers zu entfernen, den er selbst übernahm, und einen Vertreter der katholischen Demokraten, den harmlosen und mit guten Absichten ausgerüsteten Champetier de Ribes, zum Unterstaatssekretär im Quai d'Orsay zu ernennen. Bonnet wurde das Justizministerium zugeteilt, und ein in Friedenszeiten stark propagierter Organisator, Raoul Dautry, früher Chef der französischen Staatsbahnen, wurde zum Rüstungsminister ernannt.

Dem Geiste nach war dies eine eindeutige Rechtsregierung, die hauptsächlich von den konservativen Gruppen und dem rechten Flügel der Radikalen Partei («Bürgerliche Linke») gestützt wurde. Innerpolitisch trat sie auch als eine solche in Erscheinung. Pressefreiheit, Versammlungsfreiheit und das Recht der freien Meinungsäusserung wurden vollkommen aufgehoben. Ein verstärktes Polizeisystem trat in Funktion.

Hier wurde der erste ernsthafte Fehler nach Ausbruch des Krieges gemacht: der öffentlichen Meinung legte man einen Maulkorb an, und alle Kritik, auch die berechtigtste und wünschenswerteste, wurde unterdrückt. Die Öffentlichkeit hüllte man in einen künstlichen Nebel von offiziellen halben Wahrheiten, denen nach kurzer Zeit immer weniger Vertrauen geschenkt wurde.

Während Daladier – der selbst an der Spitze des Aussenministeriums und des Verteidigungsministeriums stand und ausserdem der starke Regierungschef sein sollte, der alle Verantwortung trug – nach innen eine eindeutig reaktionäre Politik führte, war er aussenpolitisch mit den alten Hemmungen belastet. Er schwankte zwischen Kompromiss und totalem Krieg, nahm den Krieg einmal als ein politisches Manöver und das andere Mal als blutigen Ernst.

Hauptsächlich nach innen kam diese Tendenz deutlich zum Ausdruck. Die Zensur arbeitete eigentlich nur in einer Richtung: gegen die Demokratie, gegen das parlamentarische System, gegen die Arbeiterklasse. Innerhalb der Verwaltung herrschte ausschliesslich Willkür. Die Herrschaft der Polizei war überall vorherrschend. Der Kriegszustand schuf bald rechtlose Verhältnisse, die sich kaum von jenen während der Monate nach der Niederlage unterschieden.

Mit einer schweigenden Presse und einem Parlament, das seiner elementaren Rechte beraubt war, konnten Polizei und Verwaltung ziemlich ungestört regieren. Personen verschwanden plötzlich und wurden ins Konzentrationslager gesteckt, weil sie irgendeine für die Machthabenden missliebige Äusserung getan hatten. Man veranstaltete eine Jagd auf Kommunisten, aber allen denen, die offen oder heimlich für deutsche oder italienische Interessen arbeiteten, wurde kein Haar gekrümmt. Gewisse Zeitungen, wie zum Beispiel «Je suis partout», konnten ungestört für die Diktaturideologien und für die Diktaturstaaten arbeiten.

Eine Verordnung nach der anderen schränkte die Freiheit der Arbeiter auf dem Arbeitsplatz ein. Alle Versuche seitens der Arbeiterpresse, in die Verhältnisse einzugreifen, wurden von der Zensur unbarmherzig unterdrückt.

Bezeichnend war die Behandlung, die politische Emigranten und Flüchtlinge erfuhren. Diese waren der Polizei hilflos ausgeliefert. Viele von ihnen hatten sich gleich bei Kriegsausbruch als Freiwillige gemeldet. Jetzt wurden sie Hals über Kopf in die Konzentrationslager gesteckt und man machte keinen Unterschied zwischen alten, vom Quai d'Orsay mehr oder weniger unterstützten deutschen Ministern, einem zu Jahren gekommenen Dichter wie Fritz von Unruh und den unzähligen halb hungernden Handwerkern, Schriftstellern oder Angehörigen der freien Berufe. Dass die deutschen Emigranten unter Polizeiaufsicht gestellt wurden, war eine an und für sich verständliche Massnahme, aber das geschah brutal und vollkommen willkürlich. Man könnte erschreckende Schilderungen von den widerwärtigen Verhältnissen geben, die in den französischen Konzentrationslagern herrschten. Die Polizei war so allmächtig, dass es lange Zeit dauerte, bis ein Staatssekretär des Quai d'Orsay einzugreifen wagte, um Fritz von Unruh frei zu bekommen.

In diesem rechtlosen Regime blühte der Fremdenhass plötzlich auf, der stets bei Polizei und Verwaltung geschlummert hatte. Die Internierten, die in den allermeisten Fällen unschuldige und unverdächtige, arme Menschen waren, mit denen man mitfühlen konnte, sie aber nicht misshandeln durfte, wurden wie Verbrecher behandelt. In den Lagern wurden sie von den Lagerkommandanten oft mit «sales boches» angeredet,

obgleich sie vielleicht als Juden oder Demokraten aus dem Dritten Reich geflohen waren, um ihr Leben zu retten.

Es schien, als ob Daladier keine Ahnung hatte von dem Zustand, der weiter unten in der Verwaltung herrschte. Empfindlich und misstrauisch und nach dem Kriegeausbruch von Tag zu Tag nervöser, witterte er hinter jeder Klage politische Absichten, mit dem Ziel, seine persönliche Machtstellung oder das Vertrauen, das er zweifellos während der ersten Kriegsmonate in weiten Kreisen genoss, zu untergraben.

Allmählich kam es dahin, dass der souveräne Daladier in einer höheren Sphäre regierte, während die von ihm mehr und mehr unabhängigen niederen Instanzen wirklich regierten. Jeder kleine Wachtmeister in der Verwaltung verwandelte sich in einen barschen Daladier. Die Kritik, die die Führung nicht antasten durfte, durfte auch den Werkzeugen nichts anhaben. Auf diese Weise entstand schliesslich eine selbstherrliche, anonyme Bürokratie, die unter dem Deckmantel Daladiers diktatorisch herrschte.

Im Aussenministerium war, nach Bonnets Übersiedlung zum Place Vendôme, ein lebenswürdigerer Ton eingeführt worden. Den Diplomaten kam es vor, als ob sie doch nicht alle Existenzberechtigung verloren hätten, und die ausländischen Journalisten durften sich einbilden, der Quai d'Orsay sei ihnen zum mindesten wohlgesinnt. Sonst aber war der grosse Palast am Quai d'Orsay ein schlafendes Schloss, wo der eigentliche Aussenminister Daladier sich niemals zeigte. Daladier führte den Krieg in der Rue Saint Dominique – dem Sitz des Kriegsministeriums. Die Aussenpolitik hatte mit dem Ausbruch des Krieges alles Interesse verloren.

Was geschah während dieser Zeit an der Front? Es gab in den ersten Septemberwochen wohl kaum einen Franzosen, dem der Ernst des Krieges nicht bewusst war. Jeder war davon überzeugt, dass der Krieg begonnen hatte. Man war darauf vorbereitet, Opfer, grosse Opfer zu bringen, Entbehrungen und Leiden auszustehen.

Aber der Krieg begann nicht. Oder besser: er begann, geriet aber nach einigen Wochen ins Stocken.

Gamelins ursprünglicher Plan soll gewesen sein: unmittelbar nach Ausbruch des Krieges eine Offensive gegen Italien in Gang zu setzen. Da aber Mussolini seine Neutralität erklärte und starke Kräfte in Paris

die französische Regierung daran hinderten, Italien zu einer Stellungnahme zu zwingen, musste der Plan aufgegeben werden. Ein Plan, die Siegfriedlinie anzugreifen, dürfte wohl kaum jemals ernsthaft existiert haben.

Der französische Generalstab war auf Defensive eingestellt, und der Schlüssel zum Sieg hiess: Maginotlinie. Es kam nicht darauf an, eine Offensive zu unternehmen, sondern den Feind aus seinen Stellungen zu locken und ihn zu veranlassen, einen Angriff auf die Maginotlinie in Gang zu setzen. Das war die grosse Hoffnung des Generalstabs.

Man verstand sehr gut, dass die öffentliche Meinung eine solche Taktik schwerlich guthessen würde und erklärte deshalb, dass die Scharmützel, die in den ersten Septemberwochen stattfanden und einige vorgeschobene französische Abteilungen bis in die Saar führten, als Vorberreitungen zu einer Offensive gegen die Siegfriedlinie gedacht waren.

Ungefähr am 20. September hielt man in Paris den polnischen Widerstand für gebrochen. Eine Woche später räumten die Franzosen die Stellungen, die sie östlich von ihren eigenen Befestigungswerken erobert hatten. Die vorrückenden Deutschen – hauptsächlich Erkundungstruppen – fanden verlassene Schützengräben. Die Franzosen hatten sich zum Winterschlaf in die Maginotlinie zurückgezogen.

Seitens des Generalstabs erklärte man das Nichtzustandekommen einer französischen Entlastungsoffensive für die polnische Verteidigung damit, dass man den Aufmarsch nicht rechtzeitig vollenden konnte. Vom ersten Mobilisierungstag an gerechnet brauchte man ungefähr drei Wochen Zeit. Die französischen Armeen hatten wahrscheinlich ungefähr am 20. September ihre Positionen bezogen. Eine französische Offensive hätte, nach Aussage derselben Kreise, die aufmarschierenden französischen Kolonnen heftigen deutschen Bombenangriffen ausgesetzt. Das Risiko, auf diese Weise die Mobilisierung erheblich zu erschweren, wollte man nicht eingehen. Man liess durchblicken, dass die unentschuldbaren Fehler in der polnischen Verteidigung den Zusammenbruch im Osten katastrophal beschleunigt hatten. Wenn Polen nur

noch zwei Wochen standgehalten hätte, wäre die Offensive gegen die Siegfriedlinie in vollem Gange gewesen!

Nach dem polnischen Zusammenbruch hielt man deshalb in denselben Kreisen eine französische Offensive gegen die deutschen Befestigungslinien für sinnlos. Den Polen konnte nicht mehr geholfen werden. Eine halbe Million Franzosen gegen die deutschen Kanonen zu werfen, wäre vielleicht ein Schauspiel gewesen; war aber das Ziel den Einsatz wert? Der Generalstab erklärte sich auf keinen Fall bereit, ein Massenblutbad, wie 1917 bei Verdun, anzustellen. Der moderne Krieg erfordere neue Methoden. Es kam darauf an, Menschenleben zu schonen. Dieses wurde eines der Schlagworte des Generalstabs.

In dem Kreis um Daladier scheint jedoch eine Offensive lebhaft und eingehend diskutiert worden zu sein. Von vielen wurde eine solche eifrig befürwortet. Man erringt keinen Sieg ohne Opfer, man erzielt keine Erfolge, ohne ein Risiko einzugehen. Auf die Dauer würde eine stehende Front sowohl auf die Soldaten als auch auf die Zivilbevölkerung demoralisierend wirken. Jetzt, bevor Deutschland sich von den Anstrengungen in Polen erholt hatte, war der Augenblick gekommen, um die erste Schlacht des neuen Krieges zu schlagen.

Genau so wie in München wurde Daladier wiederum das Opfer seiner Unentschlossenheit. Wie verhext hörte er auf Gamelin, und dieser wollte von einer Offensive gegen die Siegfriedlinie nichts wissen. Eine gewisse antibritische Opposition gewann an Boden und wies darauf hin, dass die Engländer noch immer nicht bis zur Front gelangt waren. Franzosen fielen jeden Tag in den Gefechten vor der Maginotlinie, die Engländer aber hatten keine Verluste. Hier war ein wunder Punkt, den die deutsche Propaganda sofort ausnutzte.

Anstatt zur Offensive überzugehen, wurden die französischen Regierungskreise dazu gezwungen, Tag für Tag der französischen Öffentlichkeit klarzumachen, dass die Engländer, wenn sie auch noch nicht bis zur Front gelangt, so doch auf dem Wege dorthin waren. Sie mussten erklären, dass die Engländer in dem gemeinsamen Krieg zur See bereits 400 bis 500 Mann verloren hatten, während Frankreichs Verluste sich auf

60 bis 70 beliefen. Die deutsche Propaganda zwang die Franzosen in einen Nervenkrieg.

Man konnte der Öffentlichkeit natürlich nicht mitteilen, dass der französische Generalstab bereits bei den Vorverhandlungen mit den Engländern überlegen erklärt hatte, am Anfang keine britischen Truppen zu brauchen, da die französischen Armeen allein der Aufgabe gewachsen seien. Bei der französisch-britischen Zusammenarbeit, wie sie in den engeren Kreisen verstanden wurde, sollte der «stärksten Armee der Welt», der französischen, die Aufgabe zufallen, in der ersten Zeit die Operationen zu Lande zu führen, während die britische Flotte – und die Flugwaffe – ihrerseits die Blockade gegen den Feind durchzuführen übernahm.

Der russische Griff nach Finnland war eine Überraschung, kam aber für viele französische Kreise als eine willkommene Ablenkung. Der Krieg an der Westfront war ins Stocken geraten. Die Zivilbevölkerung hinter der Front bekam das Gefühl, dass dieser ganze «Krieg» nur ein diplomatisches Manöver sei.

In der Pariser Presse, die doch vom Militär stark kontrolliert wurde, kam es zu richtigen Explosionen. Die Rechtspresse begann einen wilden Kriegstanz gegen die Sowjetunion und gegen die Bolschewisten aufzuführen. In dem engeren Kreis um Daladier glaubte man, der Krieg würde nun doch ernsthaft beginnen.

Aber auch in diesem Falle konnte Daladier sich nicht entschliessen. Er zögerte und wurde zwischen seinen Ratgebern hin und her gezerrt. Der Gedanke, mit Hilfe des Völkerbundes der Sowjetunion beizukommen, musste grotesk wirken für eine Regierung, die faktisch den Völkerbund ignoriert hatte – deren eifrigste Ratgeber ausserdem den Völkerbund als eine gescheiterte Institution zu kennzeichnen pflegten, die selbst in den Tagen ihrer Blüte hauptsächlich den französischen Interessen entgegengearbeitet hatte. Die Linksgerichteten innerhalb der Regierung und des Parlaments hielten aber jetzt den Augenblick für gekommen, den Völkerbund zu rehabilitieren. Die Rechte wiederum hatte nichts dagegen, dass dieser als Waffe gegen die Sowjetunion verwendet wurde. Im Dezember 1939 trafen sich Franzosen und Engländer in Genf mit dem eiteln Vorhaben, Europa gegen Russland zu mobilisieren.

Hinter den stürmischen Meinungsäusserungen, die in der französischen Presse und Öffentlichkeit wegen der finnischen Frage zum Ausdruck kamen, standen starkes Mitgefühl und echte Empörung. Es wäre ungerecht, zu sagen, dass diese nur von Daladier und seinen Ratgebern künstlich erzeugt waren. Der Unwille über die Haltung Schwedens, der gleichzeitig zum Ausdruck kam, war ebenfalls keine reine Konstruktion. Man kann aber hinzufügen, dass diese stürmischen Meinungsäusserungen niemals öffentlich zum Ausdruck gekommen wären, wenn nicht die Militärs, die ja die Zensur handhabten, gerade diese durchgelassen hätten.

Es war für die Franzosen offenbar keine leichte Sache, den Finnen zu Hilfe zu eilen. Gegen ein solches Unternehmen sprachen vor allem geographische und strategische Verhältnisse. Man musste durch Norwegen und Schweden und vielleicht die Neutralität dieser Länder verletzen. Man wäre vielleicht auch gezwungen gewesen, in einen Krieg gegen die Sowjetunion zu gehen – und ein solches Unternehmen hätte unüberblickbare Folgen gehabt.

Die besonnenen aussenpolitischen Auguren sprachen sich gegen ein solches Abenteuer aus. Das Risiko, die Sowjetunion endgültig in das Lager der Achsenmächte zu treiben, war zu gross. Daladier aber hatte keine aussenpolitischen Auguren um sich. Er musste – wenn nicht mit der öffentlichen Meinung – so doch mit den Kreisen und Kräften rechnen, die unter diesen Verhältnissen die öffentliche Meinung zu vertreten glaubten: der höheren Verwaltung, den leitenden Generalstabsoffizieren, den konservativen Parteigruppen, den Finanz- und Bankinteressen und der Grossbourgeoisie. Und diese Kreise waren vor allem antibolschewistisch. Charles Maurras ging Tag für Tag in der «Action Française» auf Kriegspfaden und forderte in grösster Weise die Schliessung der «Räuberhöhle in der Rue de Greneile» (die Sowjetgesandtschaft) und die Kriegserklärung der Westmächte an die Sowjetunion. Die gesamte konservative Welt würde mit Dankbarkeit auf Paris und London blicken, wenn diese die bolschewistische Hydra besiegten – Franco und Mussolini würden Lobgesänge auf Daladier, die moderne Jeanne d'Arc des Kreuzzuges gegen die Weltrevolution, anstimmen.

Die Zensur, mit der weder Daladier noch der Quai d'Orsay viel zu

schaffen hatten, da diese vollkommen in den Händen des Militärs lag, öffnete Tür und Tor für eine besondere Pressefreiheit, die darauf ausging, die Stimmung des Volkes für einen Krieg gegen die Sowjetunion aufzuhetzen. Man hatte das Gefühl, dass der Generalstab nach einer Ablenkung für die aufkommende Missstimmung im Lande, für die Unlust an der Front über den «komischen» Krieg, der kein Krieg war, suchte. General Gamelin und seine Ratgeber sahen keine Möglichkeit, ein Kriegsspiel an der Westfront zu beginnen, nachdem es den Deutschen nicht behagte, anzugreifen. Aber an anderen, fernerer Fronten?

General Weygand, der Oberbefehlshaber über die Orientarmeen, war befragt worden und hatte einen Vorstoss in Kleinasien oder auf dem Balkan vorgeschlagen, was ebenfalls Krieg mit der Sowjetunion bedeutet hätte. Weygand hatte schon früher einmal gegen die Bolschewisten gekämpft – vor Warschau – und schien offenbar geneigt, diesen Kampf von neuem aufzunehmen. Die politische Auffassung Weygands war übrigens dieselbe wie die Charles Maurras': Tod den Bolschewisten!

Angesichts der drohenden Lage in Finnland waren jedoch die Alliierten gezwungen, schleunigst Stellung zu nehmen. Bei der Sitzung des höchsten Rates, Anfang Februar, verlangte Daladier ein aktives Eingreifen. Er musste handeln, um die öffentliche Meinung zu beruhigen. Er schlug vor, es sollte ein alliiertes Expeditionskorps nach Finnland geschickt werden – eventuell über Skandinavien. Unter den militärischen Ratgebern Daladiers dürfte es sehr wenige gegeben haben, die eine Ahnung von den geographischen und strategischen Verhältnissen im Norden hatten. Obskure Reisebuchverfasser arbeiteten ein grossartiges Programm für den «mächtigen» Daladier aus. Sollte man über Trondheim, über Narvik oder ganz einfach über Göteborg gehen? Man scheint den Vorschlag nicht ganz ernst genommen zu haben. Etwas phantastisch Amateurmässiges muss dem ganzen Vorhaben angehaftet haben. Die antibolschewistische Falange hinter Daladier zeigte keinen Enthusiasmus für eine Expedition nach Finnland, sie hätte einen Angriff auf die Ölquellen von Baku mit den darauf folgenden kriegerischen Verwicklungen mit den Bolschewisten vorgezogen. Daladier aber entschloss sich wie gewöhnlich für «den goldenen Mittelweg». Man schickte ein

Expeditionskorps nach Finnland, man machte eine grosse Geste, erklärte aber Russland nicht den Krieg.

Es dauerte einige Wochen, bis das französische Expeditionskorps fertig ausgerüstet war. Nach zuverlässigen Angaben dürfte dieses 40'000 Mann umfasst haben. Die Rekrutierung war teilweise freiwillig. Offiziere hatten sich in grossem Umfange gemeldet. Sie waren es überdrüssig, in irgendeiner abgelegenen Landgarnison auf den Krieg zu warten. Die Mannschaft wurde in der Regel zwangsrekrutiert und zeigte keinen Enthusiasmus; sie hätte gern auf französischem Boden gegen die Deutschen gekämpft, aber irgendwo am Polarkreis gegen die Russen? Die kommunistische Propaganda, die nicht ganz aufgehört hatte, setzte mit neuen Kräften ein. «Das ist der Feldzug des Grosskapitals gegen die russischen Arbeiter», flüsterte man, und wenn diese Behauptung auch kein grösseres Vertrauen gewann, so tat sie doch ihre Wirkung. Was hatten Franzosen am nördlichen Polarkreis zu schaffen?

Die Expedition kam glücklicherweise – jetzt kann man wohl dieses Wort gebrauchen – nie zustande. Daladier hatte sicher nicht die Absicht, die Expedition zu verhindern und begrüsst deshalb die schwedische Vermittlungsaktion keineswegs mit Befriedigung. Faktisch waren es diese Vermittlungsaktion und die darauffolgenden Friedensverhandlungen, die Daladier stürzten. Man kann aber auch annehmen, dass die Drohung der Westmächte, Truppen nach Finnland zu schicken, wenn auch der Beschluss spät gefasst und amateurmässig durchgeführt wurde, die Russen doch nachgiebiger gemacht hat, als es sonst der Fall gewesen wäre. Indirekt hat also die missglückte Polarkreisexpedition der Alliierten den Finnen doch geholfen.

Das finnische Abenteuer wurde zu dem Tropfen, der den Becher der Missstimmung zum Überfliessen brachte. Jetzt schlossen sich alle Gegner Daladiers zu einer gemeinsamen Kraftanstrengung zusammen.

Daladiers schwankende und wechselnde Finnlandpolitik hatte ihn sowohl vor seinen Gegnern als auch vor seinen ehemaligen Anhängern und Freunden blossgestellt. Die Rechten, mit dem Faschismus Sympathisierenden an der Spitze, entdeckten, dass Daladier nicht der antibol-

schewistische Führer War, von dem sie geträumt hatten. Er hatte den Sowjetgesandten nicht des Landes verwiesen, er liess Weygand nicht auf der Halbinsel Krim Krieg führen und hatte absichtlich die Intervention in Finnland hinausgezögert, um die Sowjetunion zu schonen.

Gleichzeitig entdeckten sie auch, was Daladiers Gegner ihm seit Dezember 1939 mit wachsender Angst vorwarfen: dass er den umfassenden, komplizierten Verwaltungsapparat, mit dessen Hilfe das Land aufgerüstet werden sollte, nicht beherrschte. Mit lobenswerter Energie hatten die verschiedenen Parlamentsfraktionen während des Winters 1939–40 auf eine Einberufung des Parlaments hingearbeitet, um an den Massnahmen der Regierung für eine beschleunigte Aufrüstung teilzunehmen. Lange hatte Daladier sich dieser Forderung widersetzt. Seine Ratgeber hatten ihm zugeflüstert, dass intrigante Konkurrenten ihn zu stürzen versuchten. Man verwies unter anderen auf Paul Reynaud.

Schliesslich musste er sich bequemen, die Kammern zu einer geheimen Sitzung einzuberufen. Er wurde einer heftigen Kritik ausgesetzt. Es war ihm aber geglückt, ausweichend zu antworten und sich hinter dem Militäргеheimnis oder direkt falschen Angaben zu verbergen. Immer wieder fragte man ihn nach der Produktion von Flugzeugen. Er machte Angaben, die nicht das geringste mit der Wirklichkeit zu tun hatten. Als die Interpellanten sich erlaubten, die Angaben zu bezweifeln, rief Daladier verdriesslich aus: «Ich bin allein verantwortlich, Sie können der Regierung des Landes, die sich mitten im Krieg befindet, nicht mit Misstrauen begegnen ...» Und damit war die Angelegenheit, wenigstens teilweise, aus der Welt geschafft.

Man klagte über alles: über eine chaotische und allzu langsame Kriegsproduktion, über eine rücksichtslose und parteiische Zensur, über eine schwankende und unkundige Aussenpolitik und Diplomatie, über Zaghaftigkeit bei der Aufbringung von Finanzmitteln zur Bezahlung der Aufrüstung, über Schlappeheit und Faulheit in der Verwaltung, über Rechtsübergrieffe, Rechtlosigkeit ... Ja, man klagte über alles.

An Komplotten gegen die Regierung fehlte es nicht. Bereits während der Wintermonate arbeiteten Flandin und Laval im Verborgenen. Sie

hatten ihre Agenten in den Ministerien und in unmittelbarer Nähe der Regierung. Ging es bei diesen Intrigen bereits um einen Separatfrieden? Vielleicht nicht. Wenigstens nicht um einen Separatfrieden in dem üblichen Sinne des Wortes. Man dachte an ein Sonderabkommen mit Italien – eventuell konnte man einen Teil von Tunis opfern. Man vermutete, dass Spanien und Franco für eine Politik der Freundschaft gewonnen werden könnten. Was Deutschland betraf, gingen die Meinungen sicher auseinander. Da aber der Krieg noch nicht begonnen hatte und Polen sowieso verloren war, konnte es vielleicht gelingen, den Krieg zum Stillstand zu bringen? Sollte man einen Krieg führen, so musste er gegen die Sowjetunion, gegen den Bolschewismus gerichtet sein.

Im Januar tauchte zum erstenmal der Name des Marschalls Pétain auf. Er war dafür bekannt, dass er aufrichtige Freundschaft und Bewunderung für General Franco hegte. Auch seine Sympathien für Mussolini waren bekannt. Könnte Pétain der Nachfolger Daladiers werden?

Offensichtlich schreckten die Konspirateure im letzten Augenblick vor den Konsequenzen zurück. Wenn Daladier gestürzt würde, welche Garantien gab es, dass Präsident Lebrun Marschall Pétain den Auftrag geben würde, das neue Kabinett zu bilden? Würde er nicht eher auf Veranlassung der Wortführer in den beiden Kammern, Jeanneney im Senat und Herriot in der Deputiertenkammer, Paul Reynaud vorschlagen – der sofort den Sozialisten anbieten würde, in die Regierung einzutreten? Das war gerade das, was auf jeden Fall verhindert werden musste.

Gleichzeitig forderte man so gut wie allgemein «eine energische Kriegsführung». Die britische Presse kritisierte immer kräftiger Neville Chamberlain. Churchill trat in den Vordergrund. Wenn auch die britische Kritik nur sehr spärlich zur Kenntnis der französischen Öffentlichkeit gelangte, so wuchs dennoch die Opposition gegen «cette drôle de guerre».

Während man noch im Januar feststellen konnte, dass die Moral an der Front und vor allem in der Maginotlinie gut war, begann diese im Februar und März zu sinken. Hinter der Front war die Moral bereits bedenklich geschwächt. Die Luxusrestaurants hatten volle Häuser. Thea-

ter und Kinos waren wie üblich geöffnet. Man begann zu vergessen, dass man sich im Kriege befand – es war ja Finnland, das gegen Russland kämpfte. Die Regierung entdeckte plötzlich, dass die Soldaten Urlaub und die Fabriken Spezialisten brauchten. Zu Beginn des Krieges hatte man zu viel Menschen mobilisiert und wusste jetzt nicht, was man mit diesen anfangen sollte. Waren es vier oder fünf Millionen? – Die Regierung ordnete es so, dass die Armee mit Urlaubsbewilligungen überschüttet und zur gleichen Zeit die Lebensmittelfuhr forciert wurde. Die Armee hatte noch niemals so gut und so viel gegessen. Aber es war langweilig.

Ein Einziger in der politischen Welt scheint die Notwendigkeit einer radikalen Änderung gesehen zu haben. Das war Paul Reynaud. Er aber hatte den Generalstab, die Grossbanken, die konservativen Gruppen, die Kommunisten und einen grossen Teil der Sozialisten gegen sich.

Edouard Daladier merkte, wie die Missstimmung um ihn herum wuchs. Er wechselte seine Ratgeber, diskutierte mit seinen Vertrauten innerhalb der radikalen Parteileitung, gab dem Druck der öffentlichen Meinung nach, indem er einige kleine Änderungen in der Leitung der Zensur vornahm, musste aber doch schliesslich dem Oppositionssturm, der allmählich auf gekommen war, gegenüberreten.

Dieses geschah in einer öffentlichen Sitzung der Deputiertenkammer, in der seine Politik einer lahmen Kritik ausgesetzt wurde. Keiner wagte, ebensowenig wie bei Kriegsausbruch, sich offen auszusprechen. Man fürchtete, dass der Feind zuhören und dass die allmächtige Regierung in irgendeiner Form zu Mitteln gegen die allzu offenen Opponenten greifen würde.

Der Regierungschef benahm sich während der Debatte wie ein hilfloser Mensch. Er blies sich auf und sprach im Kommandoton; hinter der Barschheit entdeckte jedoch jeder seine Unentschlossenheit. Er wusste nicht, was er wollte. Er brachte zum Ausdruck, dass er bereit sei, alles für das Vaterland zu opfern und beklagte sich über dunkle Kräfte, die daran wären, ihn zu stürzen.

Die Kammer gab kein eindeutiges Misstrauensvotum. Der grössere Teil der Versammlung enthielt sich der Stimme. Der Regierungschef

stand dort mit den mühsam zusammengelesenen Stimmen seiner Partei und einigen verstreuten Stimmen auf der Rechten und Linken. Das Parlament hatte ihm einfach den Rücken gekehrt und war zur Tagesordnung übergegangen. Nach langem Bedenken begab sich Daladier zum Staatschef, um das Demissionsgesuch seines Kabinetts einzureichen. Paul Reynaud bekam den Auftrag, das neue Kabinett zu bilden. Nach 24 Stunden war dieses fertig.

Vom Hotel Continental zum Palais Bourbon

Als sich die französische Regierung in der letzten Augustwoche 1939 darüber klar geworden war, dass man dem Krieg wahrscheinlich nicht länger ausweichen könne und die Ereignisse einen sehr raschen Verlauf nehmen würden, improvisierte man in wenigen Tagen ein Zensur- und Informationsministerium. Die Telephonverbindungen mit dem Auslande wurden abgebrochen, alle Telegramme mussten französisch abgefasst und einer Prüfung der Militärkontrolle unterworfen werden.

Dieses geschah in einem unbeschreibbaren Durcheinander. In den ersten Nächten mussten die Presseleute von der Zentralpost zum Aussenministerium und vom Aussenministerium zum Hotel Continental, wo das Informationsbüro untergebracht worden war, laufen, um irgendeinen uniformierten Herrn zu erwischen, der zufälligerweise den Zensurstempel in der Hosentasche aufbewahrte.

Um diesem kriegswichtigen Faktor, der Zensur und Propaganda genannt wurde, Platz einzuräumen, hatte die Regierung das grosse Hotel Continental in der Rue de Rivoli beschlagnahmt, in das nun ein umfangreicher Stab einrückte. Woher kamen alle diese Leute? Einige gehörten zum Aussenministerium, und diese waren ohne Zweifel die besten Elemente. Sie wussten wenigstens, was Ausland bedeutete. Die anderen – waren pensionierte Offiziere, ruinierte Kriegswitwen, ausgediente Professoren, arbeitslose Advokaten, politische Gelegenheitsarbeiter und Verwandte und Bekannte von Verwandten der politischen Leiter und Machthaber. Eine unglaublich erscheinende Versammlung!

Während der ersten Tage arbeitete und schlief das Personal in den Hotelzimmern. Von dem bleichen und verzagten Jean Giraudoux, Chef des Informationskommissariates, strahlte in den ersten Tagen und Wochen eine gewisse Energie aus. Jeden Augenblick erwartete man massive deutsche Bombenangriffe auf die Hauptstadt, fieberhaft wurden Vorbereitungen für eine Evakuierung nach den Loireschlössern getroffen, man arbeitete Tag und Nacht – sogar an den Sonntagen. Das war die heroische Zeit! Sie dauerte genau drei Wochen.

Jean Giraudoux, ein geistreicher Mann des Theaters, witzig und klug im Privatleben und vielleicht ein tüchtiger Diplomat, wurde als Leiter des Informationswesens eingesetzt, ohne irgendeine Voraussetzung für diesen Posten zu haben. Er war kein Organisator. Er verstand nichts von Propaganda und wusste auch nichts von der Presse. Vorsichtigerweise versah man ihn nur mit begrenzten Vollmachten. Es war Krieg; das Militär hatte zu bestimmen. Bei der Wahl des Personals hatte Giraudoux natürlich kein Mitbestimmungsrecht, die Listen der «Bedürftigen» waren seit Langem fertig. Es galt vor allem Mäuler zu stopfen; die Leistung kam erst in zweiter Linie.

Mit rührender Naivität erklärte Jean Giraudoux bei seinem Machtantritt, dass «Frankreich keine Propaganda machen würde». Propaganda sei ein Wort, das für die totalitären Staaten passe. Eine Demokratie brauche nur die Wahrheit, nichts als die Wahrheit zu sagen. Das Informationsministerium würde in der Hauptsache informieren und aufklären – keine Propaganda betreiben.

Es ist schwer zu sagen, was die pensionierten Professoren, arbeitslosen Advokaten und kriegsunlustigen Beamten, die sich in wenigen Tagen in barsche Krieger verwandelt hatten, über Jean Giraudoux dachten. Vielleicht glaubten sie, er meine es ernst. Vielleicht glaubten sie, dass er scherze. Sie aber scherzten auf keinen Fall. Das bekam die Presse zu spüren.

Diese Herren Zensoren betrachteten offenbar Presse und Journalisten als ihre persönlichen Feinde. Eine solche Einstellung findet man beinahe bei allen jenen, die plötzlich und ohne es verdient zu haben, Macht in die Hände bekommen. Die französischen Zensoren machten keine Ausnahme.

Die Pariser Presse wurde in wenigen Wochen in eine vollkommen unlesbare Provinzpresse verwandelt. Jeder Text musste vor 11 Uhr abends gesetzt und bei der Zensur eingereicht sein; später wurde die Frist bis Mitternacht verlängert. Sollten dann im Laufe der Nacht die sensationellsten Nachrichten einlaufen, so war die Zensur bereits zu Bett gegangen und schlief. Die sogenannte mächtige Pariser Presse beklagte sich zwar, stiess aber auf ein kompaktes Unverständnis. Die Zensoren hatten geregelte Arbeitszeit und konnten nicht, nur um den Presseleuten einen Gefallen zu tun, die Nacht im Hotel Continental zubringen. Das Ergebnis war: die Zeitungen hatten Nachrichten, die einige Tage alt waren.

An Direktiven fehlte es nicht. Diese wurden von dem Generalstab, dem Ministerpräsidium, dem Aussenministerium, dem Innenministerium und dem Justizministerium gegeben. Es war selbstverständlich verboten, den Regierungschef und das Tun und Lassen der Regierung zu kritisieren. Man durfte nicht über Pressefreiheit oder die Rechte des Parlaments sprechen. Alle meteorologischen Angaben wurden verbannt (damit sie nicht in die Hände des Feindes fielen!). Man konnte deshalb nicht schreiben: es ist heute kalt, es regnete gestern in Tourcoing oder in der Gegend von Nancy schien letzte Nacht der Mond.

Die Zensurverordnungen des Generalstabs fanden eine dermassen doktrinäre Anwendung, dass alle Ortsnamen von militärischer Bedeutung unbarmherzig gestrichen wurden. Der Mitarbeiter von «Aftenposten» wollte seinen Lesern erzählen, dass das Kriegsministerium am Boulevard Saint-Germain lag, wo es sich bereits während des vorigen Krieges befunden hatte. Man zückte den Blaustift, und der Satz wurde ohne weiteres gestrichen.

Die meisten Zensoren kamen aus dem reaktionären Lager. Einige waren Royalisten, andere gehörten der Feuerkreuz-Bewegung an. Einen im wahren Sinne des Wortes Gemässigten gab es nicht unter ihnen. Die Parteipolitik hatte freies Spiel. Léon Blums Leitartikel mit der Schere zu bearbeiten, war für diese Herren ein besonderes Vergnügen. Wagte er zu behaupten, dass der Krieg nicht gegen das deutsche Volk, sondern gegen Hitler geführt werde, schwupp war die Zensur da. Wagte er den Wunsch auszudrücken, der neue Frieden möge gerechter werden als der

vorige und die Forderungen der deutschen Arbeiterklasse sollten berücksichtigt werden, schwupp war die Zensur wieder bei der Hand. Gleichzeitig aber durften die führenden Wochenzeitungen, wie «Gringoire», «Candide» und «Je suis partout», die letztere ein reines Propagandablatt für die Ideologien der Diktaturstaaten, damit fortfahren, ihnen missliebige Linkspolitiker mit Schmutz zu bewerfen.

Mussolini und Italien waren Tabu. Franco war ebenfalls Tabu. Gegen die spanischen Republikaner durfte das stärkste Pulver verschossen werden. Nicht eine Zeile der ständigen Schimpfkanonaden gegen Frankreich, von denen die italienische Presse voll war, durfte zur Kenntnis der Öffentlichkeit gelangen. Die Zensur meinte, diese Äusserungen der italienischen Presse könnten der Öffentlichkeit ein falsches Bild von der wirklichen Lage geben. Mussolini war nicht feindlich gesinnt. Die Schreibereien der italienischen Presse seien nur für den inländischen Gebrauch bestimmt. Als die führenden Zeitungen Madrids offen für Deutschland Stellung nahmen, durfte die Pariser Presse ebenfalls nichts darüber berichten.

Während die englische Presse ziemlich offen über die Kriegsziele diskutierte, wurde dieses in Frankreich verboten – wenigstens für einen Teil der Zeitungen. Die «Action française», mit Charles Maurras an der Spitze, durfte jeden Tag in Sperrdruck erklären, dass Deutschland zerstückelt, das deutsche Volk vernichtet und eine französische Hegemonie über Europa errichtet werden sollte. Während Daladier in seinen Radioansprachen viel von Demokratie sprach, konnte Maurras ebenso ungestört schreiben, dass es sich nicht um einen Krieg zwischen Demokratien und Diktaturstaaten handle, sondern «zwischen den zivilisierten Westmächten und den barbarischen Hunnen» und dass Franco und Mussolini selbstverständlich zur Zivilisation, während Blum, Herriot und Roosevelt wohl mehr zu den Hunnen gehörten.

Die Zensur dirigierte die Presse in ihrer Weise – und nie waren der rabiaten Pariser Boulevardpresse freiere Zügel gelassen als während dieser gesegneten Monate. Gleichzeitig aber wurden natürlich alle Nachrichten unterdrückt, die aus diesem oder jenem Grunde von den auf diesem Gebiet völlig inkompetenten Herren als «gesellschaftsschädlich» angesehen wurden. Die zahllosen Verhaftungen von «Unzufriede-

nen» wurden in der Presse nicht mitgeteilt. Man durfte nicht einmal wissen, dass es überhaupt Konzentrationslager gab. Ein Eisenbahn- oder Flugunglück wurde geheim gehalten. Keine Verluste an Toten oder Gefangenen wurden zugegeben, trotzdem diese so gering waren, dass sie wirklich nicht der «Gesellschaft» schaden konnten. Die Massnahmen der Regierung bei der Lebensmittel- und Kohlenverteilung durften nicht kritisiert werden, nicht einmal Einzelheiten. Stattdessen erzählte Ferdonnet, der Franzose in Stuttgart, den eifrig hörenden Franzosen das, was hinter den Kulissen vor sich ging. Durch das Stuttgarter Radio bekamen die Franzosen Grüsse von französischen Kriegsgefangenen, die nach Aussage der Behörden niemals gefangen genommen worden waren – auf jeden Fall aber Gefangene waren! Ferdonnet konnte erzählen, was alle Eingeweihten über das Intrigenspiel hinter den Kulissen des Ministerpräsidiums wussten, über die Schwierigkeiten der Kriegsproduktion, über schreiende Missverhältnisse bei der Lebensmittelverteilung, über Unzufriedenheit, über Konzentrationslager, ja, über alles, was einen von der Aussenwelt abgesperrten französischen Bürger interessierte.

Mit der Zeit gewöhnten sich hunderttausende von Franzosen daran, das deutsche, schweizerische oder britische Radio zu hören. Der französischen Presse und dem französischen Radio glaubte man nicht mehr. In vier Monaten war es der schlechten Leitung gelungen, allen Kontakt zwischen der öffentlichen Meinung und den Behörden abzuschneiden.

Angesichts der heftigen Kritik, der das Hotel Continental ausgesetzt wurde, entschloss man sich zu einigen kleinen Änderungen. Jean Giraudoux bekam einen von Daladiers Wahlagenten zum Mitregenten im Hotel Continental, der beschäftigungslos geworden war, nachdem er bei den Wahlen von 1936 kein Glück gehabt hatte. Er hiess Martinaud-Deplat. Das System als solches aber war unverbesserlich. Es war eine Frucht der gesamten bürokratischen Diktatur. Giraudoux trat in den Schatten und Martinaud-Deplat kam über gute Vorsätze nicht hinaus. Die Militärs setzten den zunehmenden Versuchen seitens der Zivilisten, die Druckfreiheit zur Geltung zu bringen, bald ein Halt.

Als eine Palastrevolution, im Zusammenhang mit der politischen Kri-

se im März, ausbrach, wurde Frossard zum Propagandaminister ernannt und mit bedeutenden Vollmachten ausgerüstet. Er war ein begabter Leitartikelschreiber und routinierter Journalist, aber politisch heimatlos; ehemals Vorsitzender der Kommunistischen Partei, stellvertretender Vorsitzender der Sozialistischen Partei und Vorsitzender verschiedener unabhängiger Linksgruppierungen, geschmeidig, anpassungsfähig und ausserdem liebenswürdig.

Frossard gehörte zu den schärfsten Kritikern des Hotels Continental und hatte die Absicht, das Hotel von Grund auf umzuorganisieren. Das Personal in den verschiedenen Etagen wurde ausgewechselt. Ein Teil der wirklich Überalterten musste gehen, und Herrn Frossards Freunde und Bekannte traten an ihre Stelle.

Mit wirklicher Überzeugung erklärte der neuernannte Propagandaminister, er habe die Absicht, sich an die Wahrheit zu halten. Lieber schweigen, als eine Unwahrheit sagen und lieber eine unbehagliche Wahrheit sagen, als schweigen, war seine schöne Devise. Es glückte Frossard leider nicht, Wort zu halten: von Namsos über Narvik bis Dünkirchen wurde er mit Rückschlägen gegen die Alliierten überschüttet. Angesichts des Zusammenbruchs verschwand Frossard vom Hotel Continental, und einer der modernen Zeitungsbesitzer rückte an seine Stelle. Es war der grosse Industriemagnat und Zeitungskönig Jean Prouvost, Herausgeber und Besitzer der Abendzeitung «Paris-Soir», die für ihre fetten und sensationellen Schlagzeilen und ihre amerikanisch gefärbte Aufmachung bekannt war. Er konnte gerade noch in Fettdruck verkünden: «Wir kämpfen bis zum letzten Mann» ..., da war er auch schon zusammen mit den anderen Ministern auf dem Wege nach Tours, Bordeaux und Vichy.

Der Rundfunk, der ebenso wie die Presse Gegenstand peinlicher Aufmerksamkeit seitens der Zensur und des Hotels Continental war, erlebte während der Kriegsmonate eine Reihe von Abenteuern. Wenn die französische Presse schlecht war, so war der Rundfunk noch weit schlimmer. Er trug in hohem Masse dazu bei, die öffentliche Meinung irrezuführen und zu demoralisieren.

Die Leitung des Rundfunks lag in vielen Händen. Das Ministerpräsidium hatte das Bestimmungsrecht über das Nachrichtenmaterial, das Aussenministerium konnte jedoch intervenieren und machte täglich da-

von Gebrauch, während die Zensur ihrerseits keineswegs untätig war. Das Informationsministerium glaubte über diesen modernen Propagandaapparat verfügen zu können, während gleichzeitig die verschiedenen Kulturräte und -Organisationen auftraten, um ein musikalisches oder literarisches Programm, Vorträge oder spezielle Sendungen anzuordnen. Es gab keine einheitliche Leitung: die staatlichen Mittel- und Kurzwellensender konkurrierten mit den privaten und ausserdem untereinander. Eine Zusammenarbeit, im wahren Sinne des Wortes, zwischen der British Broadcasting Corporation und Radiodiffusion française existierte nicht. Frauen oder Freundinnen von Ministern oder hohen Beamten, Töchter bekannter Persönlichkeiten und Söhne von Leuten, die etwas im Leben geleistet hatten, füllten die Lokale und Programme.

Bereits am Anfang wurden das eigene Nachrichtenmaterial und die eigenen Kommentare der Privatstationen abgeschafft. Alles, was man hierfür brauchte, wurde vom Aussenministerium verfasst. Fröhliche Musik und alles, was zur Unterhaltung des Volkes gedacht war, wurde verboten. Mit Rücksicht auf den Krieg durften nur erbauliche Programme gesendet werden.

Die zahlreichen französischen Kurzwellensender wurden zur Nachrichtenvermittlung in fremden Sprachen verwendet. Der Staat verfügte nur über wenige Sendestationen und mietete einige private zu schwindelhaften Preisen. Die technische Ausrüstung war vollkommen veraltet, nicht nur, was die Ausstattung der Studios betraf, sondern auch die Stärke und Verwendbarkeit der Stationen liessen viel zu wünschen übrig. Es geschah öfter, dass eine Sendung in einer fremden Sprache mehrere Tage lang erfolgte, bis man entdeckte, dass diese nie weiter als bis zum Kontrolltisch gelangte. Was Auswahl und Umfang von ausländischen Sendungen betraf, so herrschte hier vollkommene Anarchie. Eines schönen Morgens, als die Nachricht kam, die Deutschen seien in Norwegen an Land gestiegen, sendeten die Franzosen jede zweite Stunde, Tag für Tag in norwegischer Sprache. Als die Deutschen dagegen in Holland einmarschierten, wurde das gesamte norwegische Programm gestrichen. Mit anderen Worten, es fehlte an Direktiven und Richtlinien. Alles wurde aufs Geratewohl gemacht.

Betreffs Radioaussendungen war Paris besonders schlecht gestellt. Sobald ein deutsches Aufklärungsflugzeug die Ostgrenze überflog und sich Paris näherte, verstumten wie mit einem Schlage alle Pariser Stationen. Die Pariser sassen dann ohne Empfang; die Provinzstationen waren in den meisten Fällen so schwach, dass sie nur mit Mühe von den Parisern gehört werden konnten. Dieses geschah natürlich auf Anordnung der Militärbehörden. Es sollte dadurch verhindert werden, dass feindliche Flugzeuge sich der Sendungen bedienten, um den Weg besser zu finden. Diese Massnahmen wurden aber ohne vorausgehende Mitteilung, ungeschickt und plump durchgeführt; nicht einmal nach dem Flugalarm gab man Nachrichten durch. In der Presse erschien niemals eine Mitteilung, dass feindliche Flugzeuge über Frankreich gesichtet worden waren. Jeder Pariser wusste aber, wenn die Pariser Sender verstumten, war der Feind im Anzuge.

Die grösste Dummheit machte die französische Regierung, als sie während der Maioperationen alle Musik und Vorträge im Radioprogramm strich. Man nannte dies den Ernst der Stunde. Die Franzosen sassen und drehten an ihren Radioapparaten, ohne etwas anderes hören als die spärlichen Nachrichten, die hie und da gesendet wurden. Forderte aber der «Ernst der Stunde» wirklich, dass das Volk ohne jeden Zeitvertreib mit seiner Angst allein blieb? Es endete damit, dass man Tanzmusik der BBC. oder Unterhaltungsmusik aus Stuttgart hereinholte.

Presse und Radio versagten während der entscheidenden Stunden im Juni vollkommen. Das Volk war von der Aussenwelt abgeschnitten, isoliert, sich selbst und – dem feindlichen Radio überlassen. Gerade in diesen Stunden hatte der Rundfunk, wenn überhaupt jemals, eine entscheidende Aufgabe zu erfüllen: die Stimmung aufrecht zu erhalten. Das Gegenteil war der Fall. Als die Radiomusik und das Unterhaltungsprogramm verschwanden, hatte jeder Franzose das Gefühl, diese beklemmende Stille sei der Vorbote der Katastrophe. Sie war es in Wirklichkeit auch.

Wie ging es während dieser Monate der für die Kriegspropaganda eines Landes so wichtigen Auslandspresse?

Die ausländische Presse war vom französischen Aussenministerium und den französischen Behörden stets wie ein beschwerliches Anhängsel

behandelt worden. Es gibt sicher kein Land, das die ausländischen Journalisten so behandelt, wie Frankreich es getan hat und weiter tut. Man hatte für diese kein Interesse. Seitens des Aussenministeriums wurden verschiedentlich Versuche zur Besserung gemacht, die aber der Generalstab mit Zustimmung des Ministerpräsidiums stets systematisch abdrosselte. Eine gewissenhafte Darstellung des Verhältnisses der ausländischen Presse zu den französischen Behörden während des Krieges 1939–40 würde den ganzen Jahrgang eines Unterhaltungsblattes mit lustigen Geschichten füllen.

Es dauerte beispielsweise sehr lange, bis die Zensurbehörde Personen anstellte, die andere Fremdsprachen als Deutsch, Englisch, Italienisch und Spanisch beherrschten. Bei der internationalen Telephonzensur gab es niemals jemand, der nordische Sprachen verstand. Durch ein halb privates Abkommen mit einigen höheren Militärs der Telephonzensur erwirkten die skandinavischen Korrespondenten, dass jemand bestimmt wurde, die Verantwortung zu übernehmen, dass die vom Hotel Continental geprüften Texte keine Veränderung beim Eintelexphonieren erfuhren. Das ganze war eine Vertrauenssache zwischen einigen Militärs und den Presseleuten. Dennoch wurden die Gespräche unzählige Male von einem französisch- oder deutschsprechenden Zensor mit der Erklärung unterbrochen, es sei verboten, «unbekannte» Sprachen zu sprechen. Es halfen keine Versicherungen, dass man Genehmigung bekommen hatte. Davon hatten die Betroffenen nie etwas erfahren. Mitten in der Nacht konnte man einen schlafenden Unterleutnant der Telephonzensur wecken, um dann den Bescheid zu bekommen, «der Oberst ist zu Bett gegangen, und die Sache kann vor Morgen nicht geordnet werden». Am nächsten Morgen begannen die Verhandlungen von neuem, die den ganzen Tag dauerten, bis man endlich die Instruktionen in irgendeiner Schreibtischschublade fand und die Telephonverbindungen am Abend wieder hergestellt werden konnten. Nach ein oder zwei Wochen erfolgte dann der nächste Abbruch. Niemand hatte jemals davon gehört, dass es erlaubt sei, in schwedischer, norwegischer oder dänischer Sprache zu telephonieren.

Von neuem ging man denselben Weg: Proteste und Erklärungen beim

Aussenministerium, Hotel Continental und. der Telephonzensur, bis man zum zehnten, elften oder zwölften Mal siegte.

Während dieser Diskussionen und Konferenzen pflegten die französischen Militärs ihre Verwunderung darüber zum Ausdruck zu bringen, dass die Deutschen nordische Pressegespräche von Paris durchliessen. Wie ist das möglich? sagten sie. Sie versicherten, dass die Deutschen uns während der Gespräche unterbrachen und einen anderen als den genehmigten Text weiterbeförderten. Zu guter Letzt kam noch ein neuerannter hoher Militär hinter die Tatsache, dass täglich Telefongespräche zwischen Paris und Skandinavien über Deutschland oder durch Kabel, die auf deutschem Gebiet liefen, erfolgten. Was ging hier vor? Hochverrat? Die Korrespondenten wurden ausgesperrt, bis der hohe Herr sich beruhigt hatte.

Eine solche Kleinigkeit, Personen bei der Zensurbehörde anzustellen, die nordische Sprachen beherrschten, konnte nicht verwirklicht werden. War das Mangel an Initiative, Mangel an Mitteln oder mangelndes Interesse? Vermutlich alles zugleich. Allmählich begann man ernsthaft zu zweifeln: wenn es auf solch einem kleinen und relativ unbedeutenden Gebiet so aussah, wie sah es erst auf allen anderen Gebieten aus?

Während des ganzen Krieges wurden die ausländischen Pressevertreter niemals von Daladier oder General Gamelin empfangen. Die Auslandskorrespondenten wurden von oft sehr freundlichen, aber untergeordneten Beamten abgefertigt. Nach monatelangen Beschwerden seitens der ausländischen Pressevertreter sahen die Behörden endlich ein, dass irgendetwas geschehen müsse. Im Informationsministerium sollten für die einzelnen Länder sogenannte Abteilungschefs ernannt werden. Als Chef für Skandinavien wurde ein über siebzigjähriger, pensionierter Diplomat eingesetzt, einer der reizendsten Menschen, die man sich vorstellen kann. Er war einmal im Norden gewesen, nämlich in der Zeit, da er sich während der neunziger Jahre als junger Attaché in Kopenhagen aufgehalten hatte. «Erzählen Sie etwas von Schweden, Norwegen oder Dänemark!», pflegte er zu sagen. «Es interessiert mich unerhört.» Er hatte keine Ahnung von Skandinavien – im Übrigen auch nicht von seinem eigenen Land. Er wusste auf jeden Fall viel weniger als die ausländischen

dischen Presseleute. Für Belgien und Holland ernannte man den bekannten Kriminaladvokaten Henry Torrès, dessen Kenntnisse über diese beiden Länder die eines gebildeten Durchschnittsfranzosen nicht überstiegen. Nach etwa einem Monat wurden dem Advokaten Holland und Belgien langweilig, und er wurde Chef für Filmpropaganda im Hotel Continental. Er war auf jeden Fall öfter im Kino gewesen als in Brüssel.

Die englischen und amerikanischen Presseleute kämpften mit denselben unerhörten Schwierigkeiten. Die Engländer waren dem Namen nach Bundesgenossen; es wurde ihnen aber mit dem gleichen Misstrauen begegnet wie ihren französischen Kollegen, wenn auch in geringerem Ausmasse als «anderen Ausländern». Anstatt eine gute Zusammenarbeit herzustellen und die Presse als Mithelfer zu benutzen, bekämpfte man diese weiter wie einen Feind. Den grossen britischen und amerikanischen Zeitungen wurden die Korrespondenzen ununterbrochen zensuriert. Keine Nachrichten durften direkt der britischen Presse entnommen und in der französischen wiedergegeben werden. Als Duff Cooper einen Artikel an die amerikanische Presse über Frankreich schickte, griff die französische Zensur ein und strich einen langen Passus. Der britische Botschafter musste eingreifen, um den Passus frei zu bekommen.

Der ausländischen Presse ging es genau so wie der französischen Öffentlichkeit: jeder Kontakt mit den Behörden fehlte. Misstrauen und Unwille wuchsen von Tag zu Tag. Es wurde wenig gemacht, um die Arbeit der Korrespondenten zu erleichtern, sehr viel dagegen, um sie zu erschweren. Man glaubte etwas Positives getan zu haben, als man auf den Gedanken kam, die Korrespondenten sollten bei Besuchen an der Front Uniform tragen. Natürlich keine französische Uniform, sondern eine britische Phantasieuniform mit Schirmmütze, doch ohne Kennzeichen an der Mütze oder an den Achselklappen. In einer solchen Uniform sah man aus wie ein Privatchauffeur eines besseren Hauses. Es kam nur zu einem einzigen Frontbesuch. Das nächste Mal kam die Front, bereits auf dem Rückzuge, die «Kriegskorrespondenten» besuchen.

Ein Teil der französischen und ausländischen Kollegen konnte der Versuchung nicht widerstehen; sie spazierten ständig uniformiert umher

und machten damit sich und die ganze Innung lächerlich. Die Pariser pflegten ihnen nachzuschauen und sich zu fragen, ob das wohl Engländer seien. Bei dem einmaligen Frontbesuch, den die ausländischen Korrespondenten im Januar 1940, in Uniform gekleidet, unternahmen, erregten sie berechtigtes Aufsehen unter den Soldaten der Maginotlinie. Als aber einige verwegene sogenannte Kriegskorrespondenten während der Flucht im Juni in den wirklichen Krieg gerieten, wurde ihre Uniform leider nicht wiedererkannt, und einer von ihnen wurde von der unweisenden Ortspolizei als deutscher Fallschirmabspringer verhaftet. Friede dem Gedenken an die Uniform!

Das französische Beispiel ist ein überzeugender Beweis dafür, dass ein demokratisches Land in Kriegszeiten oder Stunden der Gefahr seine freie Presse behalten muss. Sie ist nicht nur notwendig, um das Land gegen gewisse Interessen- oder Parteigruppen zu verteidigen, falls diese durch die Ereignisse an die Macht kommen und sie missbrauchen sollten. Faktisch ist es für die Machthaber selbst von noch grösserer Bedeutung, diese freie Presse als Stimmungsbarometer und als Sicherheitsventil zu haben.

Eine freie Presse kann viele Fehler begehen und sicher eine Reihe von Unfug anstellen; der Schaden aber, den sie eventuell in einem kritischen Augenblick anrichtet, ist bei Weitem geringer als der Nutzen, den sie gerade dann hat. Wenn hier von der Freiheit der Presse gesprochen wird, so ist natürlich nicht das Verbot gemeint, militärische Geheimnisse zu erwähnen oder gar zu diskutieren, sondern nur das Verbot, die unzähligen Probleme der allgemeinen Kriegsführung oder das Auftreten der Behörden zu diskutieren.

Wenn Edouard Daladier, der Herr über den ganzen gewaltigen französischen Regierungsapparat zu sein glaubte, in seinem Arbeitszimmer in der Rue Saint-Dominique sass und für das Land entscheidende Beschlüsse fasste, was wusste er über die Situation, über die Stimmung in der Öffentlichkeit und die wirkliche Lage? Polizeirapporte, von untergeordneten Polizeiagenten zurechtgeschustert, schwätzten von Komplotten der Kommunisten und politischen Intrigen. Keiner aber wagte an die wirklichen Probleme zu rühren, so wie es eine freie Presse hätte tun können. Die öffentliche Meinung hätte dazu benutzt werden können,

einen Druck auf Bürokratie und Behörden auszuüben, nicht nur mit dem Ziel, auf die Fehler in der Verteidigung hinzuweisen, sondern diese abzustellen. Der Selbstherrscher Daladier hätte durch eine freie Presse – wenigstens so frei wie die britische zu dieser Zeit war – unerhört viel erfahren können, was er durch seine Mitarbeiter oder Polizeispione niemals erfuhr.

Die Gefahren sind natürlich noch grösser, wenn die Behörden gleichzeitig sowohl der Presse als auch dem Parlament einen Maulkorb anlegen. Das französische Parlament hat sich eine grosse Schuld aufgebürdet, es hat aber während des Krieges wenigstens gezeigt, dass es eine bedeutende Aufgabe hätte erfüllen können. In einer Demokratie kann man unmöglich hinter verschlossenen Türen regieren – auch nicht in Kriegszeiten.

Während der ersten Kriegsmonate, wo die Presse dazu verurteilt war, halbwahre oder unwahre offizielle Rapporte oder Propagandaartikel zu publizieren, versammelte sich die klarsichtige Opposition im Palais Bourbon. Eine starke Deputiertenkammer mit klugen und mutigen Oppositionsführern hätte rechtzeitig eine radikale Änderung herbeiführen können. So geschah es im vorigen Kriege, wo faktisch die vom Volke gewählte Versammlung – unter Mitwirkung Clemenceaus – alles unternahm, worauf es ankam, um den Krieg zu gewinnen. Daladier und seine Umgebung liessen keine Gelegenheit vorübergehen, um die Opposition zu zersplittern.

Im Übrigen fehlte es sowohl in der Kammer als auch im Senat an aufrechten Führern. Léon Blum, der wohl zu seiner Zeit der beste Leitartikelschreiber des Landes und ein ausserordentlich geschickter Oppositionsführer war, hatte eine allzu belastete Vergangenheit, um sich Gehör verschaffen zu können. Dazu gehörte nicht nur die Volksfrontpolitik mit den Fabrikbesetzungen, das theatralische Auftreten auf der Expo 1937 mit dem Ausruf «die Ausstellung ist ein Sieg über den Faschismus», sondern auch die gesamte Aussenpolitik während seiner Regierungszeit, die sowohl von Rechts als auch von Links verworfen worden war, sein früherer Abrüstungseifer und schliesslich: die verhängnisvolle Spaltung innerhalb seiner eigenen Partei. Léon Blum vertrat während des Krieges nur eine halbe Partei. Die andere Hälfte arbeitete im Stillen für einen Separatfrieden.

In Daladiers eigener Partei gab es ebenfalls keinen aufrechten Opponenten. Edouard Herriot wahrte ein vorsichtiges Schweigen. Er wagte keinen Strauss mit dem hitzigen und unbeherrschten Daladier. Ausserdem wusste die Partei, wenn Daladier gehen musste, so war vielleicht die «bürgerliche Linke» für lange Zeit von der Macht ausgeschlossen.

Der Rechten fehlte es an Männern auf der ganzen Linie. Der einzige starke Mann – Paul Reynaud – war heftig umstritten. Flandin verhielt sich schweigsam, seine Stunde war noch nicht gekommen. Unter den unzähligen anderen – viele von ihnen kluge, weitsichtige und tüchtige Männer – gab es keinen, der den Mut gehabt hätte, sich gegen Daladier, gegen die anonyme Diktatur, gegen die Misswirtschaft, schlechte Führung und Anarchie zu erheben. Man sass da mit verschränkten Armen, entweder weil man glaubte, die Regierung werde sich selbst den Hals brechen oder weil man aus Rücksicht niemand stören und belästigen wollte.

Die Presse und das Parlament müssen sich deshalb in die schwere Verantwortung für die Niederlage mit allen den anderen teilen. Das Parlament trifft vermutlich die geringste Verantwortung. Es revoltierte nach dem Finnlandabenteuer. Wenn der Krieg noch einige Monate gedauert hätte, wären die Kammern vielleicht zur Besinnung gekommen und hätten in die Kriegsergebnisse eingegriffen. Die Ereignisse aber liefen ihnen voraus. Das Erwachen war zu spät gekommen.

Patriot und Ketzer

Unten am Rednerpult stand eine kleine, bleiche Figur. Ihr weisser Kragen war steifer als je, auf den Wangen aber vermisste man die Röte. Die Haut war aschfarben. Den Kopf hielt er jedoch steif und hoch. Die Stimme war nicht sarkastisch, wie gewöhnlich, sondern tief und melodisch. Man merkte kaum das charakteristische Zucken der Augenbrauen. Niemals vorher war Paul Reynaud so feierlich gewesen.

Der Plenarsaal war bis zum letzten Platz gefüllt. Durch das gewölbte Glasdach fiel das Tageslicht auf eine atemlos lauschende Versammlung

von Zuhörern. Die Damen drängten sich auf den besseren Publikumstribünen. Sir Ronald Campbell, der Botschafter Grossbritanniens, sass zuvorderst in der Diplomatenloge. Die Deputiertenkammer hatte einen «grossen Tag».

Die Stimmung war nicht zu missdeuten: die Kammer war gegen die neue Regierung und vor allem gegen deren Chef unfreundlich gesinnt. In keiner Partei weckte die Regierung irgendeinen Enthusiasmus. Sogar Reynauds Freunde fanden, dass er an der Spitze einer wenig einheitlichen und allzu zahlreichen Versammlung mit wenig neuen Namen stand. Die Sozialisten hatten einige Minister in der Regierung, aber nicht auf politischen Posten. Daladier war Verteidigungsminister geblieben – nach dem vollkommenen Fiasko in der Finnlandaffäre. Eine Konzession an die bürgerliche Linke. Unter den unbekanntenen Grössen des neuen Kabinetts bemerkte man Paul Baudouin, Unterstaatssekretär im Ministerpräsidentium. Ein noch junger, strebsamer Repräsentant der grossen Handelsbanken.

Die bürgerliche Linke befand sich in vollem Aufruhr. Seit vielen Jahren war ihnen zum erstenmal die politische Leitung aus den Händen geglitten. Daladier wurde als ein erledigter Mann betrachtet. Die Partei war mit den übrigen Gruppen gleichgestellt worden und hatte einige unbedeutende Repräsentanten in der neuen Regierung. Die radikalen Senatoren waren sehr aufgebracht. Es war eine Art Majestätsverbrechen. Daladier war vielleicht untauglich, aber er war doch Parteiführer. Der rechte Flügel in beiden Kammern befand sich ebenfalls auf dem Kriegspfade. Stafetten gingen hin und her zwischen Pierre Laval im Senat und den radikalen Parteimitgliedern in der Kammer. Pierre-Etienne Flandin ging umher und sah rätselhaft aus – man wusste, er hasste Paul Reynaud, seinen gefährlichsten Konkurrenten.

Einen Augenblick lang konnte vielleicht der unerfahrene Beobachter glauben, die Debatte im Palais Bourbon drehe sich um irgendeine Steuerfrage oder Änderung des Wahlstatuts. Man intrigierte in den Korridoren und sammelte Stimmen «dagegen». Gegen das Kabinett. Es musste während der Nacht gestürzt werden, sonst bestand die Gefahr, dass es sitzen blieb. In allen Lagern gab es Unzufriedene – diejenigen, die nicht mit in die Regierung gekommen waren. Paul Reynaud hatte sich über

Sitte und Brauch hinweggesetzt und die Ministerliste aus dem Rockärmel geschüttelt, ohne die Gruppen um Rat zu fragen.

Es galt jetzt Krieg – Krieg oder Friede, Sieg oder Niederlage. Daladiers Fall hatte bei der Rechten alle Berechnungen über den Haufen geworfen; die Sozialisten waren in die Regierung gekommen. Die Sowjetsympathien hatten Oberwasser. Reynauds antiitalienische Einstellung war bekannt, er hatte Mussolini öffentlich lächerlich gemacht. Aber auch bei den Sozialisten herrschte keine Eintracht. Paul Faure putschte heimlich seine Freunde gegen den Kapitalisten und Kriegshetzer Reynaud auf, in der Hoffnung, Blum zu schwächen.

Was erweckte bei Reynaud solchen Anstoss? Er hatte geschworen, es würde energisch regiert, gerüstet, ja, energisch Krieg geführt werden. War das nicht alles das, was die Presse gewünscht, die öffentliche Meinung gefordert hatte? Gewiss, man hörte jetzt aber andere Stimmen, noch halb flüsternd, aber desto eindringlicher und beharrlicher. Es waren nicht nur Lavals Parolen, die fleissig zwischen Senat und Kammer hin- und herflogen; alle denkbaren Kräfte waren in Bewegung. Was verhindert werden musste, war gerade diese «energische» Kriegsführung, die das Land ins Verderben stürzen konnte. England war noch nicht fertig. Mussolini war bereit, auf ein Kompromiss einzugehen, Polen war ein für allemal aus der Welt geschafft, ein Zusammengehen mit der Sowjetunion würde die Kommunisten an die Macht bringen und so weiter. Der Stillstand musste andauern, die Friedensaussichten waren keineswegs gering.

Mit einem Male stiegen muffige Dämpfe auf. Eindeutiger Defaitismus – aber war dieser weit verbreitet? Die britischen Journalisten standen in einer Gruppe in dem grossen Wartesaal, der nach dem Garten der Deputiertenkammer ging. Gadett, von der «Times», war dunkel im Gesicht. «Wird Reynaud gestürzt, geht es zur Hölle», sagte er mit zusammengebissenen Zähnen. «Die britische öffentliche Meinung», sagte ein anderer britischer Kollege, «wird das niemals verstehen. Reynauds Fall wird als ein Sieg der Achsenmächte angesehen werden.» Sie standen dort schweigsam und allein, während die französischen Kollegen fieber-

haft von den Telefonen zu den Referententischen liefen. Die Engländer bekamen den Eindruck einer plötzlich wachsenden Unlust, die sie vielleicht vorausgesehen, sich aber pflichtbewusst geweigert hatten, sie ernst zu nehmen. Mit dem Machtantritt Reynauds wurde plötzlich, blitzartig die von der Zensur und der Heimlichtuerei verschleierte Situation beleuchtet. Alle die tollen Gerüchte über Laval, Pétain und Flandin konnten folglich ein Stück Wahrheit beinhalten. Das Geflüster und die Intrigen im Hotel Continental konnten nicht als Kaffeeklatsch angesehen werden.

Die Sitzung im Palais Bourbon war ungefähr um acht Uhr abends zu Ende, zu spät für die Abendzeitungen. Paul Reynaud hatte mit einer Stimme die Majorität erhalten. Er wurde rot im Gesicht, als er nach der Stimmzählung in die Regierungsbänke trat. Einige Minister sahen verdutzt aus und bedauerten wahrscheinlich bereits, dass sie das Abenteuer mitgemacht hatten. Der Regierungschef berief den Ministerrat in derselben Nacht in den Elyséepalast.

Im verdunkelten Hotel Continental gingen die Auguren spät am Abend mit schmunzelndem Lächeln umher. Paul Reynaud würde nicht alt werden. Das spürte man in der Korridorluft der Kammern. Es roch nach Leiche, sagte ein alter Reichstagsreferent von der Jahrhundertwende lachend.

Jetzt kommt Pétain, sagte einer von Flandins Waffenträgern in der Zensur. Es bedarf eines starken Mannes, um den Ereignissen zu begegnen.

Pétain kam dieses Mal noch nicht. Paul Reynaud blieb. Ich begnüge mich mit einer Stimme Mehrheit, sagte er ganz ruhig.

Paul Reynaud hatte eine bemerkenswerte Entwicklung gehabt. Ihm wurde vorgeworfen, das Sprachrohr der internationalen Hochfinanz zu sein, und man bezeichnete ihn als den geschworenen Feind der Arbeiterklasse. Befürworter der Aufrüstung und Militarist, Freund der Fondsbörsen und Grossbanken, antinationaler Internationalist, voll von tollen Ideen über Valutareformen und Francdevalvierung, Propagandaagent für die Mechanisierung der Armee (im Interesse der Rüstungsindustrie), ein aufgeblasener und im Grunde bornierter Witzkopf mit grenzenlosen Ambitionen...

Der «kleine» Paul Reynaud – wie er wegen seiner Kleinheit genannt

wurde – war nichts von alledem und dennoch, trotz oder wegen seiner Intelligenz der unpopulärste Staatsmann im Nachkriegsfrankreich. Es liegt eine gewisse Ironie des Schicksals darin, dass die «intelligenten» Franzosen einen ihrer wirklich intelligenten Führer verkannten. Er ist nur «zu» intelligent, pfl egten seine Gegner zu sagen.

Als Paul Reynaud seine politische Laufbahn in der Mitte der zwanziger Jahre begann, war er der Wilde bei den Rechten. Er erwarb seine ersten Lorbeeren und bekam seine ersten Schläge in einer heftigen Wahlkampagne gegen die Linksparteien in seinem Stadtteil in Paris. Mit André Tardieu kam er ungefähr gleichzeitig wie Pierre-Etienne Flandin bis zu den Ministerposten. Er gehörte zu dem kleinen Kreis politischer Kronprinzen, die die Generation Poincaré ablösen sollten.

In wenigen Jahren war er das grosse Licht der Rechten in Finanzfragen. Bereits jetzt aber fühlte man sich von seiner Intelligenz belästigt. Er glaubte, alles besser zu verstehen als alle anderen. Während der Weltwirtschaftskrise, die 1930 einsetzte, forderte er eine Umwertung der Valuta. Er schlug vor, die Goldwährung aufzugeben und sich der Weltwirtschaft anzupassen.

Reynaud hatte eine fixe Idee, sagten seine politischen Freunde, die noch nicht seine Gegner geworden waren. Diese aber stand mit der kleinbürgerlichen Überzeugung im Widerspruch. Den Goldwert der Valuta ändern hiesse dasselbe, wie das Sparkapital vernichten. Im ganzen Lande setzte eine heftige Pressekampagne gegen ihn ein. Gewisse Zeitungen erzählten, er arbeite für die internationale Grossfinanz. Als ich ihn bei einem Pressefrühstück an meiner Seite hatte, schlug ich ihm vor, nach einem Photographen von Fox oder Paramount zu telephonieren, um ein Bild von ihm in die Wochenschauen des Kinos zu bekommen. Er lachte herzlich über den Vorschlag: «Ich wage nicht Reklame für meine Person zu machen, dann werde ich ausgepiffen.» Tatsächlich piff man ihn in den Kinos einige Zeit darauf aus, als er aus Versehen mit in das Journal gekommen war. Er war so unpopulär, wie ein Mann nur sein kann.

Reynaud war einige Male Finanzminister gewesen und hatte die Geschäfte des Staates glänzend geführt, obgleich er regelmässig von der

Linken angegriffen wurde, die ihm seine früheren Attacken gegen den Sozialismus nicht vergass. Sozialismus ist Staatsbankrott, hatte er während seiner Wahlkampagne geäußert.

Mit seiner Parteigruppe auf Seite der Rechten kam er immer weniger gut aus. Mit Tardieu scheint der Bruch schon ziemlich zeitig erfolgt zu sein. Es sollte nicht lange dauern, bis ein ähnlicher Bruch mit Pierre-Etienne Flandin entstand. Flandin war ebenfalls Experte für die Goldwährung. Er gab Reynaud ein schlechtes Zeugnis.

Die ökonomische Krise, sagte Reynaud, muss schnell beseitigt werden, wenn wir nicht in politische Schwierigkeiten mit starken sozialen Gegensätzen, die aussenpolitische Komplikationen zur Folge haben, geraten wollen.

Bis zum Machtantritt Hitlers hatte Reynaud auf eine deutschfranzösische Verständigung hingearbeitet. Er war in Deutschland gewesen und hatte versucht, Kontakt mit der Ruhrindustrie zu bekommen. Er glaubte, eine vertrauensvolle und für beide Länder einträgliche Zusammenarbeit auf ökonomischem Gebiet würde schnell die politischen Reibungselemente beseitigen. Blum warf ihm vor, er wolle eine Allianz mit dem deutschen Industriekapital gegen die deutschen Arbeiter schließen. Die Rechte fragte sich, in was Reynaud sich einmische. Aussenpolitik wird auf Macht gebaut. Die Hauptsache für Frankreich war, stark zu sein.

Fünf Jahre vor Ausbruch des Krieges bekam er eine neue fixe Idee. Die französische Armee sollte umgebaut werden. Mit unermüdlicher Energie verfocht er den Gedanken, dass nur eine Berufarmee, mit einer bestimmten Anzahl gepanzerter und mechanisierter Divisionen, imstande wäre, die Verteidigung des Landes und dessen Aussenpolitik zu sichern. Paul Reynaud war mit einem jungen Generalstabsoffizier namens Charles de Gaulle bekannt geworden, der gerade ein kleines Buch über die Berufarmee geschrieben hatte. Paul Reynaud machte sich zum Sprachrohr seiner Theorien. Wir können niemals europäische Politik führen, wenn wir nicht über eine motorisierte Armee verfügen, die zur Offensive greifen und schnell bewegt werden kann. Wie sollen wir sonst im Notfall der Tschechoslowakei, Polen oder Jugoslawien zu Hilfe eilen? Wohl nicht mit der Maginotlinie! Wie sollen wir ein Allianzsystem

in Europa aufbauen, wenn wir unseren Bundesgenossen nicht eine schnelle und effektive Hilfe versprechen können?

Die Sozialisten rümpften die Nase. Berufsmarine erinnerte an prätorianische Schutztruppen und schmeckte nach Diktatur. Jean Jaurès hatte erklärt, dass das Volk in Waffen ausziehen solle, um das Vaterland zu verteidigen. Legionäre wissen nicht, wofür sie kämpfen. Vom Generalstab kam eine eindeutige Bannbulle. Der von Paul Reynaud gemachte Vorschlag zur Schaffung von sechs bis acht Panzerdivisionen würde eine vollkommene Revolution innerhalb der französischen Armee hervorrufen und alle Traditionen über den Haufen werfen. Weygand schnaubte über diese amateurmässige Kriegspolitik. Der höchste Verteidigungsrat, in dem Marschall Pétain präsidierte, sah sich ausserstande, die Reform zu befürworten. Ein alter, kahlköpfiger Vorsitzender in der Deputiertenkammer, mit Namen Sénac, lehnte die Motion mit der Feststellung ab: «Sie ist undurchführbar.» Von nun an galt Paul Reynaud endgültig als Ketzer in allen Lagern. Er war glänzend, witzig, schlagfertig, kundig und bereist. Aber ein Staatsmann war er nicht.

Auch was die Aussenpolitik betraf, glitt er den Parteien immer mehr aus den Händen. Er war ein Fürsprecher der kollektiven Sicherheit und der Stärkung des Völkerbundes. Das ist ein Gallimathias, sagte die Rechte. Er war ein Anhänger der modernen Verteidigung. Das steht im Widerspruch zu den Prinzipien des Völkerbundes, sagte die Linke. Kollektive Sicherheit, antwortete Reynaud, ist undenkbar ohne eine starke Verteidigung, die einzige Grundlage einer gesunden und klaren Aussenpolitik; und eine starke Verteidigung wiederum ist undenkbar, wenn diese nicht auf kollektiver Sicherheit basiert. Auf eine Verteidigung, die nur dem Namen nach stark ist, und eine Sicherheit, die nicht kollektiv ist, können wir verzichten.

Auch in dieser Frage kam er nicht aus seinem Dilemma heraus. Seine ehemaligen Parteifreunde sagten, er sei im Grunde ein Linker. Seinem Auftreten nach bleibt er ein Rechter, sagte Blum. Paul Reynaud gehörte zu jenen, die darauf hinwirkten, dass die Sanktionen gegen Italien während des Krieges mit Abessinien angewendet würden. Das ist eine eben-

so vitale Frage für uns wie für Grossbritannien und Europa, rief er aus. Die Sozialisten applaudierten und dachten: «Nieder mit dem Faschismus!» Gleichzeitig aber forderte er eine energische Aufrüstung und eine rücksichtslose Sparpolitik zu Gunsten des Staates. Der Beifall kam jetzt von der entgegengesetzten Seite. Er hatte ebensowenig Erfolg, als er auf eine effektive Zusammenarbeit mit der Sowjetunion hinarbeitete. Sind Sie Bolschewistenfreund? fragte die Rechte. «Ich kann es mir nicht leisten, ein Feind Russlands zu sein», antwortete er. «Ohne Russland können wir uns Deutschland gegenüber nicht behaupten.»

Mit den Jahren wurde Paul Reynaud immer mehr ein Parteiloser und gleichzeitig mehr und mehr ein überzeugter Demokrat. Als er die Volkfront geisselte, geschah das als Demokrat. Wenn er seine Missbilligung der faschistischen Ligen zum Ausdruck brachte, so geschah das als Patriot. Er war in keiner Partei zu Hause, hütete sich aber, die Auflösung der Parteien zu fordern. Die Parteien können schädlich sein, sie können jedoch niemals so grossen Schaden anrichten wie eine einzige, vorherrschende Partei. Parlamentarismus ist vielleicht Massenherrschaft, aber Massenherrschaft ist besser als Willkür.

Wenn er sich an die Jugend wandte – die ihn übrigens niemals verstand, das aber vielleicht in Zukunft tun wird –, warf er dieser vor, dass sie sich auf einem Irrwege befinde. Man braucht die Welt nicht auf den Kopf zu stellen, um etwas zu verbessern. Man braucht nicht in einer Horde zu marschieren, um patriotisch oder dynamisch zu sein. Es gibt in unserem Lande so unendlich viel auszurichten, so unendlich viel, an das man glauben kann – es reicht mehr als genug für die tatendurstigste Jugend.

Über den kommenden Krieg schrieb er vor fünf Jahren: «Es ist wahrscheinlich, dass die deutsche Armee mit ihren Panzerdivisionen an der Spitze in Holland und Belgien einrückt. Wir wollen hoffen, dass der Albertkanal, der von Antwerpen nach Liège läuft, so stark befestigt ist, dass die deutsche Offensive gestoppt wird. Sonst wird die Offensive gegen unsere 35 Meilen lange Nordgrenze gehen... Wir brauchen deshalb eine Panzerarmee, die den Belgiern schnellstens zu Hilfe eilt und imstande ist, die Eindringlinge herauszutreiben.»

Dieser Mann, der treue Freunde in allen politischen Lagern hatte und der von keinem wirklich gestützt wurde, Reformator und Ketzer, mit seinem unglaublich beweglichen Intellekt, fähig, sowohl links als auch rechts Gutes zu finden – wie sollte er nicht von den Parteien und vor allem von der bürgerlichen Linken bekämpft werden, die ihre jahrelange Allmacht in der französischen Politik der Parteisplitterung verdankte!

Als er im Frühling 1940 Daladiers Nachfolge antrat, war es natürlich, dass er von all den Kreisen mit Angst und Unwillen begrüsst wurde, die ein radikales Aufräumen mit dem Schlendrian und der Schlappeheit erwarteten.

Er war der grosse Feind der unverdienten Privilegien und der schlappen Bürokratie.

Paul Reynaud übernahm die Macht in einem äusserst kritischen Augenblick und unter schlechten Verhältnissen. Er hatte kaum seinen ersten Kampf vor dem Parlament überstanden, als die Norwegenaffäre begann und bevor diese noch zu einem totalen Zusammenbruch der alliierten Expeditionskorps geführt hatte, setzte die deutsche Offensive gegen Holland und Belgien ein.

Vermutlich hat er den irreführenden Angaben, die ihm vom Generalstab gemacht wurden, Glauben geschenkt. Er glaubte nicht, dass die Deutschen unmittelbar zum Überfall gehen würden, und rechnete damit, rechtzeitig die Aufrüstung forcieren zu können und nachträglich die französischen Panzerdivisionen zu schaffen, von denen er geträumt hatte. Während dieser Zeit sollte die Blockade der Alliierten unerbittlich verschärft werden. Er sah zwar in Neville Chamberlain ein ernstes Hindernis für die französisch-britische Zusammenarbeit, tröstete sich aber damit, dass der Einfluss Churchills rasch wuchs.

Doch bereits während der Norwegenaffäre dürfte er wohl einen Einblick in die enormen Mängel der Verteidigung und Bereitschaft bekommen haben. Als das Expeditionskorps nach Norwegen geschickt werden sollte, entdeckte man, dass Daladier die Schiffe, die für die Finnlandexpedition in Bereitschaft gestellt worden waren, hatte ausladen lassen. Alles musste von Neuem begonnen werden.

Die politischen Intrigen wurden hinter seinem Rücken unbehindert

fortgesetzt. Das Hotel Continental hatte seinen Untergang geschworen. Die Zensur beachtete die Instruktionen des Ministerpräsidiums nicht. Das Militär bestimmte – auch in politischen Fragen.

Paul Reynaud war ein konzilianter Mensch. Ihm fehlte eine Eigenschaft, die unter den herrschenden Verhältnissen unerlässlich war: Rücksichtslosigkeit. Besser als die meisten kannte er die Schwächen der Armee und der Verwaltung, obgleich er jedoch nicht ahnen konnte, dass die Mängel so gross waren. Er hatte selbst die Armeeführung kritisiert und ihr eindeutig ein schlechtes Zeugnis ausgestellt. Seine enge Freundschaft mit de Gaulle hatte sicher sein Misstrauen gegenüber dem Generalstab nur noch verstärkt. Aus Erfahrung hat er sicher gewusst, dass sowohl in der Presse als auch in der Polizeiverwaltung und den Ministerien zahlreiche Kräfte am Werke waren, um seine persönliche Stellung und die Widerstandskraft des Landes zu untergraben. Er war sicher auch nicht im Unklaren darüber, dass der Gedanke an einen Separatfrieden vielen seiner Gegner im Kopfe herumspukete.

Aus geborenem Optimismus – Reynaud war seiner Anlage und seinem Temperament nach Optimist – und einer Art Respekt für Menschen sah er bei seinem Machtantritt davon ab, eine grosse Säuberungsaktion vorzunehmen. Ein Wechsel innerhalb des höheren Befehls, unter anderem der Rücktritt Gamelins, wäre unmittelbar notwendig gewesen. Gleichzeitig waren weitgehende Umänderungen innerhalb der Polizei, dem Aussenministerium und dem Kriegsministerium erforderlich. Vermutlich hielt Reynaud die Gefahr für noch nicht so drohend, das heisst die deutsche Blitzoffensive für nicht unmittelbar bevorstehend. Er liess sich Zeit. Erst nach dem Durchbruch an der Nordfront wurde Gamelin seines Postens enthoben und gleich darauf 16 überalterte Generäle; die meisten Befehlshaber der verschiedenen Armeen waren aber dennoch über 60 Jahre alt.

Paul Reynaud hatte vor, sich an die öffentliche Meinung oder besser gesagt, an die Massen zu wenden, um diese zu einer Mitarbeit in dem grossen Kriegsunternehmen zu bewegen; aber es fehlten ihm alle Voraussetzungen, um zu den Massen zu reden. Am wenigsten von allem war er Volksredner. Ausserdem hatte die Steuerpolitik, die er jahrelang

betrieben hatte, ihn als Feind der Arbeiter erscheinen lassen. Im Übrigen unterschätzte er die Bedeutung der Massen und der Reklame, die gewöhnlich angewandt wird, um die Popularität zu festigen. Angesichts der sinkenden Produktion innerhalb der Kriegsindustrie führte Reynaud einige Wochen vor dem Zusammenbruch die 70-Stundenwoche, mit nur einem freien Sonntag im Monat, ein. Das war eine Verzweiflungsmassnahme, die in einem früheren Stadium, mit der Voraussetzung, dass die anderen Gesellschaftsschichten von ähnlichen Massnahmen betroffen worden wären, die Widerstandskraft des Volkes hätte festigen können. Jetzt aber war das ein Schlag ins Gesicht der Arbeiter – oder wurde wenigstens so aufgefasst.

Seinen grössten Fehler machte Paul Reynaud, als er glaubte, den Zorn stillen und das Vertrauen des rechten Flügels damit gewinnen zu können, dass er den Männern die Türen zum Kabinettszimmer öffnete, deren Namen von den Gegnern einer energischen Kriegsführung ständig auf den Lippen geführt wurden, nämlich Pétain und Weygand. Reynaud wusste natürlich, genau so wie alle anderen, dass weder Pétain noch Weygand irgendwelche Sympathien für die Republik oder die Demokratie hatten und dass diese mehr als einmal offen ihre Freundschaft und Bewunderung für Franco ausgesprochen hatten. Aber er ging davon aus, dass das in diesem kritischen Augenblick eine untergeordnete Rolle spiele: angesichts der Gefahr würden sicher die Meinungsverschiedenheiten im Inneren verschwinden. Mit Pétain und Baudouin im Kabinett und Weygand an der Spitze der Armee hatte Reynaud endgültig seiner Regierung das Rückgrat gebrochen. Mit jedem Rückschlag, vor jedem neuen Unglück wuchs nun im Kabinett der Druck der faschistischen Gruppe, zu der sich die Überalterten und Pazifisten gesellten. Von Laval und dem äussersten Flügel der Rechten gingen über Pétain Fäden nach Madrid und von dort weiter nach Rom und Berchtesgaden.

Paul Reynaud gelang es niemals, seine Gegner zu entwaffnen oder eine Art Burgfrieden mit ihnen zu schliessen. Es war sein Schicksal, angesichts des Zusammenbruchs allein zu stehen. Er war nicht stark genug, um eine mächtige Volksmeinung für sich zu mobilisieren; seine Kraft

reichte nicht aus, um den Widerstand des Generalstabs innerhalb des Kabinetts zu brechen. Sicher glaubte er auch, dass – trotz der erschreckenden materiellen Mängel – die Ideen schliesslich doch siegen würden. Er wartete auf ein Wunder, das niemals eintraf.

Natürlich hatte er, wie viele seiner Landsleute, den Einfluss unterschätzt, den die Propaganda der Diktaturstaaten auf die führenden Schichten des Landes seit Jahren ausgeübt hatte. Für den ideologischen Kampf, an den er glaubte – den Kampf für Freiheit und Menschenwürde, den er mit tiefer Überzeugung aufgenommen hatte → interessierten sich weder Pétain noch General Weygand. Diese sollten andere moralische Werte retten.

Der kleine Paul Reynaud, vom Volksmunde als listig und verschlagen gekennzeichnet, war zutiefst ein blauäugiger Idealist. Es war sein Idealismus – eine Vereinigung von Patriotismus und Ketzerei –, der ihn zu Fall brachte.

II. DIE KATASTROPHE

Der Blitzkrieg

Edouard Daladier ging am 20. März. In 48 Stunden hatte Paul Reynaud seine Ministerliste fertig. Obgleich die neue Regierung vom rechten Flügel und wahrscheinlich von der Mehrheit der Partei Daladiers abgelehnt wurde, blieb diese an der Macht. Einige Tage darauf – am 28. März – reiste der neue Regierungschef und Aussenminister nach London, wo der höchste Rat der Alliierten zusammentrat.

Voll Optimismus kehrte Reynaud nach Paris zurück. Er hatte in Winston Churchill, der mehr und mehr die Leitung innerhalb des britischen Kabinettes übernahm, einen verständnisvollen Partner gefunden. Er hatte sich persönlich darüber unterrichtet, dass die Engländer den Krieg fortsetzen wollten, und war von der Unwahrheit der anhaltenden Gerüchte, die von britischen Bemühungen um ein Separat- oder Kompromissabkommen mit dem Feinde erzählten, überzeugt worden. Die «Altmark»-Affäre hatte gezeigt, dass die Engländer eine lebhaftige Tätigkeit in der Nordsee entfalteten. Während der Zusammenkunft in London war vor allem über eine Verschärfung der Blockade gegen Deutschland verhandelt worden. Die britische und französische Flotte sollte die Nordsee von deutschen Fahrzeugen säubern und schlimmstenfalls norwegisches Fahrwasser aufsuchen – wenn dieses weiterhin von deutschen Kriegsschiffen oder in Kriegsschiffe verwandelten Handelsfahrzeugen benutzt werden sollte.

Während der ersten April woche herrschte in Regierungskreisen ein merkwürdiger Optimismus. Der Generalstab erklärte zwar, dass die Deutschen ihren Aufmarsch mit 125 Divisionen vollendet hatten, und bei verschiedenen Gelegenheiten berichteten wiederkehrende alarmierende Gerüchte von einem bevorstehenden deutschen Angriff auf Belgien oder Holland – aber es scheint, dass man auf Seiten des französischen Generalstabs alles dies nicht ernst genommen hat. Die deutsche Propaganda brachte dagegen allerhand Nachrichten über bevorstehende Ereignisse auf dem Balkan, und da dies im Grunde mit den Träumen der französischen Generäle von einer Aktion gegen Baku oder etwas Ähnlichem übereinstimmte, fielen die deutschen Angaben, die über neutrale

Länder weiterbefördert wurden, auf guten Boden. Praktisch genommen kann die deutsche Offensive jeden Augenblick einsetzen, sagte der Generalstab. Andererseits glaubte man nicht, dass sie erfolgen würde. Man war der Ansicht, dass die Deutschen nicht wagen würden, zur Offensive überzugehen. Das wäre doch ein zu grosses Unternehmen gewesen!

Engländer und Franzosen setzten in aller Stille die Vorbereitung für ihre Aktion in der Nordsee fort, die nur den Charakter einer verschärften Flottenaktion haben sollte. Von einem Expeditionskorps, mit der Aufgabe, die Neutralität der nordischen Länder zu brechen, dürfte nicht die Rede gewesen sein. Möglicherweise konnte ein solches geschickt werden, wenn die Deutschen zuerst die nordische Neutralität brechen würden.

Am 7. April legte die britische Flotte in grösster Heimlichkeit – ob dies auch ein Geheimnis für die deutsche Armeeführung war, mag dahingestellt sein – Minen im norwegischen Fahrwasser und magnetische Minen mittels Flugzeugen und U-Booten in der Ostsee. Es bestand die Absicht, hiermit zunächst den Verkehr über Narvik abzusperren, wodurch die Deutschen des schwedischen Eisenerzes beraubt werden sollten. (Man vergass nur eine Kleinigkeit, dass nämlich in einigen Wochen der Verkehr ohne Schwierigkeiten über Luleaa gehen konnte.) Die Massnahme erweckte in den Kreisen der Alliierten unerhörten Enthusiasmus. Paul Reynaud bekam Wind in die Segel. Die Kammern, die bisher in ihrer Einstellung zu dem neuen Kabinett recht unfreundlich gewesen waren, änderten ihre Haltung. Paul Reynaud leitete, mit Churchill im Hintergrunde, die ersten Operationen im Kriege gegen Deutschland ein.

Am Morgen des 9. April kam die deutsche Gegenaktion – ebenso rasch wie im Grunde unerwartet. Dänemark wird besetzt, deutsche Truppen steigen in Norwegen an Land. Die norwegischen Häfen in den Händen der Deutschen. Die Engländer hatten ihr Expeditionskorps beinahe fertiggestellt. Die Franzosen mussten das ihre zusammenraffen, nachdem Daladier, wie bekannt, das sogenannte finnische Hilfskorps demobilisiert hatte!

Eine vollkommene Unkenntnis der wirklichen Lage in Norwegen und der langwierigen Vorbereitungen der Deutschen erklärt wohl die un-

glaubliche Langsamkeit, die das Auftreten der Alliierten während des norwegischen Krieges kennzeichnete. Im Innern scheinen sowohl die französischen als auch die englischen Experten davon überzeugt gewesen zu sein, dass die deutsche Intervention in Norwegen sich zu einem Erfolg der Alliierten wenden würde. Sie rechneten vor allem auf ihre überlegenen Flottenkräfte. Sie hatten aber nicht die deutschen Vorbereitungen in Rechnung gestellt und sicher nicht geglaubt, dass grosse Kräfte mit Flugzeugen befördert werden könnten. Ebenfalls hatten sie nicht vorausgesehen, welche Rolle die deutschen Agenten in Norwegen im Verlauf der Kriegsoperationen spielen würden. Schon hier zeigten die Armeeleitungen der Alliierten und vor allem die hauptverantwortliche französische Armeeleitung eine vollständige Unkenntnis der Ressourcen und der Taktik des Feindes.

Wie bekannt, gelang es den Franzosen und Engländern nicht, sich rechtzeitig in irgendeinem norwegischen Hafen auszuschiffen. Sie kamen bis Namsos, wurden aber nach einigen Tagen von Aandalsnes vertrieben. Reynaud persönlich war bereit, viel für einen Erfolg in Norwegen zu opfern. Er wollte mehrere hunderttausend Mann schicken. Wenn nötig eine Million, soll er bei einer Gelegenheit geäußert haben. Aber auch jetzt sagte der Generalstab nein. Wir haben unsere eigenen Grenzen zu verteidigen, wir können keine Soldaten entbehren. Insgesamt wurden 15-20'000 Mann geschickt. Es kamen nicht einmal alle an Land, bevor sie wieder zurück und Kurs auf Schottland nehmen mussten.

Radio- und Pressepropaganda, die abwechselnd von dem neuen Propagandaminister Frossard und den alten pensionierten Obersten im Generalstab besorgt wurde, wiegte die Öffentlichkeit, von optimistischen Pressestimmen aus London lebhaft unterstützt, in die phantastischsten Illusionen. Während die Öffentlichkeit darauf wartete, etwas von der Tätigkeit der alliierten Truppen in Norwegen zu hören, stopfte man diese mit Nachrichten über Irrtümer und Rückschläge der Deutschen voll. Allmählich mussten jedoch die Misserfolge der Alliierten zugegeben werden; das geschah aber widerwillig und sehr spät. Das Blatt würde sich schnell wenden, sagte das Informationsministerium. Die Alliierten bereiten etwas vor... Während die Pariser Presse eine Sieges-

nachricht nach der andern herausschickte, bereitete man fieberhaft die Evakuierung von Aandalsnes vor, die dann auf die öffentliche Meinung wie ein Schlag ins Gesicht wirkte. Man glaubte, dass man dabei war zu siegen – und in Wirklichkeit evakuierte man.

Die katastrophale Situation in Norwegen hätte wahrscheinlich in Paris sehr schnell eine Kabinettskrise zur Folge gehabt, wenn nicht die Deutschen nach den Operationen nördlich von Trondheim ihre Blicke auf die wirkliche Front gerichtet hätten: die Westfront.

Am 10. Mai, vor Anbruch des Tages, griffen die deutschen Armeen Belgien und Holland an. Der europäische Blitzkrieg hatte begonnen. Der norwegische Feldzug ging wie etwas Unbedeutendes in den grossen Ereignissen unter.

Auch dieses Mal war es eine Überraschung. Sowohl für die Regierung als auch für den Generalstab. Mehrere Stunden nachdem die Deutschen die holländischen und belgischen Grenzen überschritten hatten, musste die französische Heeresleitung alle die, die «während der letzten Tage» Heimaturlaub bekommen hatten, einberufen. Etliche waren gerade zuhause angelangt – hatten folglich am 9. Mai, am Tage vor der deutschen Offensive Urlaub bekommen – und mussten sofort zurückkehren. An der belgischen Grenze, wo die französischen Armeen beinahe acht Monate wartend gestanden hatten, fehlten höhere Offiziere, die ihren Urlaub im Schosse der Familie verbrachten... Der Generalstab war im Besitz von Nachrichten, dass die Offensive möglicherweise am 20. Mai einsetzen würde, hatte sich aber zweifelnd gestellt und diese Angabe eher als einen Teil des deutschen Nervenkrieges angesehen. Noch um 12 Uhr nachts zwischen dem 9. und 10. Mai, das heisst viereinhalb Stunden vor dem deutschen Angriff, schwebte man im Hauptquartier der französischen Nordarmeen in Unkenntnis darüber, was bevorstand. Die Operationskarten verzeichneten keine Veränderung. Wie üblich, sah man einer ruhigen Nacht entgegen!

Die Deutschen versichern, dass sie bei der Offensive an der Westfront zahlenmässig überlegene Kräfte gegen sich hatten. Während Pétain nach dem Waffenstillstand den Engländern bittere Vorwürfe machte, nur zehn Divisionen geschickt zu haben – die Engländer selbst schätzen die

Totalstärke des Expeditionskorps auf 26 Divisionen –, geben die Deutschen, die ziemlich gut unterrichtet gewesen sein müssen, die britischen Kräfte mit mindestens 20 Divisionen an. Dazu kommen die holländischen, belgischen und französischen Armeen. In den deutschen Communiqués sind die an der eigentlichen Westfront vereinigten Streitkräfte der Alliierten, zusammen mit denen Belgiens und Hollands, bis auf vier Millionen Mann geschätzt worden, eine wahrscheinlich übertriebene Ziffer.

Der französische Generalstab, der nach dem Zusammenbruch natürlich ein Interesse daran hatte, die Kräfte der Alliierten in der Ausgangslage zu unterschätzen, um dadurch die eigenen Fehler zu verhüllen, schätzt die anfallenden deutschen Armeen auf 125 Divisionen und die der Alliierten auf 100 (90 französische und 10 britische). Der französische Generalstab lässt aber mindestens 20 belgische, 5-6 holländische und vermutlich 10 britische Divisionen ausserhalb seiner Berechnung. Zahlenmässig zum mindesten scheint deshalb ein Gleichgewicht der Kräfte bestanden zu haben, auch wenn dieses von Weygand und Pétain energisch abgestritten wird, die durchwegs die alliierten Armeen als einen kleinen unerschrockenen, gegen eine phantastische Übermacht kämpfenden Haufen tollkühner Helden darstellt.

Wenn der Angreifer am 10. Mai, nach den eigenen Angaben des französischen Generalstabes, 125 Divisionen aufgestellt hatte, müssen die Alliierten zur gleichen Zeit an der Westfront über mindestens 130–140 Divisionen verfügt haben. Von den 90 französischen Divisionen werden jedoch mindestens 13 in den Befestigungen gebunden gewesen sein und 16 der Kategorie B, das heisst dem Landsturm angehört haben. Mit anderen Worten würden die Franzosen selbst nur über zirka 60 kampftüchtige Divisionen verfügt haben.

Die französischen Armeen waren materialmässig schlecht ausgerüstet. Nach französischen offiziellen Angaben gab es am 10. Mai 1940 auf der französischen Seite nur drei sogenannte Panzerdivisionen, jede mit zirka 150 schweren und leichteren Kampfwagen ausgerüstet. Diese waren gebildet worden, nachdem Paul Reynaud im März zur Macht gekommen war – also einige Wochen vor der Offensive. Acht Monate lang hat-

te der französische Generalstab es unterlassen, Panzerdivisionen zu bilden, auf deren entscheidende Rolle im modernen Krieg von General de Gaulle unzählige Male hingewiesen worden war. Ausserdem gab es drei leichtere mechanisierte Divisionen, die man jedoch nicht als Panzerdivisionen bezeichnen konnte.

Die Deutschen verfügten, wie bekannt, über mindestens 10 Panzerdivisionen, von denen jede 500 Kampfwagen umfasste. Gegen diese setzten die Franzosen während des ganzen Feldzuges in Artois und Flandern nur unzureichende Panzerabwehrkanonen, hauptsächlich 25-mm-Kaliber und 47-mm-Kaliber, ein. Erst während der Sommeschlacht wandelten die Franzosen ihre 75-mm-Feldkanonen in Antitankwaffen um. Trotzdem ein Mangel an Kanonen dieses Kalibers herrschte und die französische Armee nicht mit der vorgeschriebenen improvisierten Taktik vertraut war, trug dieses stark zu lokalen französischen Erfolgen bei.

Mit Sicherheit hatte der französische Generalstab mit einer deutschen Offensive über Belgien und Holland gerechnet, und schon im September waren die britischen und französischen Generalstäbe sich über die Taktik einig geworden, die in solch einem Fall zur Anwendung kommen sollte. Grössere Möglichkeiten für eine präliminäre Zusammenarbeit mit den belgischen und holländischen Generalstäben waren nicht vorhanden gewesen, und man hatte sich mit Kalkulationen auf dem Papier begnügt. Vor die Wahl gestellt, die alliierten Armeen an der französisch-belgischen Grenze auf die vorwärtsstürmenden Deutschen warten zu lassen oder, nachdem die Deutschen die deutsch-belgische Grenze überschritten hatten, nach Belgien zu eilen und sich dem Feind auf belgischem Boden zu stellen, entschloss man sich für die letztere Alternative.

Der französische Plan sah vor, die Armeen in Elsass-Lothringen in der Maginotlinie Wacht halten zu lassen, während die Nordarmeen um Mézières als Achse schwenkend, nach Belgien einrücken, die Stellungen Antwerpen-Namur-Maas besetzen und hier den 20 belgischen Divisionen helfen sollten, einen erbitterten Kampf, sans esprit de recul, wie es in den französischen Rapporten hiess, auszufechten. Die Deutschen soll-

ten also auf jeden Fall verhindert werden, über die Stellung Antwerpen-Namur-Maas hinauszukommen. Gleichzeitig sollten vorgeschobene französische Abteilungen nach Liège und Namur vorrücken und hier versuchen, den Feind aufzuhalten.

Sogar der Laie wird schon in diesem Plan von der erstaunlichen Fehleinschätzung der Lage frappiert sein. Wie sollten die französischen Armeen – die auf jeden Fall mit dem Vormarsch warteten, bis die deutschen Armeen sich in Bewegung gesetzt hatten – rechtzeitig ans Ziel gelangen und die Stellungen vor Liège und Namur besetzen, wenn sie nicht über genügend Panzerwagen, motorisiertes und mechanisiertes Material verfügten? Wie sollten die mit Kampfswagen unzureichend versehenen französischen Verbände ohne befestigte Stützpunkte die Deutschen auf halten können? Man wandte de Gaulles Plan an, verfügte aber nicht über die erforderlichen Mittel, diesen durchzuführen. Nur eine stark gepanzerte, sehr bewegliche und vollkommen mechanisierte Armee hätte hier den Einsatz vollziehen können, mit dem der französische Generalstab rechnete. Diese gab es aber nicht – nicht einmal auf dem Papier.

Zu Beginn des Blitzkrieges am Morgen des 10. Mai spannten die Alliierten einen Vorhang zwischen Longwy und der belgischen Kanal-küste. Die zweite französische Armee unter General Huntziger steht am weitesten östlich zwischen Sedan und Longwy. Unmittelbar westlich von Huntziger steht die 9. Armee unter General Gorap, die die unerhört wichtige, ja vitale Aufgabe hat, den Maasübergang zwischen Sedan und Namur zu verteidigen. Die 9. Armee wird von der 1. Armee unter General Blanchard flankiert, die am stärksten mit den neugebildeten Panzerdivisionen ausgerüstet gewesen sein soll. Diese hat die Aufgabe, einen deutschen Durchbruch in dem sogenannten Gemblouxpass zwischen Namur und dem Fluss Wawre, zirka 20 km südöstlich der belgischen Hauptstadt zu verhindern. Am weitesten westlich steht die 7. Armee unter General Giraud, die den Befehl hat, die Scheldemündung zu besetzen und zur holländischen Grenze vorzurücken, um sich in der Gegend von Breda mit den holländischen Armeen zu vereinigen. Zwischen

Giraud und Blanchard am Ufer des Flusses Dyle zwischen Wawre und Louvain hat das britische Expeditionskorps Stellung genommen.

Am 10. Mai, 9 Uhr vormittags, erreicht die Truppenverbände ein telegraphischer Befehl, auf belgisches Gebiet vorzurücken. Eine Stunde vorher war mit dem Losungswort «Tilsit» Alarm geschlagen worden. Jetzt lautete der Befehl: «Anwendet Massnahme Wagram.» Die Stellungen sollten 10 Uhr vormittags bezogen sein. Der Vormarsch ging wahrscheinlich nicht ohne Schwierigkeiten vonstatten.

Leichte alliierte Kavalleriekräfte rücken vor und besetzen die im Plan vorgesehenen Hauptstellungen. Goraps Armee – zum grösseren Teil aus älteren Jahrgängen zusammengesetzt – gelingt es nicht, bei den ersten Zusammenstössen mit den deutschen Kampfwagen den Feind zurückzuhalten. Schon am Abend des 12. werden die Franzosen gezwungen, sich auf das südliche Maasufer zurückzuziehen. Der deutsche Plan ist, im Osten über die Maas zu gehen und den in Belgien westlich der Maas heranrückenden Armeen in den Rücken zu fallen.

General Giraud hat drei leichte Panzerdivisionen nach Tongres und Breda geschickt, aber die Deutschen haben die Maastrichtbrücke bereits überschritten, den Albertkanal erzwungen und setzen den Eilmarsch nach Westen fort. Die Berechnungen der Alliierten sind zunichte gemacht: Der Albertkanal sollte mindestens vier Tage standhalten. Am 13., zur gleichen Zeit, da die Deutschen zum Angriff gegen die alliierten Armeen in Belgien vorgehen und auf Tirlemont marschieren, greifen sie Coraps Armee auf dem südlichen Ufer der Maas an. Sie gehen über den Fluss und stürmen den Feind mit Stukas, – die Bombenabwürfe demoralisieren die Franzosen.

Hier muss eine Einschlebung gemacht werden. General Gorap, der Chef der 9. Armee, wird für den Durchbruch der Deutschen am Maas-sektor verantwortlich gemacht. Vor einiger Zeit hat er eine Verteidigungsschrift «La vérité sur l’Affaire Corap» von dem in jeder Hinsicht unzuverlässigen französischen Publizisten Paul Allard, dessen Unsolidität wohl als notorisch angesehen werden kann, verfassen lassen. In dieser Schrift wird natürlich die ganze Verantwortung auf die Politik geschoben, gleichzeitig aber der zweiten Armee (General Huntziger) vorgewor-

fen, dass sie gewichen sei: der Durchbruch geschah in Huntzigers Sektor, sagt Gorap, was auch ein Faktum ist. Richtig ist jedoch, dass beide Armeen gewichen sind.

In dem im Auftrag des Generalstabs vor einiger Zeit veröffentlichten Bericht über die Kriegsoperationen, der von Major Labusquière ausgearbeitet ist, wird dagegen Gorap beschuldigt, während Huntziger, damals Generalstabschef, sich in allen Tonarten lobpreisen lässt. Irgend ein Schluss lässt sich auf Grund dieser einander widersprechenden Behauptungen nicht ziehen. Bezeichnend aber für die Verwirrung, die während der deutschen Blitzoffensive auf französischer Seite herrschte, ist, dass Goraps und Huntzigers Historiographen sich nicht einigen können, in welchem Abschnitt der entscheidende Durchbruch geschehen ist, ob bei der 9. oder bei der 2. Armee.

Am Abend des 13. Mai sind die Stellungen an der Maas vollkommen aufgerieben und die Deutschen haben feste Stellungen auf dem südlichen Ufer bezogen, die die Franzosen trotz verzweifelter Gegenangriffe nicht erschüttern können. Am nächsten Morgen greifen die Deutschen mit schweren, über den Fluss gelangten Panzerdivisionen an, und die deutschen Sturzbomberflieger verursachen unter den Franzosen verheerenden Schaden. Die Stadt Sedan muss angesichts des feindlichen Angriffs geräumt werden. Am 15. Mai ist die ganze Maasstellung in den Händen der Deutschen, und in der französischen Verteidigungslinie ist eine Breche von 70 km Breite geschlagen worden. Die ganze 9. Armee ist in voller Auflösung begriffen und in verstreuten Einheiten auf der Flucht.

Die 4. Armee unter General Touchon, die in Reserve gehalten wurde, um in die Maasstellungen einzurücken, falls es dem Feind gelingen sollte, sich einen Weg zu sprengen, bekommt jetzt den Befehl, schnell vorzurücken. Es zeigt sich aber, dass die feindlichen Luftangriffe der vorangegangenen Tage die Transportkolonnen zerstreut, die Verkehrsmittel zerstört und Verwirrung innerhalb der 4. Armee angerichtet haben. Im kritischen Augenblick ist diese nicht bereit, einzurücken und für die hart geschlagene 9. Armee die Verteidigung zu übernehmen.

Unterdessen hat die holländische Armee kapituliert. Die alliierten Armeen können nur mit grössten Schwierigkeiten den Deutschen in Belgien standhalten, wo die wichtigsten Befestigungen von diesen umringt oder eingenommen worden sind. Die Katastrophe tritt aber nicht hier, sondern an der Maas ein, wo die französischen Nordarmeen und das britische Expeditionskorps nach dem Zusammenbruch der 9. Armee von einer Umringung bedroht sind. Gelingt es den Deutschen, grössere Kräfte über die Maas zu bekommen, so wird nicht nur Blanchards Flanke entblösst, sondern ein feindliches Umgehungsmanöver kann sowohl Giraud, Blanchard als auch die Engländer von der Aisne und Somme abschneiden. In aller Eile werden alle französischen Kampfwehrgeneinheiten zusammengezogen und an die Front zwischen Maas und Sambre geworfen. Es gelingt ihnen zwar, den Deutschen bedeutenden Schaden zuzufügen, jedoch nicht den feindlichen Vormarsch ernsthaft zu erschweren.

Girauds Armee (die siebente) war angesichts der holländischen Niederlage gezwungen, sich unter unerhörten Schwierigkeiten und heftigen Kämpfen nach Antwerpen zurückzuziehen. Blanchard und die Engländer ziehen sich am 15. auf Grund der entblössten Flanke an der Maas bis zum Charleroikanal zurück, wo sie am nächsten Tage mit Mühe und Not der Gefahr entgehen, von einem gewaltigen deutschen Angriff, der das Ziel hatte, einen Keil zwischen Blanchard und die Engländer zu treiben, zersprengt zu werden.

Die militärische Leitung muss nun auf Druck des Regierungschefs Verschiebungen innerhalb des Befehls vornehmen. Gorap ist der Sündenbock. Er wird seines Postens als Chef der 9. Armee enthoben und durch General Giraud, Chef der 7. Armee, ersetzt, der gerade dabei ist, einen äusserst gefährlichen Rückzug auf die Stellungen bei Antwerpen durchzuführen. Giraud wird gezwungen, die Leitung der sich in voller Auflösung befindenden 9. Armee zu übernehmen, wird aber einige Tage darauf an der Spitze eines Kampfwehrgenverbandes im Maasabschnitt von den Deutschen gefangen genommen. Giraud ist einer der wirklich tüchtigen jüngeren Generäle der französischen Armee. Gleichzeitig wird der wegen seiner Untauglichkeit abgesetzte Corap in die Antwerpen Stel-

lung versetzt und zum Chef der 7. Armee ernannt (wo er jedoch nach einer Woche durch General Frère ersetzt wird). Wie kann der französische Generalstab mit General Gamelin (der damals noch seinen Posten innehatte) und General Georges an der Spitze solch einen sonderbaren Befehl erklären, unter solch dramatischen Umständen Gorap und Giraud den Posten wechseln zu lassen? Entweder hat dieser nicht das Tragische in der Situation gesehen oder vollkommen die Fassung verloren.

Angesichts des furchtbaren Zusammenbruchs an der Maas entschliesst sich der französische Generalstab zu dem Versuch, die Aisne-Maas-Stellungen mit der Armee Huntzigers zu halten und unterdessen die Verbindungslinien zwischen den isolierten Nordarmeen und der Somme wieder herzustellen. Der Feind hat währenddessen seinen Druck im Südosten abgeschwächt und rückt in Richtung auf das Meer und die Kanalküste vor. Gamelin setzt Divisionen ein, die vom Elsass, von den Alpen und der Maginotlinie geholt werden. General Touchon versucht nun mit seiner endlich gesammelten 4. Armee, die Deutschen nach Norden zu treiben, ist aber zu schwach und muss sich damit begnügen, Stellung längs der Aisne und dem Oisekanal zu beziehen, während ein breiterer Strom von deutschen Panzerdivisionen, von gewaltigen Infanteriemassen gefolgt, in die zwischen Aisne und Maas entstandene Tasche strömt. Am 18. Mai fallen Peronne, Amiens und Saint-Quentin. Die Armee General Girauds, die erst den General Corap und dann den General Frère zum Befehlshaber bekommen hat, nimmt weit auf französischem Gebiet Stellung: an der Oise. Die französische Verteidigungslinie geht jetzt von Rethel im Osten bis zur Sommemündung im Westen.

Der Endkampf in Artois und Flandern beginnt.

Während diese gewaltigen Kämpfe in der ersten Woche des Blitzkrieges ausgefochten wurden, lebte Paris sorglos in der herrlichen Maisonne. Der Krieg hätte sich ebensogut tausende von Kilometern von Paris entfernt abspielen können. Die Pariser Zeitungen brachten grosse Schlagzeilen über «die Maasschlacht», schilderten die furchtbare Wirkung der deutschen Sturzbomberanfalle und malten den Angriff der deutschen Panzerdivisionen in schrecklichen Farben. Man sprach auch von Fallschirmjägern.

Ich glaube nicht an Fallschirmjäger, sagte ein französischer Generalmajor in den ersten Kriegstagen. Das tat der Generalstab auch nicht. Die Phantasie des Volkes glaubte daran.

Am Nachmittag des 16. Mai, die Strahlen der Sommersonne spielten in der Glaskuppel über dem Plenarsaal, stand Paul Reynaud totenbleich am Rednerpult in der Deputiertenkammer. Eine angsterfüllte Versammlung sah zu ihm hinauf. Wilde Gerüchte waren in den Korridoren im Umlauf gewesen. Die Deutschen stehen in Nordfrankreich.... Amiens ist genommen. Panzerdivisionen nähern sich Compiègne.... Der Redner hatte eine verschleierte, beinahe heisere Stimme. Er dementierte die Panikgerüchte, gab aber den Ernst der Lage zu. Der Feind zielt auf das Herz Frankreichs, sagte er beinahe flüsternd, unsere Leben müssen geopfert werden, es gilt das Vaterland zu retten.

Man hätte eine Stecknadel fallen hören können. Im Plenarsaal herrschte Totenstille. Als aber Reynaud vom Rednerpult herunterstieg, erhob sich die Versammlung und begrüßte ihn mit stürmischem Beifall.

Die Panikstimmung hatte sich in der oberen Verwaltung verbreitet. An verschiedenen Stellen begann man bereits die Sachen zu packen. Immer grössere Scharen von Flüchtlingen strömten von Belgien und Nordfrankreich heran. Am Abend des 17. schickte Gamelin sein berühmtes Communiqué heraus. Es lautete: «Soldaten, das Schicksal des Vaterlandes steht auf dem Spiel! Die Truppen, die nicht vorrücken können, müssen sich lieber auf der Stelle töten lassen, als einen Daumenbreit französischen Bodens aufgeben, den zu verteidigen ihnen anvertraut wurde. Die Parole heisst in dieser Stunde, wie in allen für das Vaterland historischen Augenblicken: Siegen oder sterben. Wir müssen siegen!»

Damit hatte Gamelin seine Rolle ausgespielt. Dieses Communiqué mit den grossen Worten wurde zu seinem Schwanengesang. Am 18. Mai bildete Paul Reynaud sein Kabinett um. Er verabschiedete Edouard Daladier, der einen furchtbaren Nervenzusammenbruch bekommen hatte, vom Posten des Kriegsministers. Gleichzeitig verschwand Gamelin, während der Regierungschef den von der Orientarmee zurückberufenen General Weygand zu überreden versuchte, den Oberbefehl zu überneh-

men. Georges Mandel verliess das Kolonialministerium und übernahm das Innenministerium und die Polizei. In der Hauptstadt wurden überall Sicherheitsmassnahmen getroffen. Polizeipatrouillen hielten nachts alle Autos an und suchten nach Waffen. Man fürchtete Fallschirmjäger und die fünfte Kolonne. Man machte Jagd auf «Defaitisten». Reynaud forderte eine moralische Aufraffung.

Am 19. Mai hatte Weygand sich nach langem Zögern und erst nachdem er sich im Einzelnen und durch Untersuchungen an der Front davon überzeugt hatte, dass die Lage noch nicht hoffnungslos war, entschlossen, den Oberbefehl über die alliierten Armeen zu übernehmen.

Ein gewaltiger Enthusiasmus brach überall im Lande aus.

Weygand wird den Feind auf halten.

Welchen Plan Weygand eigentlich hatte, als er sich zur Übernahme des Oberbefehls bewegen liess, ist nicht bekannt. Er muss sich aber, nachdem er bis ins Einzelne zwei vermutlich drei Tage lang die Situation eingehend studiert hatte, des Ernstes der Lage vollkommen bewusst gewesen sein. Er hatte sicher auch Kontakt mit den kommandierenden Generälen aufgenommen und deren Eindrücke von der Kampftechnik der Deutschen erfahren.

Die unglaubliche Rücksichtslosigkeit, mit der die Deutschen angriffen, hatte einen überwältigenden Eindruck auf jene gemacht, die an den Kämpfen in Flandern und an der Maas teilgenommen hatten. Die Sturzbomberflugzeuge sind mörderisch, war die Ansicht der Soldaten. General Huntziger vertrat dagegen die Auffassung, dass die Flugwaffe eher demoralisierend als mörderisch wirke. Eine kräftige alliierte Flugwaffe war notwendig; Weygand wandte sich nach London und verlangte grössere Kräfte der Royal Air Force. Die Franzosen hatten ungeheure Mengen von Flugzeugen während der Morgenstunden des 10. Mai verloren, als die deutschen Bombenflugzeuge, beinahe ohne auf Widerstand zu stossen, die wichtigsten französischen Flugplätze zerstörten.

Es war nicht gelungen, die deutschen Kampfwagenformationen aufzuhalten. Diese waren zahlreich, stabil und stark gerüstet. Die französischen Abwehrkanonen bissen nicht in die Panzer der Deutschen. Im Verlaufe des Kampfes hatte man mit ziemlich grossem Erfolg Feldkanonen angewendet, vor allem die berühmte französische 75-mm-Kano-

ne. Sie bedurfte jedoch kleiner Änderungen, um wirksam gegen die schweren Kampfswagen angewendet zu werden.

Eine einheitliche französische Verteidigungslinie konnte den Deutschen nicht standhalten. Diese hatten die leichteren Befestigungswerke in der sogenannten Daladierlinie durchdrungen und konnten von der Infanterie nicht aufgehalten werden. General Huntziger, der an den heftigen Kämpfen in dem südöstlichen Winkel der Maas teilgenommen hatte, äusserte sich in dem später berühmt gewordenen Tagesbefehl, der ihm die Leitung der französischen Waffenstillstandsdelegation in Compiègne eingebracht hatte, folgendermassen über den Kampf gegen Kampfwagenformationen. «Du musst verstehen», hiess es in dem Aufruf des Generals an seine Soldaten, «dass der Kampfswagen ohne Infanterie nicht viel ausrichten kann. Verstecke dich nur, so kann dieser dir nicht beikommen. Lass den Kampfswagen vorbeifahren, ohne dich zu zeigen und schiess dann auf sein Gefolge. Ohne sein Gefolge ist der Kampfswagen bald mit Blindheit geschlagen. Früher oder später muss dieser das Terrain aufgeben, um sich zu verproviantieren, wenn unsere Kanonen ihm nicht schon den Garaus gemacht haben.» Huntzigers Tagesbefehl, der am 18. Mai herausgegeben wurde, wies auch die Gerüchte über Fallschirmjäger zurück. «Zeigen sich eventuell Fallschirmjäger, so kann ein bewaffneter Mann diese immer auf der Stelle erschliessen...»

General Huntziger, der in der weiteren Entwicklung immer mehr als der französische Generalstabsoffizier auftrat, der wirklich glaubte, die Taktik der Deutschen durchschaut zu haben, dürfte einer der ersten Ratgeber Weygands gewesen sein. Seine Erfahrungen fanden auch praktische Anwendung, als Weygand die Verteidigungslinie organisierte, die den Namen Weygandlinie erhielt.

Angesichts des Zusammenbruchs an der Maas und des raschen Vorrückens der deutschen Panzerkräfte auf die Kanalküste organisierte der neue Oberbefehlshaber Verteidigungsstellungen längs der Somme und der Aisne. Verstreute und in die Tiefe gestaffelte, befestigte Stützpunkte wurden auf eine bedeutende Fläche verteilt. Die angreifenden Panzerdivisionen sollten einem heftigen Sperrfeuertiefer befestigten Stützpunkte ausgesetzt werden, sich aber an diesen vorbeidrängen können. Die nach-

folgenden Infanterietruppen sollten dagegen aufgehalten werden und die Kampfswagen bei ihrem Vorrücken hinter die französischen Linien isoliert und hier sicher vernichtet werden. So sah die Weygandstellung aus. Sie war ausschliesslich mit einer Defensivtaktik vor Augen gebaut worden.

Während diese Stellung organisiert und konsolidiert wurde, sollten konzentrische Angriffe von der Aisnestellung im Süden und von den an der belgisch-französischen Grenze kämpfenden Armeen im Norden gegen die durch die sogenannte Kanaltasche vorwärtsdrängenden deutschen Panzereinheiten ausgehen. Mehrere und missglückte Versuche wurden unternommen. Am 21. Mai hatte Reynaud im Senat ausgerufen: «Das Vaterland ist in Gefahr.» Am darauffolgenden Tage berichtete das von Weygand eigenhändig verfasste französische Communiqué beruhigend, dass Arras von den Franzosen zurückerobert sei. Am 23. Mai liess das Communiqué verstehen, dass die Alliierten bis in die Gegend von Cambrai vorgerückt seien. Hier wurde einer der heftigsten Angriffe der Alliierten mit Kampfswagen durchgeführt. Am selben Tage wurde im Ministerrat, der sich in Paris versammelt hatte, verkündet: die Regierung bleibt auf ihrem Posten. Die Hauptstadt soll nicht ausgeliefert werden.

Kleine und sporadische Versuche sind also unternommen worden, um die in Flandern eingesperrten alliierten Armeen zu befreien. Die Öffentlichkeit bildete sich ein, dass «etwas geschehen würde» und wartete auf die grosse Gegenoffensive Weygands. Gamelin war wegen der Defensive gefallen. Weygand sollte mit der Offensive siegen. Diese Auffassung herrschte sogar in Regierungskreisen. Der geheimnisvolle Schimmer, der Weygand umgab, bestätigte nur die allgemeine Auffassung. Der neue Oberbefehlshaber würde nicht in der Weygandstellung auf den Feind warten.

«Die Tasche», die in den Pressekommentaren herumspukte, war jedoch keine Tasche, wie man dem Zeitungsleser vorzumachen suchte. Es war eine Mauer und eine Mauer von Stahl, die die verstreuten und allzu schwachen Gegenangriffe der Alliierten nicht erschütterten. Diese Mauer trennte die alliierten Armeen in Flandern von den französischen an der Somme. Am 24. Mai standen die Deutschen in Boulogne. Gent

und Maubeuge hatten kapituliert. Während die alliierten Armeen sich auf die belgische Küste zurückzogen, wurde die Mauer in Artois dicker und dicker. Die einige Tage vorher erfolgte Voraussage Huntzigers hatte sich als vollkommen falsch erwiesen: die Panzerdivisionen hatten allein das Terrain erobert, das später von der Infanterie besetzt wurde.

Am 25. Mai – noch immer nichts Neues über den Weygandplan. Berck und Paris-Plage waren genommen worden. Das Communiqué des Oberbefehlshabers verschwieg diese Nachrichten. Die englischen und belgischen Armeen hatten sich auf die Lysestellung zurückgezogen. In diesem Augenblick waren eine Million alliierte Soldaten – Belgier, Franzosen und Engländer – in Flandern eingeschlossen. Auf der anderen Seite der deutschen Stahlmauer stand eine weitere Million alliierter Soldaten. Sollten diese zwei Millionen nicht durchbrechen können? Generalmajor Charles de Gaulle schlug vor, tausend französische Kampfswagen zu sammeln und einen gewaltsamen Durchbruchversuch zu unternehmen. Weygand zögerte. Er wollte nicht das Risiko eines Misserfolges auf sich nehmen. Er beschloss, die sogenannte Sommestellung zu halten, womit man die gesamte französische Nordarmee unter dem Befehl General Blanchards preisgab. Diese konnte nun versuchen, sich aus der deutschen Zange über Dünkirchen über das Meer zu retten.

Am selben Tage aber, an dem Berck und Paris-Plage in die Hände der Deutschen fielen, hatte das französische Kriegskabinett eine Sitzung in Paris. General Weygand hatte sich sehr pessimistisch geäußert. Der Widerstand, auf dem Paul Reynaud bestand, hatte nach Weygands Auffassung nur ein Ziel: die Ehre zu retten und ehrenvolle Bedingungen vom Feinde zu erhalten. Marschall Pétain, der an der Sitzung teilnahm, war nicht der Auffassung Reynauds, dass erst der britische Bundesgenosse befragt werden müsse, ehe man daran gehen konnte, die Aufnahme von Verhandlungen mit dem Feinde vorzubereiten. Die Engländer, sagte der alte Marschall, haben über nichts zu bestimmen.

Die Alliierten in Flandern wurden jetzt immer gewaltsamer zusammengepresst. Den Deutschen war es gelungen, einen Keil zwischen die Engländer und Belgier zu treiben, und sie richteten nun ihre heftigsten Angriffe gegen diese. Am 26. Mai zogen sich die Belgier hinter Ypern zurück. Angesichts eines neuen Angriffs kapitulierten die belgischen Ar-

meen am 27. Mai, wodurch die Flanke der Engländer entblösst wurde. Am 28. Mai bekam das britische Expeditionskorps den Befehl, sich in Dünkirchen einzuschiffen, nachdem es sich als unmöglich erwiesen hatte, einen Rückzug nach Süden auf dem Landwege vorzunehmen. Sechs Tage lang kämpften Franzosen und Engländer um jedes Stück Boden, um den grossen Kanalhafen zu erreichen. Am 4. Juni verliessen die letzten alliierten Soldaten die rauchenden Ruinen, 260'000 Engländern und 90'000 Franzosen war es geglückt, sich an Bord von Kriegsschiffen und Transportfahrzeugen nach England hinüberzusetzen.

Damit war die erste und entscheidende Phase des Blitzkrieges entschieden.

Einige Tage vorher, am 29. Mai, schrieb ein französischer Militärexperte im «Temps» folgenden Kommentar: «Aus den Ereignissen der letzten Tage geht mit aller Deutlichkeit hervor, dass eine offensive Kriegsführung einer defensiven unendlich überlegen ist. Die organische Unterlegenheit der defensiven Kriegsführung erklärt an und für sich unsere Misserfolge in den letzten Wochen. Wenn es sich als unmöglich erweist, längs der ganzen Front ein Hindernis zu bilden, das imstande ist, die vorrückenden Panzerdivisionen aufzuhalten, so wird man gezwungen, in der Defensive Reserven vorzuschicken, die schleunigst von anderen Stellen geholt werden. Unter solchen Umständen gibt es für den Verteidiger keinen andern Ausweg, als ebenso wie der Angreifer über zahlreiche und mächtige Panzerdivisionen zu verfügen, die mit grosser Kraft zum Gegenangriff gehen können. Gegen schnelle Kampfwagen können nur andere schnelle Kampfwagen kämpfen. Gegen die gepanzerten und beweglichen Festungen des modernen Krieges ist eine defensive Taktik zum Misserfolg verurteilt...» (General Brossé, «Le Temps» 29. 5. 40.)

Die französischen Generäle hatten sich während der Kämpfe in Flandern und in Nordfrankreich geweigert, den Panzerdivisionen eine entscheidende Bedeutung beizumessen. Die wenigen Einheiten dieser Waffengattung, über die die Franzosen verfügten, waren neuen Datums und auf Befehl Reynauds zustande gekommen. General Huntziger beharrte

nach einer Woche Erfahrung an der Front darauf, die Fähigkeit der Kampfwagen, als einheitliche und isolierte Verbände zu operieren, zu leugnen.

Erst angesichts der drohenden Katastrophe hatte Reynaud am 25. Mai 16 überalterte Generäle abgesetzt und sieben jüngere ernannt. Oberstleutnant Charles de Gaulle bekam endlich den Rang eines Generalmajors. Die Situation war aber jetzt, nach Ansicht des neuernannten Oberbefehlshabers, General Weygand, so gut wie hoffnungslos.

«Der Kampf», schrieb er am 29. Mai an die Regierung, zwei Tage nach der belgischen Kapitulation, «kann höchstens an der Marne und an der Seine fortgesetzt werden, aber mit geringen Aussichten auf Erfolg. Die militärischen Operationen», fügte er in dem Schreiben hinzu, «entwickeln sich derart, dass man jeden Augenblick gezwungen werden kann, die Waffen zu strecken.»

So sprach der französische Oberbefehlshaber einige Tage bevor die zweite grosse deutsche Offensive am 5. Juni einsetzte.

Die Generäle geben auf

Am Tage vor der belgischen Kapitulation hatte General Weygand in einem Tagesbefehl an die Armeen erklärt, dass «der Kampf ohne einen Gedanken an Rückzug in den neuen Stellungen, die wir nun bezogen haben, ausgefochten werden soll.» Die Stellungen, die der französische Oberbefehlshaber meinte, bildeten die sogenannte Weygandlinie längs Somme und Aisne. Drei Tage später, am 24. Mai, wandte er sich wie bekannt an die Regierung in Paris und erklärte, dass der Kampf so gut wie hoffnungslos sei. Bevor die entscheidende deutsche Massensoffensive an der Westfront einsetzte, hatte der Oberbefehlshaber und mit ihm der gesamte Generalstab den Kampf aufgegeben. Sie glaubten nicht mehr an einen siegreichen Widerstand.

Im Morgengrauen des 5. Juni gingen die Deutschen beinahe an der ganzen Front zwischen Abbeville und Laon zum Angriff über. Ohne Atempause folgte die grosse Sommeschlacht – la campagne de France – der Schlacht in Flandern.

Damit wurde die Hoffnung zunichte gemacht, die der französische

Generalstab während der vorangegangenen Woche gehegt hatte, dass nämlich die Deutschen nach ihrem überwältigenden Sieg in Flandern, wobei sie Schlüsselpositionen längs der holländischen, belgischen und französischen Nordküsten erobert hatten, zu einer Offensive gegen England schreiten würden. In diesen Wahn hatte man die Öffentlichkeit und vermutlich auch sich selbst gewiegt. Weygand war der Auffassung, dass eine feindliche Offensive gegen die Stellungen an der Somme sehr schnell zu einer katastrophalen Niederlage für die Franzosen führen würde.

Es ist schwer, einen Überblick über die Stellung der französischen Armeen am Morgen des 5. Juni zu bekommen. Die Angaben, die nach der Niederlage von den Franzosen selbst, vom Generalstab oder verantwortlichen Ministern in Vichy veröffentlicht wurden, sind gewöhnlich falsch, irreführend oder voller Widersprüche. Im Verlauf des Kampfes hat ein Austausch von Befehlshabern der verschiedenen Armeen stattgefunden, und es ist schwer, zu wissen, wer diese oder jene Armee kommandierte. Schon in den ersten Tagen musste man sich fragen, ob eine Armee noch eine Armee war oder nur aus den Überresten einer Armee bestand. Bezeichnend für den Wahrheitsgehalt der offiziellen französischen Angaben ist beispielsweise der Bericht, der im September 1940 auf Veranlassung des Generalstabs im «Temps» veröffentlicht wurde und in welchem es heisst, «dass die Franzosen am 5. Juni über drei leichte Panzerdivisionen, von denen zwei nur 80 respektive 56 Kampfwagen hatten, verfügten». Damit lässt man verstehen, dass die Franzosen keine Kampfwagen mehr hatten. Am 21. Juni teilte das deutsche Communiqué mit, dass allein in Gien an der Loire 700 nagelneue französische Kampfwagen erobert wurden... Warum waren diese nicht an der Front eingesetzt worden?

Die Weygandstellung wurde hauptsächlich von zwei Armeegruppen unter Leitung der Generäle Besson und Huntziger gehalten. Der erstere kommandierte die dritte Armeegruppe mit der 10., 7. und 6. Armee, die unter der Leitung der Generäle Altmayer, Frère und Touchon standen, während eine neugebildete vierte Armeegruppe die 4. und 2. Armee unter Leitung der Generäle Requin und Freydenberg umfasste. Die erste

stand zwischen Amiens und Paris, die andere zwischen Rethel und Châlons und Sedan und Clermont-en-Argonne.

General Requin, Befehlshaber der 4. Armee, hatte den Winter und Frühling über im Winterschlaf hinter der Maginotlinie gelegen. Die Kriegskorrespondenten hatten ihn einmal im Januar 1940, nach einem Festessen in Mont des Walches, einer der mittelgrossen Festungen der Maginotlinie, besucht und einen bereits hochbetagten und ergrauten Herrn gefunden, der mit ausgesuchtem Geschmack Philosophie diskutierte und in seinen freien Stunden entzückende Landschaftsbilder malte. «Der grosse Fehler der Deutschen ist, dass sie zu junge Generäle haben», hatte Gamelin in einem Gespräch mit Jules Romains geäussert. «Ihnen fehlt Erfahrung.» Der vornehme, alte General Requin war in seiner Art ein ausgezeichnete Vertreter der Gamelinschen Schule: überaltert, kultiviert, kunstinteressiert und in den Vorstellungen vom Weltkriege befangen. Er glaubte auch nicht an Panzerdivisionen, Fallschirmjäger und andere Neumodischkeiten.

Am Morgen des 5. Juni richteten die Deutschen einen ihrer ersten Angriffe auf Péronne an der Somme. Die vorwärtsstürmenden deutschen Panzerwagen liessen sich nicht aufhalten. Um die Mittagszeit waren die französischen Stellungen durchbrochen, während der Feind im Westen, zwischen Amiens und der Kanalküste die ganze Sommestellung aufrollte. Am folgenden Tage rückten die Deutschen zwischen Aisne und Oise in Richtung auf Soissons vor. General Touchon versuchte mit der 6. Armee einen Gegenangriff zu unternehmen, hatte aber keinen Erfolg, blies zum Rückzug, zur selben Zeit, in der sich die Engländer in der Kanalzone zurückzogen, und etablierte sich in der sogenannten Breslestellung. Am 7. Juni war die französische Verteidigung an der ganzen Front gesprengt, die 10. Armee war in zwei Teile gespalten, die jeder für sich den Rückzug antraten, während zwei mächtige feindliche Panzerkolonnen rücksichtslos nach Forges-les-Eaux, auf dem Wege nach Rouen, vorwärtsdrängten. Am Abend desselben Tages gingen die Deutschen bei Soissons über die Aisne.

Weygand, der jetzt Tag für Tag Reynaud mit der Forderung nach Waffenstillstand verfolgte, gelang es in seinen eigenhändig redigierten Communiqués, die katastrophale Lage vor der Öffentlichkeit geheimzu-

halten. «Die Weygandstellung hält», hiess es im Communiqué. «Der rasende Angriff des Feindes ist mit ungeheuren Verlusten für den Gegner zurückgewiesen worden.» Mit literarischem Schwung schilderte Weygand in einem seiner Communiqués die blutigen Kämpfe zwischen den gleich prähistorischen Unwesen heranstürmenden deutschen Panzerwagen und den heldenmütigen Verteidigern.

An mehreren Stellen hatten die Franzosen hartnäckigen Widerstand geleistet, und die deutschen Kampfwagen hatten ins Gras beissen müssen. Die französische 75-mm-Kanone vollbrachte Wunder. Aber gegen die bewegliche Taktik der Deutschen kamen die Franzosen nicht auf. Sie glaubten den Feind vor sich zu haben, da tauchte dieser links vor ihnen auf; mit Mühe und Not gelang es ihnen, einen Angriff auf den linken Flügel zu parieren, als auch schon deutsche Panzereinheiten von hinten herankamen. Der Rückzug geschah oft planlos, vor allem wenn die Deutschen mit Bombenflugzeugen und Stukas folgten. Die Verbindungen zwischen den kämpfenden Armeen und dem Generalstab, ja, zwischen den Divisionen und den Bataillonen wurden immer weniger möglich. Jede Einheit musste bald für sich selbst kämpfen.

Die Franzosen traten den Rückzug auf der ganzen Linie an, aber unter Umständen, die auf eine bevorstehende Auflösung hindeuteten.

Noch am Morgen des 8. Juni blieb der französische Generalstab bei seiner Auffassung von der Unfähigkeit der Panzerdivisionen, selbständig zu operieren. Zwei deutsche Kampfwagenformationen sind bis Forges-les-Eaux vorgedrungen, hiess es in einem französischen Communiqué am Morgen. Die Öffentlichkeit wurde aus ihrem Halbschlaf gerüttelt. Aber Forges-les-Eaux, rief man, liegt ja nur einige Meilen nordwestlich von Paris, ein Katzensprung von Rouen... Sind die Deutschen bereits so weit gekommen?

Der Generalstab erklärte: «Man muss die-neue Taktik, die von General Weygand angewendet wird, verstehen. Die Panzerdivisionen lässt man an den Stützpunkten vorbei, während die Infanteriemassen aufgehalten werden. Später bekommen französische bewegliche Verbände die Aufgabe, die feindlichen Panzerverbände zu verfolgen und zu vernich-

ten, die wegen Ermattung und Mangel an Benzin, Munition und Proviant schliesslich aufgeben müssen.» Offenbar wollte man sogar im Generalstab an diese Version glauben, die Wort für Wort der Theorie, die von den leitenden Strategen mit Weygand an der Spitze angewendet wurde, entsprach.

Diese Einstellung des Generalstabes dürfte damit zu erklären sein, dass man die deutsche Kampfwagen taktik der französischen gleichstellte. Der französische Kampfwagen war dazu bestimmt, bei einem lokalen Angriff an der Spitze zu sein, aber nicht auf grössere Entfernung selbständig zu operieren. Beim Einmarsch in Belgien war dieses für gewisse französische Kampfwageneinheiten, die durch Benzinmangel aufgehalten worden waren, zum Verhängnis geworden. Die deutschen Kampfwagen hatten dagegen sowohl eine grössere Geschwindigkeit als auch einen unendlich grösseren Aktionsradius, sie wurden nicht durch Benzinmangel aufgehalten!

Man liess ausser Acht, der Öffentlichkeit mitzuteilen, dass die soviel beschriebenen «Stützpunkte» längs Somme und Aisne jetzt von den fliehenden französischen Armeen isoliert waren und einen vollkommen hoffnungslosen Kampf gegen eine gewaltige Übermacht führten, nachdem die sporadischen Versuche kleinerer französischer Panzerverbände, den isolierten Besatzungen zum Rückzug zu verhelfen, nicht geglückt waren. Die neue Taktik erwies sich ganz einfach als katastrophal.

Paul Reynaud hatte spät am Abend des 5. Juni seine Regierung umgebildet.

Wie sollte man Edouard Daladier los werden, der umherging und finsterner als jemals aussah, aber nicht verstand, dass seine Anwesenheit im Kabinett überflüssig war? Angesichts der neuen deutschen Offensive musste die Regierung auf jeden Fall umgebildet werden, damit sie erfolgreich die bevorstehenden harten Prüfungen bestehen konnte. Man flüsterte von Waffenstillstand und Separatfrieden. Pierre Laval war bei dem Staatschef gewesen und hatte sich erboten, via Rom zu vermitteln. Man konnte beispielsweise Mussolini Kompensationen anbieten. Djibuti oder Tunis? Es kam darauf an, einer italienischen Kriegserklärung vorzubauen, die unmittelbar bevorzustehen schien. Im Ministerrat fand La-

val Stützen m de Monzie, Chautemps und Sarraut. Daladier war sicher kein Gegner eines Friedensangebotes. Im Übrigen war es mit ihm zu Ende. Im Ministerrat wurde am Abend die Lage besprochen. Paul Reynaud teilte mit, dass er die Absicht habe, im Laufe der Nacht das Demissionsansuchen des Kabinetts einzureichen.

Eine Stunde später verhandelte Reynaud mit Lebrun. Das Kabinett trat zurück und Reynaud bildete ein neues – ohne Daladier, Sarraut und de Monzie. Er übernahm selbst, ausser dem Ministerpräsidium, die Posten des Verteidigungsministers, des Aussen- und des Finanzministers. General de Gaulle wurde zum Staatssekretär im Verteidigungsministerium und Paul Baudouin zum Sekretär im Aussenministerium ernannt. Reynaud beging den Fehler, an eine mögliche Entspannung des Verhältnisses zu Mussolini zu glauben. Baudouin sollte das Wagnis versuchen.

Am 6. Juni, nachdem die Sommestellung so gut wie überall von den vorrückenden Deutschen gesprengt worden war, forderte Weygand noch einmal, die Regierung solle um Waffenstillstand anhalten. Der Generalstab und Weygand waren sich vollkommen bewusst, dass sie mit ihrer Taktik nicht imstande waren, den Vormarsch aufzuhalten. Paris war bedroht. Die Regierung musste in diesem Fall die Hauptstadt evakuieren und in Verteidigungszustand versetzen, was zur Folge haben konnte, dass diese in Ruinen gelegt würde. Ein Waffenstillstand jetzt – bevor die Deutschen noch weiter ins Land gedrungen sind – könnte den übrigen Teil vor einer Invasion bewahren und die Exekutive könnte in Paris bleiben und über Waffenstillstand verhandeln.

Paul Reynaud wollte nicht auf Weygand hören. Die Deutschen würden eine vollkommene Unterwerfung fordern. Sie würden die ganze Küste bis hinunter nach Hendaye besetzen und ausserdem in Paris einziehen. Eine Kapitulation würde dieselben ernsten Folgen haben wie eine spätere totale Niederlage. Frankreich würde ausserdem endgültig mit dem britischen Bundesgenossen brechen, dem es geschworen habe, nicht durch ein Separatabkommen mit dem Feinde den Kampf aufzugeben.

Weygand – und einigen anderen Ministern – gefiel der Hinweis auf die Engländer nicht. Die Engländer, meinte Weygand, waren von Dün-

kirchen geflohen und haben die Franzosen allein gelassen. 260'000 Engländer wurden gegen nur 90'000 Franzosen evakuiert... Der Rückzug der Engländer im Norden von der Kanalzone beschleunigte den belgischen Zusammenbruch und warf die ganze französische Nordarmee in die Arme des Feindes. Die Engländer schickten keine Flugzeuge, die Engländer hatten bald keine Truppen mehr auf französischem Boden; wir sind allein, allein ... Weygand war beharrlich.

Wenn die Engländer sich gerade jetzt misstrauisch zeigen – geschieht das nicht deshalb, weil sie den französischen Generalstab im Verdacht haben, die Waffen strecken zu wollen? meinte der Regierungschef. Die beste Art, die Engländer zu bewegen, alle denkbare Hilfe zu leisten, ist, dass die Franzosen kämpfen – bis zum letzten Blutstropfen kämpfen.

Paris, sagte Paul Reynaud, Paris muss verteidigt werden. Strasse für Strasse, Haus für Haus, Stein für Stein. Historische Denkmäler können zu Ruinen zerfallen, etwas unendlich Wertvolleres steht auf dem Spiel: unsere Freiheit, unsere Selbständigkeit, unsere Unabhängigkeit, unsere Waffenehre. Kapitulation bedeutet Unterwerfung und Sklaverei. Frankreich muss kämpfen.

Und dabei blieb es. Die Generäle wollten kapitulieren. Der kleine Reynaud gab ihnen den Befehl, den Kampf fortzusetzen.

Der zweite Akt in dem militärischen Drama an der Westfront spielte sich in einem noch rascheren Tempo ab als der erste. Am 9. Juni waren die Deutschen bis nach Rouen gekommen und gingen auf das südliche Seineufer hinüber. Ihr Plan war, Paris von Südwest zu nehmen, während gleichzeitig andere Kräfte vom Norden heranrückten. Die französischen Armeen, die von der Oise und der Aisne flohen, mussten so gut wie alles Material hinter sich lassen. Die Flussübergänge waren mit deutschen Bomben belegt worden, und man setzte auf Flößen hinüber. Am Abend des 11. Juni war es General Frère mit der 7. Armee unter vielen Mühen gelungen, Stellung zwischen Chantilly und Ourcq zu nehmen. Aber schon am 9. war der Feind im Osten zum Angriff übergegangen, hatte am 10. die 6. Armee zurückgeworfen und war bis in die Nähe von Chateau-Thierry vorgerückt, während sich die 4. Armee ihrerseits, trotz ei-

nes erfolgreichen Widerstandes südlich von Rethel, zurückziehen musste, um den Feind nicht in die Flanke zu bekommen. Am 11. standen sowohl die 4. als auch die 7. Armee an der Mame.

Der Rückzug hatte nach dem blitzartigen Vormarsch der Deutschen immer mehr den Charakter eines Chaos angenommen. Die Armeen, die sich schnurstracks von der Aisne, Somme und Oise zurückgezogen, hatten ihr Material auf der Flucht zurückgelassen. An der Marne angekommen, fanden sie keine fertigen Stellungen und nur wenig Material. Eine Armee nach der anderen wurde in Trümmer geschlagen und verlor die Verbindung mit dem Generalstab. Die Wege waren jetzt von Flüchtlingen überfüllt und die Dörfer alles Essbaren beraubt. Die fliehenden Soldaten hatten seit zwei, drei Tagen nichts Warmes mehr gegessen. Die Munition fing an auszugehen – bald fehlte es auch an automatischen Waffen und Artillerie.

Der Generalstab hatte vielleicht mit einem stärkeren Widerstand in der sogenannten Weygandlinie gerechnet. Auf jeden Fall war dieser überzeugt, dass ein Widerstand südlich der Somme ziemlich sinnlos war. Das erklärt auch, warum keine Befestigungen längs der Seine, Marne oder Loire errichtet worden waren und die Truppen einen als sinnlos angesehenen Kampf fortsetzen mussten, ohne dass sie irgendwelche Möglichkeiten hatten, effektiven Widerstand zu leisten. Die «in die Tiefe» gestaffelte Verteidigung, von der Weygands Communiqués erzählten und dank welcher man hoffte, die deutsche Panzeroffensive erfolgreich brechen zu können, bestand nur auf dem Papier.

Wir können nicht länger aushalten, rief Weygand aus. Er mobilisierte seine politischen Freunde, um Reynauds Widerstand zu brechen. Dem Generalstab kam es natürlich darauf an, dem totalen Zusammenbruch, der totalen Niederlage zu entgehen.

Am 11. Juni stürmten die Deutschen auf Reims vor und marschierten gleichzeitig südwestlich von Paris auf, wo sie auf General Herings neugebildete Pariser Armee, die sich mit den Resten der 7. Armee vereinigt hatte, stossen sollten. Am 12. Juni war Compiègne in den Händen der Deutschen, Rouen war gefallen und die Reste des britischen Expeditionskorps in Saint-Valéry-Caux, einige Meilen südöstlich von Rouen,

eingeschlossen und gefangen genommen worden. Hierbei fielen mehr als eine britische Division – ungefähr 22'000 Mann – und mehrere Panzerbrigaden in die Hände des Feindes.

Die ziemlich irreführenden Angaben, die von gewissen französischen Militärkreisen über die «Flucht» der Engländer in Dünkirchen und anderswo gemacht worden sind, verdienen vielleicht hier eine Richtigstellung. Sogar nach der Gefangennahme in St. Valéry wurden dieselben Anklagen erhoben. Im Februar traf ich einen der britischen Staboffiziere, der bei den Kämpfen südlich der Somme schwer verletzt wurde. Er erzählte, dass die britische Division vom französischen Generalstab den Befehl erhalten hatte, sich von der Breslestellung weiter südlich längs der Küste zurückzuziehen, da die Weygandlinie überall gesprengt worden sei. Ein erneuter Befehl zum Rückzug erreichte sie, als die Deutschen sich Rouen näherten. Die britische Division beschloss, sich zurückzuziehen – nicht sich einzuschiffen –, der Oberbefehlshaber der französischen Kräfte, die gemeinsam mit den Engländern die Stellung hielten, bat aber diese – die vollkommen motorisiert waren, während das für die Franzosen nicht zutraf –, den langsamer retirierenden französischen Kräften einen Vorsprung zu lassen. Als die Engländer später entdeckten, dass sie entgegen den französischen Angaben bereits eingeschlossen waren und die Deutschen an der Seinemündung standen, machten sie einen verzweifelten Versuch, sich seewärts herauszuziehen. Sie hatten kaum damit begonnen, als deutsche Panzertruppen auftauchten – es war zu spät.

Mehr und mehr Zeugenaussagen von französischen Teilnehmern in Dünkirchen beweisen, dass auch hier offenbar Übertreibungen seitens offizieller französischer Gewährsmänner vorgenommen worden sind. Ein Kapitän, Chef eines französischen Jägerbataillons, erzählte dem Verfasser, dass die Engländer, als der Befehl gegeben wurde, den Dünkirchener Abschnitt zu räumen, sorgfältig die Einschiffung ihrer Truppen vorbereitet hatten. Jede Formation wusste, an Bord welchen Schiffes sie zu gehen hatte, und auf jedem Fahrzeug wusste man genau Bescheid, wieviel Leute man an Bord nehmen konnte und sollte. In dem herrschenden Wirrwarr, bei ständigem Bomberüberfall der Deutschen, die ohne Unterbrechung die sich einschiffenden Truppen mit Bomben belegten, eilten zehntausende Franzosen zu den britischen Fahrzeugen, wo sie natürlich abgewiesen wurden.

Am Mittwoch den 12. richtete Weygand von neuem einen heftigen Angriff gegen Reynaud, aber dieser wollte noch immer nichts von einer Kapitulation wissen. Man beschloss nur, dass die französischen Armeen, die die Maginotlinie umgaben, sich nach Westen zurückziehen sollten, damit eine einheitliche Verteidigungslinie an der Loire gebildet werden konnte. Der Befehlshaber der Ostarmeen, General Pretelat, hatte bereits am 25. Mai auf die Gefahr aufmerksam gemacht, die diese Armeen liefen, wenn die Deutschen ein Zangenmanöver in südöstlicher Richtung durchführten. Gleichzeitig hatte er darauf hingewiesen, welche Bedeutung es hätte, wenn diese unverbrauchten Armeen an der Nordfront, hinter dem Sedansektor eingesetzt würden. Weygand hatte nicht auf Pretelat gehört. Bei dem nun beschlossenen Rückzug von der Maginotlinie wurde der Befestigungsgürtel im Rücken entblösst und der Weg für die vorrückenden deutschen Armeen offengelassen, zur gleichen Zeit, wo General Guderian durch ein ebenso verwegenes wie geschickt durchgeführtes Manöver am 16. nach Besançon gelangte und den Rückzug der Ostarmeen abschnitt. Man war nicht das Risiko eingegangen, diese an der Nordfront einzusetzen, und jetzt erfolgte der Rückzugsbefehl 24 Stunden zu spät. Die ganze gewaltige französische Armee fiel in die Hände des Feindes, ohne überhaupt zur Verwendung gekommen zu sein. Dasselbe deutsche Manöver wie in Flandern war noch einmal geglückt.

Am 13. Juni standen die Deutschen in den Vorstädten von Paris. Der Höchste Rat der Alliierten war in dem kleinen Schloss Candé, etwa

Unter den Franzosen herrschte Unordnung, man wusste nicht, wo und wann man sich einschiffen sollte – und diejenigen, die nicht mitkamen, schoben die ganze Schuld auf die Engländer. Mein französischer Gewährsmann versichert, dass den Franzosen seitens der Engländer keine Ungefälligkeit erwiesen wurde und dass die britischen Kriegsschiffe, die sowohl die französischen als auch die britischen Transportschiffe begleiteten, nicht nur einen einzigartigen Mut, sondern auch selbstaufopfernde Todesverachtung bewiesen, wenn es galt, während der Überfahrt – trotz der deutschen Bomberdivisionen in der Luft – Ertrinkende aufzufischen oder Verletzte von den getroffenen Schiffen zu retten.

10 km von Tours, versammelt, wo vor einigen Jahren der Herzog von Windsor unter romantischen Umständen Mrs. Simpson ehelichte. Winston Churchill war mit seinem militärischen Ratgeber General Spears anwesend. Weygand forderte, unterstützt von den Generälen Georges, Besson und Doumenc, heftiger als je Waffenstillstand. Es ist verbrecherisch, unsere Armeen niedermähen zu lassen, sagte General Besson, der am Anfang der Junioffensive die dritte französische Armeegruppe befehligt hatte.

Von Weygands Seite kam es zu einem dramatischen Auftritt. – Noch führe ich den Befehl über eine Armee, rief er aus, morgen sind es vielleicht nur fliehende Horden.

Sie, meine Herren, wollen den Kampf fortsetzen, rief er den Ministern zu, Sie wollen bis zum Schluss kämpfen. Aber wir sind am Ende angelangt... Angesichts des Widerstandes der Minister setzte er noch heftiger fort:

Sie verlangen, dass die Soldaten bis zum letzten Mann fallen sollen. Es ist keine Kunst zu befehlen. Ich kann befehlen – ich wohne wie Sie auf einem Schloss und nehme jeden Morgen mein Bad. Mich trifft keine Not.

Weygand warf also den Ministern vor, jeden Morgen ihr Bad und ihren warmen Morgenkaffee zu nehmen, während die armen Poilus hungrig und zerfetzt, vor den deutschen Bomben Schutz suchend, den Strassen entlang flohen!

Der Generalstabschef, General Georges, eilte nun seinem Chef zu Hilfe. Heute habe ich nur noch 25 Divisionen, gestern hatte ich noch 35, sagte er. Morgen sind vielleicht noch 10 Divisionen übrig, und was für Divisionen – einige Bataillone ohne Artillerie!

Weiss im Gesicht feuerte Weygand seine letzte Salve ab. – Am Nachmittag, sprach er mit Grabesstimme, setzen wir unsere letzten Reserven, bestehend aus einem Regiment und Kampfwagen, die direkt aus der Fabrik kommen, ein.

Die Minister, mit Churchill und Reynaud an der Spitze, hatten wie gelähmt diesem Ausbruch zugehört. Sie liessen sich jedoch nicht erweichen. Reynaud zweifelte nicht daran, dass die Generäle sich weigerten zu kämpfen. Er glaubte aber nicht an ihre Zahlenangaben. Ein einziges Regiment... Aber wo sind all die Truppen, die wartend in Mittel- und Südwestfrankreich standen, konnten nicht die bereits südlich der Loire

retirierenden Armeen aufgehalten und gezwungen werden, eine volle Wendung zu machen?

Das Geheimnis von Weygands Unwillen, neue Truppen vorzuschicken, ist, dass er auf Umwegen von der Vorbereitung eines kommunistischen Coups in Paris gehört hat. Nach gewissen Gerüchten sollte dieser sogar geglückt sein und der Elyseepalast sich in den Händen der Aufständischen befinden.

Ich habe frische Truppen, gibt Weygand schliesslich zu, aber diese brauche ich zur Aufrechterhaltung der Ordnung.

Was soll ich mit Generälen tun, die nicht kämpfen wollen? beklagt sich der alte, vom Fahren müde Präsident Lebrun bei seiner Ankunft in Bordeaux am 15. Juni, zwei Tage nach der Sitzung in Candé.

Ja, was soll man machen?

Während die französischen Armeen in einer Front von mehr als 500 km Breite in zersplitterten Gruppen südwärts fliehen, war der Oberbefehlshaber bereits am 15. Juni nach Bordeaux gereist. Drei Tage vorher hatte er die Kampfzone verlassen. Vom 13. bis zum 25. Juni kämpften die französischen Soldaten ohne Befehlshaber und ohne Generalstab, bis die Deutschen nach der Unterzeichnung des Waffenstillstandsvertrages die Feindseligkeiten einstellten.

Das Geheimnis der militärischen Niederlage war während des Verlaufs der gewaltigen Ereignisse für die meisten – und nicht am wenigsten für die breite Öffentlichkeit oder die abwechselnd kämpfenden und fliehenden französischen Armeen – unergründlich. Jemand hat gesagt, «es war der Intelligentere, der in dem französischen Feldzug gesiegt hat». Ohne Zweifel waren es die tüchtigsten Heerführer, die den Sieg errangen.

Jeder, der die Junikämpfe als Mithandelnder oder als Augenzeuge miterlebt hat, erzählt die phantastischsten Geschichten, von denen jede für sich beinahe unglaublich ist; alle zusammen ergeben aber ein ziemlich wahrscheinliches Bild. Der eine beklagt sich über fliehende Offiziere, der andere über Munition, die nicht zu den Waffen passte, ein dritter darüber, dass die Brückenübergänge südlich von Paris beinahe überall mit Kanonen aus dem Kriege von 1870-71 verteidigt wurden. (Von allen kämpfenden Einheiten wird während der letzten zwei bis drei Wo-

chen berichtet, dass die Munition, die sie bekamen, nicht zu den Waffen passte; meistens ein falsches Kaliber.) Alle beklagen sich darüber, dass ihre Rückzugsstellungen 20 Minuten oder eine halbe Stunde später, nachdem sie bezogen worden waren, vom Feinde entdeckt und mit Bomben belegt wurden.

Die fünfte Kolonne spielte in der Phantasie des Volkes eine fast unglaubliche Rolle. Wie viele Soldaten und Offiziere schwören nicht darauf, dass es im Verlaufe der Schlacht sowohl im Generalstab als auch in unmittelbarer Nähe der leitenden Posten als französische Offiziere verkleidete deutsche Agenten gegeben hat, die an den Drähten zogen – die falsche Befehle und falsche Signale gegeben haben? Am Tage nach dem Einzug der Deutschen in irgendeiner Stadt oder Festung tritt plötzlich dieser oder jener in deutscher Offiziersuniform auf, der am Tage vorher in französischer Uniform oder auf irgendeinem hohen Zivilposten auf der französischen Seite stand! Andere sind dabei gewesen, wie man Deckung in einem tiefen Wald suchte, wo die feindlichen Aufklärungsflugzeuge unmöglich deren Anwesenheit entdecken konnten, als plötzlich eigentümliche Lichtsignale irgendwo im Walde hochgingen mit der Folge, dass die Bombenflugzeuge beinahe auf die Sekunde eintrafen und das Gelände bombardierten.

Diese Angst vor Spionen und der fünften Kolonne geht soweit, dass man sich vielleicht eines Tages fragen wird, und zwar nicht im Scherz, ob nicht General Gamelin ebenfalls ein als französischer Oberbefehlshaber verkleideter Spion war. Viel, oder wenigstens ein Teil dessen, was erzählt wird, ist wahr; unter anderem hatten die Deutschen wirklich eine unerhört verzweigte Spionage, wogegen die französische Gegenspionage beinahe eine Parodie war – ein grosser Teil ist jedoch während der Panik und der Flucht in überspannten Köpfen entstanden. Es war keine Sabotage, wenn man falsche Munition schickte – es war nur eine notorische Schlamperei. Wenn die Armeen, nachdem sie sich zurückgezogen, nur altes und unbrauchbares Material vorfanden, so war das deshalb, weil die deutsche Blitzoffensive das französische Nachrichtenwesen und die Verkehrslinien zerschlagen hatten. Train- und Intendantur-

truppen erfüllten nicht mehr ihre Aufgabe, sie hatten keine Befehle, sie flohen nur.

Dass Offiziere flohen und – mit Erlaubnis der Heeresleitung! – Ehefrauen und Kinder in Armeeautos mit sich führten, muss natürlich in erster Linie auf ernsthafte moralische Mängel zurückgeführt werden. Die so viel umschriebene französische Reserveoffiziersausbildung war mangelhaft – und dem Reserveoffizier fehlte es in ebenso hohem Grade wie den gewöhnlichen Miliztruppen an praktischer Erfahrung. Eine psychische Krise, die sowohl bei dem Befehlspersonal wie auch bei der Mannschaft beobachtet werden konnte, entstand durch die unerklärliche, unbegreifliche, vollkommen fremde Taktik der Deutschen. Man kämpfte nicht gegen einen gewöhnlichen Feind, sondern gegen einen Teufel, ein übernatürliches Wesen; alle alten bekannten Regeln, die man in den Kasernen und auf dem Exerzierplatz gelernt hatte, wurden ausser Funktion gesetzt. Man spielte nicht das gewöhnliche Spiel, der Gegner respektierte nicht die Regeln. Die Deutschen wuchsen zu Riesen, die mit Menschenkraft nicht besiegt werden konnten. Dieses Gefühl hatten die fliehenden Offiziere, während die Mannschaft, die kämpfen wollte, sich gewöhnlich verraten fühlte.

Gerade wenn es galt, Unordnung und Chaos hinter dem Rücken der Verteidiger anzustiften, erreichten die Deutschen den Höhepunkt. Der Befehl zum Rückzug kam gewöhnlich an verschiedene Truppenverbände, ohne dass der Generalstab eine klare Vorstellung von der Lage hatte. Man richtete eine krumme Linie wieder aus, um eine Flanke zu retten oder eine Bresche zu stopfen. Reguläre drahtlose Verbindungen zwischen den kämpfenden Armeen französischer Einheiten scheinen gefehlt zu haben. Die Telefonverbindungen waren abgeschnitten. Motor- oder Flugkuriere gingen auf dem Wege verloren oder wurden von feindlichen Kolonnen aufgefangen. Wenn ein Bataillonschef sich mit seiner Einheit zurückziehen oder ein General seine Division weiterbewegen wollte, war er praktisch genommen sich selbst überlassen: von höherer Stelle kamen keine Erklärungen, wie die Wege aussahen oder wo der Feind sich befand. Während die Truppe sich angesichts des vorrückenden Feindes im Sprungmarsch zurückzog und nach zwei oder drei Stunden weiter hinten in Stellung gehen wollte, entdeckte sie plötzlich, dass

die Deutschen bereits dort waren. Wie sollte der Verband nicht aufgerieben und in Stücke zerschlagen werden – und wie konnte man verlangen, dass ein nie besonders hervorstechender Offizier mehr tat, als irgendwo isoliert Widerstand zu leisten, oft von der Hoffnungslosigkeit überzeugt und nur um der Ehre willen.

Es gereicht im Gegenteil der französischen Armee zur Ehre – in diese Lobesworte ist die Heeresleitung natürlich nicht einbegriffen –, dass sie verzweifelten Widerstand leistete, dass sie bis zum letzten Augenblick hartnäckig kämpfte, noch bis zu den Stunden vor dem Inkrafttreten des Waffenstillstandes. Es kämpften nicht mehr Millionen, sondern einzelne Männer, kleinere Verbände. Sie fielen an der Loire und vor Clermont-Ferrand, oben in den Bergen der Auvergne und weit unten im Südwesten, wie oberhalb Aix-les-Bains im Südosten. Die Besatzungen der Maginotlinie hielten ebenfalls aus, lange nachdem der Kampf an den anderen Fronten aufgehört hatte. Der französische Soldat war ebenso mutig und tapfer wie sein Vorgänger von 1914-1918.

Man könnte neben tragischen und heldenhaften Episoden, die vielleicht eines Tages ein strahlendes Epos in dem sonst beklemmenden französischen Zusammenbruch darstellen werden, eine Menge unglaublicher Geschichten dafür anführen, wie der Krieg nicht ernst genommen wurde.

Die Deutschen berichten selbst, wie sie bei dem Vormarsch im Südwesten – irgendwo in Charente – eine ganze Stadt und deren gesamte Besatzung vollkommen überrumpelten. Es muss am 16. oder 17. Juni gewesen sein. Einige deutsche Panzerautos mit einer halben Kompanie Motorradfahrer drangen um 5 Uhr morgens in die Stadt ein und nahmen die ganze Offiziersmesse schlafend gefangen. Die schlaftrunkenen Offiziere erklärten, dass sie niemals geglaubt hatten, dass der Krieg schon bis zu ihnen gedrungen war.

Es ist deutlich, dass die Generäle bereits am 6. Juni den Krieg verloren hatten. Sie waren nicht mehr Herr über ihre Armeen, konnten das vollkommene Durcheinander der Lage nicht mehr überblicken und begnügten sich von jetzt ab damit, die Armeen so schnell wie möglich aus der Reichweite des Feindes zu bekommen, damit sie nicht gefangen genommen würden.

Zu der komischen Seite gehört auch der Eifer, mit welchem gewisse Generäle, Regiments- und Bataillonschefs nach der Niederlage militärische Orden verteilten. In gewissen Fällen bekam eine ganze Division das Kriegskreuz dafür, dass sie mit heiler Haut dem Feind entronnen waren. In einem anderen Fall bekam jeder Mann in einem Bataillon, der seine Ausrüstung in die unbesetzte Zone hinübergerettet hatte, die gleiche Auszeichnung. Es regnete Kriegskreuze über Soldaten und Offiziere, die nicht einmal Kontakt mit dem Feinde gehabt hatten. Erst als der Skandal phantastische Ausmasse annahm, musste die höchste Kriegsleitung eingreifen und erklären, dass alle Kriegskreuzverteilungen revidiert werden würden. Das Kriegskreuz 1940 ist jetzt abgeschafft und soll durch ein neues ersetzt werden, das nur an wirklich Verdiente verteilt werden soll. Dieses illustriert den Geist, der während des Rückzuges innerhalb des höheren Befehls herrschte: es galt, sich und das Gewehr vor der Gefangenschaft zu retten. Von Widerstand oder Kampf war nicht mehr die Rede.

Natürlich verteidigten sich die Generäle damit, dass es an Material fehlte. Man schimpfte auf die mangelhafte Produktion. Diese war offenbar langsam und schlecht koordiniert. Wieviele Jahre aber – mindestens 10 Jahre – ist die französische Heeresleitung nicht bei der Wahl von Typen und Modellen hin- und hergeschwankt? Am ehesten denkt man da an die Kampfswagen. Die französische Heeresleitung machte sich keine Vorstellung darüber, wie die Deutschen die Kampfswagen anzuwenden gedachten – es wurde deshalb auch nicht einmal eine effektive Panzerabwehrkanone hergestellt! Ebenso war die Armeeleitung in der Frage der Kampfswagen bei der Auffassung des Weltkrieges stehen geblieben. Die Presseleute, die im Winter 1938-39 die vorgeschobenen Posten vor der Maginotlinie besuchten, haben noch in frischer Erinnerung, in welcher Weise die Kampfswagen hier zur Anwendung gelangten. Sie spielten nur die Rolle von Vortruppen der Infanterie – das Fussvolk rückte gewöhnlich einige Meter hinter den Kampfswagen vor, die niemals selbständig operierten. Der kommandierende General der Kampfwagenbrigade scherzte über die Deutschen, die sich beim Vormarsch weit hinter den Kampfwagen zu halten pflegten. Er dachte vielleicht, dies sei nur

eine üble Gewohnheit, während es Taktik war. Die Panzerung der meisten Kampfwagentypen erwies sich gegen die Antitankwaffen vom selben Kaliber wie die französischen, respektive 25, 37 und 47 mm, als widerstandsfähig, waren aber angesichts der neuesten deutschen Kanonen zu schwach.

Und dennoch – trotz mangelhafter, schlecht organisierter, schlecht durchdachter und vorbereiteter Kriegsproduktion fehlte es den Franzosen nicht an Material. Die Welt wird staunen, wenn die Deutschen eines Tages ein Verzeichnis darüber anfertigen, was sie alles in Frankreich geholt haben. Das ist mehr, als für einen einjährigen Krieg nötig ist – mindestens. Grosse Mengen von Kampfwagen, Flugzeugen – unter anderem die neuesten amerikanischen Bombenflugzeuge –, Kanonen aller denkbaren Kaliber, Munition und so weiter fielen weit hinter der Front den Deutschen in die Hände.

In Gien waren es 700 Kampfwagen, in Rennes 400. Vor Brest einige hundert moderne Bombenflugzeuge, an einer anderen Stelle ebenso moderne Jagdflugzeuge und so weiter bis ins Unendliche. Allein in Bourges, einem der ersten Rüstungsdepots der Franzosen, wurde Kriegsmaterial für einen Betrag, der von zuverlässigen deutschen Fachleuten auf etwa 20 Milliarden Mark geschätzt wird, gefunden, unter anderen zirka tausend 47-mm-Antitankkanonen – der beste französische Typ –, die während der Kämpfe in Flandern, an der Somme und an der Aisne fehlten.

Was nützt aber das Material, wenn man keine Zeit hat, es zu verwenden, nicht dazu kommt, es an der richtigen Stelle und zur rechten Zeit einzusetzen – oder nicht weiss, was man damit anfangen soll.

Der französische Generalstab ist seinen eigenen Illusionen zum Opfer gefallen. Zwanzig Jahre lang hat er sich allen Vorschlägen für eine Umorganisation der Armee nach dem Muster der Berufsmarine oder für die Errichtung einer besonderen sogenannten Stossarmee widersetzt. Von Seeckts Armee, die auf Grund der Abrüstungsbestimmungen des Versailler Vertrages entstand, wollte man um nichts in der Welt imitieren. Alles, was während der Jahrzehnte nach dem Weltkriege von den Generälen geschrieben wurde – mögen sie Pétain, Mordacq, Debeney, Wey-

gand oder Gamelin heissen, von allen anderen zu schweigen –, ging darauf aus, die Notwendigkeit einer Wehrpflichtarmee zu beweisen, die das Land mit zahlreichen ausgebildeten Reserven versorgt, während das Land mit einer Berufsarmee (Deutschland) Mangel an ausgebildeten Reserven hat. Mit diesen ausgebildeten Reserven sollte der Krieg gewonnen werden. Die Gefahr einer Berufsarmee sahen sie darin: die Wehrpflichtarmee würde neben dieser geschwächt werden und nur so kurze Ausbildungszeit zur Verfügung haben, dass man nicht mehr mit ausgebildeten Reserven rechnen könnte.

Debeney, der für eines der grossen Lichter unter den Generalstabsoffizieren des Weltkrieges galt und in vielem an die Heerführer erinnert, die die Leitung während dieses Krieges hatten – Gamelin und Weygand –, war der Auffassung (die auch die des Generalstabs bis zum Kriegsausbruch 1939 war), dass Frankreichs lange Grenzen – 500 km im Norden und Nordosten, 350 km im Südosten – bei einem sogenannten Blitzkrieg nicht allein von einer Berufsarmee verteidigt werden könnten. Dafür waren seiner Meinung nach 400'000 Mann erforderlich, und eine solch grosse Berufsarmee konnte das Land nicht unterhalten. Ähnlich wie seine französischen Kollegen dachte sich General Debeney die Verteidigung immer als etwas Unbewegliches, Festes.

Eine kleinere Berufarmee nach deutschem Muster verwarf er ebenso kategorisch. Wenn das, was während des Weltkrieges geschah, wieder eintritt, dass die französischen Linien durchbrochen werden, so ist das bedauerlich, aber keine Katastrophe. Nach dem feindlichen Durchbruch kommt die Marne (immer die Marne)! Mit einer Berufsarmee, die auf einmal eingesetzt werden soll, muss man beim erstenmal Erfolg haben, sonst wird diese hinter den feindlichen Linien in Stücke geschlagen – und das ist eine irreparable Katastrophe. Die französische Heeresleitung, sagte er sehr schlau, kann nicht alles auf eine Karte setzen oder Poker um die Sicherheit des Landes spielen. Die Berufsarmee ist ein Pokerspiel.

Mit solchen Schlagworten hatte man zwei Jahrzehnte lang alle Reformvorschläge abgewiesen, natürlich weil man zutiefst glaubte, dass diese Reformen überflüssig waren; man glaubte nicht an eine Revolutionierung der Kriegsführung. Sicher aber auch deshalb, weil eine solche Umwandlung ein kräftiges Aufräumen unter den alten weisshaarigen

Feldherren von der Marne, Ypern und Verdun erfordert hätte. Gleichzeitig hätte man bereits eingefleischte Sitten und Gebräuche mit der Wurzel entfernen und schliesslich – und vermutlich nicht wenig – einen hartnäckigen Kampf mit der politischen Macht führen müssen. Wer will – vielleicht vor allem, wenn man General ist – sich mit den Machthabern streiten?

Die politische Krankheit, die seit mehreren Jahren innerhalb des Offizierskorps herrschte, spielte natürlich beim Zusammenbruch eine Rolle. Wenn der Glaube, die Zuversicht, wenn die Psyche angefressen ist – dann fällt man leichter Versuchungen zum Opfer. Die politische Krankheit war, solange der Krieg ein Spiel war, eine Kinderkrankheit – sie wäre bei militärischen Erfolgen überwunden worden. Mit den Rückschlägen und dem Rückzuge verbreitete sich diese epidemieartig und nahm oft überhand. Man bildete sich ein, für ein verfaultes politisches Regime, für eine eingebildete Bolschewistenkamarilla – gegen die jungen, aufwärtsstrebenden, gesellschaftserhaltenden und aufbauenden europäischen Völker zu kämpfen. Die faschistische Propaganda hatte bei den Offizieren dieselbe verheerende Wirkung wie die bolschewistische bei Teilen der Mannschaft. Die Propaganda hat ihren Anteil an dem deutschen Sieg über die französischen Generäle.

Der Prophet, der Wahrsager wurde

In den Jahren vor dem Kriege konnte man manchmal vor der Ecole militaire in Paris einen stattlich gebauten Offizier mit einer Aktentasche unter dem Arm in die Offiziersmesse gehen sehen, die auf Champs de Mars führt. Er hatte ein schmales, feingeschnittenes Gesicht mit einem dünnen Schnurrbart und einem etwas spöttischen Blick in den braunen Augen. Die Haltung war stolz, ja stramm. Für die Weltöffentlichkeit und für 99% des französischen Volkes war er eine vollkommen unbekannte Figur: Oberst Charles de Gaulle.

Ein Intelligenzsnob, sagte seine Umgebung. Er platzt vor Eitelkeit, sagten andere. Jene, die seine hochmütige Art kritisierten, fand man unter seinen Untergebenen. Seine Vorgesetzten behaupteten, seine Intelli-

genz zu schätzen. Er ist begabt, hiess es, aber seine Phantasie brennt mit ihm durch. De Gaulle hatte sich vorgenommen, die französische Armeeorganisation umzustülpen. Nichts fand vor seinen Augen Gnade. Es war nicht nur die Ausbildung der Mannschaft, die Verwendung des Materials und die höhere Strategie, die umgestülpt werden mussten. Der ganze Geist innerhalb der höchsten militärischen Leitung und dem Generalstab sollte total reformiert werden. Wir stehen vor einer neuen Epoche in der Kriegsgeschichte, sagte er.

In seiner hochmütigen und reservierten Art wandte sich der junge Oberst an seine Vorgesetzten. Er suchte Kontakt mit einigen Politikern, fand aber bei denen, die er fragte, keine Sympathie; Sympathie für jemand, der Vorschläge macht und Verständnis für revolutionäre Vorschläge. Eines Tages fand er einen eifrigen Fürsprecher in Paul Reynaud – ein anderer «Intelligenzsnob», hochmütig und reserviert –, und durch Reynaud kamen die Vorschläge weiter hinauf in die zivile und militärische Verwaltung.

Die Ideen wurden zum Gegenstand der Diskussion im Generalstab, im höchsten Verteidigungsrat, im Ministerrat, Reynaud entwickelte sie in glänzenden Beiträgen bei Parlamentsdiskussionen, und einige Zeitschriften versuchten die Öffentlichkeit für diese zu interessieren. Der Generalstab leistete geschlossen Widerstand. Fieberphantasien, sagte man im höchsten Verteidigungsrat, wo Pétain und Weygand sassen. Die Parteien im Senat und in der Kammer witterten irgendeine Art Faschismus. De Gaulle befürwortete eine «Berufsarmee». Wie soll eine Demokratie eine Berufsarmee halten? Paul Boncour warf seine weissen Locken nach hinten und stellte sich in Robespierre-Attitude hin, um vor einem applaudierenden Publikum den Satz herauszuschleudern, dass «die Demokratie im Kriege gleichbedeutend sei mit dem Volk in Waffen» ...

Die politischen Einwände, die gegen de Gaulles System gemacht werden konnten, waren leicht begreiflich. Die französische Demokratie hatte es oft genug erlebt, dass Machthaber sich Berufssoldaten bedienten, um die Meinung des Volkes niederzuschlagen. Der Vorschlag zur Aufrichtung einer Berufsarmee von 100'000 Mann musste deshalb unbehagliche Gefühle zum Leben erwecken.

Auf der Linken fürchtete man, dass diese Truppen hauptsächlich aus den bürgerlich-konservativen Kreisen rekrutiert und zu Sturmtruppen des «Grosskapitalismus» gegen die Demokratie werden würden. De Gaulle war sich offenbar nicht klar darüber, welche bedeutende Rolle diese Verdächtigungen bei der Opposition gegen seinen Reformvorschlag spielten. Persönlich hätte er nämlich nichts dagegen gehabt, wenn Frankreich einen Diktator bekommen hätte.

Der eigentliche Widerstand aber kam vom Generalstab, von der militärischen Leitung. An deren Spitze sassen in den Jahren, in denen de Gaulle für seine Reform warb, drei Männer: Pétain, Weygand und Gamelin. Alle zuverlässigen Zeugnisse deuten darauf hin, dass Weygand den Vorschlag 1935 zu Fall brachte.

General Weygand verliess am 21. Januar den Posten des Vizevorsitzenden (Vorsitzender war immer der Kriegsminister) im höchsten Verteidigungsrat, auf den er vor mehreren Jahren Pétain gefolgt war. Die Umbesetzung wurde nicht von der Volksfront, wie man oft glaubt, sondern von Flandin und dem damaligen Kriegsminister, General Maurin, vorgenommen. Gamelin, der Weygands Nachfolger wurde, sah keinen Grund, den Beschluss seines Vorgängers zu ändern.

Was in dem Vorschlag vermutlich am meisten böses Blut erzeugte, war, dass er eine Offensivtaktik forderte und die Defensivtaktik verwarf. Mit einem beinahe bemitleidenden Lächeln hatte de Gaulle das Bild Fochs heraufbeschworen, wie er über eine Karte gebeugt, auf die feindlichen Linien zeigend, dasteht mit den Worten: «Hier werden wir eine Bresche schlagen ...» Die Erfahrungen des Weltkrieges haben für den modernen Krieg keine Bedeutung, sagte de Gaulle. Es kommt nicht darauf an, «eine Bresche zu schlagen», eine «Tasche zu stopfen» oder an der ganzen Front zur Offensive zu gehen und eine ungebrochene Linie zu halten.

Motorisierte und gepanzerte Verbände überrumpeln den Feind, schlagen ihn und drängen hinter seine Linien, um Verkehrsmittel, Train und Proviantkolonnen aufzureiben. Während der französische Generalstab noch lange nach dem Weltkrieg der Meinung war, es spiele keine Rolle, wo die Schlacht ausgefochten wird – ob auf eigenem oder feindlichem Boden –, Hauptsache: die Schlacht wird gewonnen, meinte de Gaulle,

die Schlacht müsse auf dem feindlichen Boden ausgekämpft werden, was eine Offensive voraussetzte.

Er leugnete sogar, dass Befestigungen uneinnehmbar wären. Die Maginotlinie in allen Ehren... Aber sie reicht nicht aus. Er wies darauf hin, dass man in einem modernen Krieg niemals Zeit haben würde, die Mobilisierung und den Aufmarsch zu vollenden, dass es nötig sein werde, überraschende Angriffe in den verschiedensten Frontabschnitten zu parieren. Er fügte hinzu, dass das höhere Offizierskorps eine vollkommen andere Ausbildung bekommen müsse. Es müsse in der Truppe aufgehen, mit den letzten Erfindungen der Technik vertraut sein, das moderne Kriegsmaterial vollständig beherrschen und in der Kriegszeit an vorderster Stelle stehen oder mitten unter seinen Leuten leben. De Gaulle bekam wieder sein spöttisches Lächeln, wenn er an die Weltkriegsgeneräle erinnerte, die in einem Keller 40 oder 50 km hinter der Front über eine Karte gebeugt sassen, auf die Ordonnanzen warteten, die Angaben über den Gang der Schlacht machen sollten und dann auf dem Papier den «nächsten Schachzug» ausrechneten. In einem kommenden Krieg, versicherte der hochmütige Oberst, muss der General in seinem Kampfwagen mitten in der Hitze des Kampfes sitzen und seine Schachzüge im Verlaufe von Sekunden machen. Er muss, wie Alexander der Grosse, das Auge und Ohr der Schlacht sein.

Wenn man während der grossen deutschen Offensive im Mai 1940 in die kleine Militärbuchhandlung an der Ecole militaire ging und nach de Gaulles prophetischer Schrift «Vers l'Armée de Métier», die 1933 geschrieben worden und im Frühjahr 1934 herausgekommen war, fragte, so suchte man aus dem Archiv ein Exemplar heraus. Diese Schrift war vor sechs Jahren in ein paar tausend Exemplaren verkauft worden!

Charles de Gaulle war kein Politiker. Er unterschied sich in dieser Hinsicht von vielen seiner Berufskollegen – sogar den Höchsten in der Rangordnung –, welche davon träumten, eine politische Beschäftigung in einem Ministerium zu bekommen und von dort aus weiter zu Macht und Ehre zu schreiten. Die wenigen Schriften, die er herausgegeben hat, zeugen aber nicht nur von einer grossen Belesenheit, wirklicher Kultur und bedeutenden Kenntnissen, sondern auch von einem ziemlich unge-

wöhnlichen Blick für die grossen aussenpolitischen Probleme, die die strategischen und militärischen Fragen bestimmen und formen. Er hätte für die siegende französische Armee nach dem Weltkriege dieselbe revolutionäre Rolle spielen können und sollen wie General von Seeckt für die geschlagene deutsche Armee in den Jahren nach Versailles. Er war aber sowohl zu revolutionär als auch zu jung. Er war gerade 40 Jahre alt geworden, als er sein Buch über die Berufsarmee geschrieben hatte.

Mit einem verblüffend sicheren Griff um sein Objekt stellte er die Richtlinien für eine rationelle französische Verteidigung auf. Gleichzeitig gelang es ihm, einen Querschnitt durch die französische Kriegsgeschichte vorzunehmen, welcher dem Laien diese in einem ganz neuen Licht zeigte.

Der Ausgangspunkt für seine Betrachtungen ist natürlich ein deutsch-französischer Krieg, das heisst ein deutscher Angriffskrieg gegen Frankreich. Diese Hypothese wurde ein halbes Jahr nach Hitlers Machtantritt aufgestellt, wobei er schon mit einer Feindschaft seitens Italiens gerechnet zu haben scheint. Es ist vielleicht interessant, darauf aufmerksam zu machen, dass de Gaulle kein Antifaschist im gewöhnlichen Sinne des Wortes ist, das heisst ein Mensch, der aus politischen Gründen die in Deutschland und Italien herrschenden Systeme verurteilt. Wenn man ihn irgendwo in der Politik placieren sollte, so müsste das auf der äussersten Rechten, am liebsten in der Nähe einer gekrönten Majestät sein. Er glaubt an das Führerprinzip nicht nur in der Kriegskunst, sondern in der Staatskunst überhaupt. Er spricht gern von «Ordnung und Autorität» und würde sicher sein Leben für eine auf aristokratischen Grundsätzen aufgebaute Gesellschaftsordnung einsetzen. Aber bei der Beurteilung von strategischen Fragen lässt er sich keineswegs von persönlichen Leidenschaften, Klasseninteressen oder politischen Anschauungen verleiten. Er sieht das Problem der Verteidigung ausschliesslich im Zusammenhang mit den Realitäten.

Von den Nachbarvölkern weist er von Anfang an die Schweiz und Belgien als denkbare Gegner zurück. Spanien kann als Feind gedacht werden – ist aber zu schwach. England hat – seitdem Frankreich aufgehört hat, um die Vorherrschaft auf dem Weltmeer zu kämpfen und einen Teil seines alten Kolonialbesitzes an Grossbritannien geopfert hat – kein

Interesse, anzugreifen. Der Verfasser gibt zu, dass es stattdessen gewisse natürliche Voraussetzungen für eine französisch-britische Militärallianz gibt. Den italienischen Nachbarn scheint de Gaulle zu dieser Zeit (1933) noch nicht als einen gefährlichen Feind zu betrachten, schliesst ihn aber im Hinblick auf die bestehenden Interessengegensätze auf jeden Fall als Bundesgenossen aus. Er lässt sich von dem Geschwätz über «die Schwesternationen» den Blick nicht trüben. Nach dem Zusammenbruch der Doppelmonarchie hat Rom nur einen mächtigen Nachbarn, der seinen Grossmachtsbestrebungen im Wege steht, und das ist Frankreich.

So bleibt nur Deutschland übrig, das zur territorialen Expansion greifen wird, um seine mit schweren Geburtswehen zustande gekommene politische Einheit auf Kosten der schwächeren Nachbarn zu vollenden. Er zweifelt nicht an dem deutschen Angriffswillen und geht davon aus, dass dieses die einzige realitätsnahe Arbeitshypothese ist, die von den Franzosen aufgestellt werden kann.

Eine Verteidigung, die auf einen bestimmten Gegner ausgerichtet ist, muss natürlich im Hinblick darauf aufgebaut sein, vor allem dort standzuhalten, wo der Angreifer logischerweise seinen Hauptangriff einsetzen kann. Als die Maginotlinie gebaut wurde, stiess man, wie bekannt, sogar auf Einwände seitens des Militärs. Weygand dürfte zu den Gegnern gehört haben. Man fürchtete, dass diese das Land in ein illusorisches Sicherheitsgefühl einwiegen würde und meinte, die phantastischen Beträge, die für das Befestigungswerk verschwendet wurden, könnten besser für anderes Kriegsmaterial verwendet werden. De Gaulle verwarf die Maginotlinie nicht. Vor dieser existierten ähnliche, von Vauban gebaute Befestigungswerke, und diese waren von grossem Nutzen gewesen. Er wunderte sich aber, dass man nicht auch und vor allem eine Maginotlinie im Norden baute – der Angriff setzt in der nordöstlichen Ecke ein, sagte er. (Die viel später entstandene «Daladierlinie» bestand eigentlich nur aus einer Serie in Beton eingebauter Kasematten, durch einige, weit von einander liegende, grosse Befestigungswerke verstärkt.)

Ein deutscher Angriff wird jetzt, wie früher, über Belgien erfolgen, schrieb er. Der vom vorigen Krieg berühmte Schlieffenplan, der den

Deutschen über belgisches Territorium den Weg nach Paris zeigte, beruhte auf unbestreitbaren Realitäten. Keine Neutralitätserklärung der Welt, rief de Gaulle aus, kann einen Angreifer veranlassen, den Umweg über Nancy zu machen, wenn der natürliche Weg über Charleroi geht. Von den elf existierenden deutschen Haupteisenbahnlinien münden acht an der Grenze nördlich von Thionville, in derselben Richtung laufen die Strassen durch Westfalen und die Ardennen, die Kanäle in dem Ruhrgebiet und in den Niederlanden. Für de Gaulle war es ein Axiom, dass der Feind auf Antwerpen und Calais vorstossen und seinen Hauptangriff auf die Gegend, wo die Oise entspringt, richten wird – welches auch von allen Gesichtspunkten der schwächste Abschnitt in der französischen Grenzkette ist.

«Die Anhöhen in den Tälern der Mosel und Maas, die sich auf dem einen Flügel gegen das lothringische Hochplateau und auf dem anderen gegen den Ardennerwald lehnen, bedeuten zwar ein beachtenswertes, aber wenig in die Tiefe gehendes Hindernis», sagte er. «Eine Übertümpelung oder ein zufälliger Rückzug nach Hainaut oder Flandern liefert uns dem Feinde aus. Hier gibt es nämlich nur Flachland, keine Mauern oder Wallgraben, wo Widerstand geleistet werden kann, keine dominierenden Anhöhen und keine Wasserläufe, die parallel mit der Grenze laufen. Der Angreifer sieht dagegen seine Aufgabe dadurch erleichtert, dass die Wege, die ihm offenstehen, durch die Täler der Maas, Schelde, Sambre, Scarpe und Lys führen, wo sowohl die Wasserläufe, die Landwege als auch die Eisenbahnen nach Süden auslaufen.»

Bei dieser strategischen Lage an der Nordgrenze ruht die Sicherheit Frankreichs in den Händen der Belgier. Wenn diese imstande sind, den Albertkanal zu verteidigen und mit ihren Festungen die Deutschen fernzuhalten, können die Franzosen ruhig schlafen. Aber de Gaulle glaubt nicht, dass die Belgier die Deutschen aufhalten können, er zweifelt ausserdem daran, dass sie bereit sind, die grossen Opfer zu bringen, die ein solches Unternehmen fordern würde. Warum sollten sich die Belgier für die Franzosen verbluten? Es gibt mehr Anlass zu der Vermutung, dass der junge König Leopold, um seinem Lande die Schrecken des Krieges zu ersparen, sich auf die Stellung bei Antwerpen zurückzieht und dann,

ja, dann stehen die Deutschen mit Brückenköpfen an der Maas. Es fehlt nur eine Lücke im System, damit der Weg über Oise nach Paris frei wird!

Paris liegt 200 km von der Grenze entfernt – drei Stunden mit dem Auto, eine Stunde mit dem Flugzeug. Ein Rückschlag an der Oise, und der Louvre steht in der Reichweite der deutschen Kanonen. Mit dem Fall der Hauptstadt ist das Schicksal des Landes besiegelt. Ohne Paris und die Nordprovinzen kann Frankreich keinen Krieg führen.

Wenn man diese Stimme schon 1934 faktisch den belgischen Zusammenbruch und den deutschen Durchbruch an der Maas, die Überrumpelung an der Oise und den Eilmarsch auf Paris voraussagen hört, so bekommt sie unbestreitbar einen prophetischen Klang!

De Gaulle hob schon damals hervor, welche Bedeutung es hat, das Land nicht an der Somme, der Aisne, der Marne oder der Seine, sondern an der Grenze zu verteidigen. Die französische Kriegsgeschichte zeigt, dass der Angreifer immer auf französischen Boden gegangen ist, und die Erklärung hierfür liegt natürlich darin, dass dieser über günstige Terrain Verhältnisse verfügte. Die Tinte, mit der eine Kriegserklärung unterschrieben wurde, war noch nicht trocken, als der Feind schon weit im Lande stand. Während der Revolutionskriege wusste die Öffentlichkeit kaum früher, dass der Krieg ausgebrochen war, als bis der Herzog von Brunswick in der Champagne stand. In welchem Krieg heisst es nicht einige Tage nach dem Kriegsausbruch in dem französischen Communiqué, dass «die Situation zwischen den Vogesen und der Somme unverändert ist»? Sieben Tage nach der deutschen Offensive im Mai, genauer gesagt am 17., sprach das französische Kriegscommuniqué von «Kämpfen nördlich von Rethel». Noch einmal ist binnen weniger Tage der Krieg auf französisches Gebiet getragen worden.

Wir haben keine Bergpässe, um auf der Lauer zu liegen, konstatiert de Gaulle philosophisch, keine Flüsse oder Kanäle, um den Feind zu ertränken, keinen trockenen vernichtenden Sommer und keinen beissend kalten Winter. Im Klima und Terrain findet man hier keine Bundesgenossen. «Die Franzosen», sagt er in einem Satz, Her für die französische Kriegsgeschichte klassisch werden könnte, «kämpfen ihre grössten

Schlachten in strahlend schönem Wetter, auf endlosen Ebenen mit guten Wegen aus...»

Wie im Mai-Juni 1940.

Es sind jedoch nicht nur die ungünstigen strategischen Verhältnisse, die diesen Reformator veranlassen, eine Umänderung der Taktik, der Cadres und der Ausrüstung der Armee zu fordern. Schon die französische Volkspsyche reizt ihn dazu. Der Deutsche ist methodisch, genau und zu blindem Gehorsam erzogen worden. Der Franzose ist Improvisator, enthusiastisch, aber nicht immer diszipliniert. In den ersten Kriegswochen, während der Feind ins Land einrückte, mobilisieren die Franzosen unter Verhältnissen, die eine gewisse Ähnlichkeit mit einem Durcheinander haben. Sie brauchen Zeit, um vom Enthusiasmus zur Ordnung und Schlagkraft zu kommen. Ist es aber dann nicht bereits zu spät? Nicht immer liegt ein Marnewunder in Bereitschaft, nicht immer steht eine Jeanne d'Arc bereit – und es gibt nur einmal in der Geschichte einen Napoleon. Gerade ein Volk wie das französische, leicht zu entflammen, aber auch ebenso schnell verzagt über den Ausgang – braucht eine Berufarmee, die von allen diesen volkpsychologischen Hemmungen befreit ist. Jedesmal, wenn die französischen Heerführer die feindlichen Armeen aufgehalten oder zurückgeschlagen haben, geschah dies durch blitzschnelle, bewegliche Gegenmanöver, welche die Pläne des Feindes zunichte machten. Aber wieviel Fehler muss nicht der Gegner machen, wieviel Glück muss nicht der Verteidiger haben, um damit Erfolg zu haben, wenn die feindlichen Armeen bereits mitten im Lande stehen?

Mit überzeugender Klarheit zeigte de Gaulle auch, wie der moderne Soldat auf Grund der technischen Fortschritte gezwungen wird, einen komplizierten und schweren Beruf zu erlernen, der eine lange Ausbildung erfordert. In kurzer Zeit lernt man nicht die empfindlichen Instrumente handhaben, mit denen ein moderner Krieg geführt wird. Ein kleiner Fehler kann zur Katastrophe führen. Der Soldat muss aber nicht nur technisch geschult, sondern auch physisch abgehärtet sein: welche physische Kraft ist nicht erforderlich, um dem ersten, schreckenvollen Schock in einem modernen Krieg zu begegnen, rief de Gaulle aus.

Er schlug deshalb in seinen Eingaben an den Generalstab die Errich-

tung einer Berufsarmee von 100'000 Mann vor. Die Mannschaft sollte für eine Periode von 12 Jahren geworben werden und freiwillig sein.

Wie sollte de Gaulles «Berufsarmee» aussehen?

Das Gerippe wird von sechs motorisierten, vollkommen mit Raupenantrieb versehenen, teilweise gepanzerten Divisionen gebildet. Eine von diesen soll so ausgerüstet sein, dass sie von Beginn bis zum Schluss der Aktion selbständig operieren kann, mit der Voraussetzung, dass die anderen Divisionen beistehen, ohne auf die Aufgaben der selbständig operierenden Division einzuwirken.

Jede Division umfasst eine stark gepanzerte Brigade, die mit 150 mittelschweren Kanonen, 400 kleineren und 600 Maschinengewehren versehen ist. Diese soll imstande sein, Hindernisse wie drei Meter breite Wallgraben oder dreissig Fuss hohe Graswälle zu überschreiten, 40jährige Bäume umzureissen, einen Meter dicke Mauern zu rasieren und die verschiedensten Pallisaden umzuwerfen. Die Panzerbrigade besteht aus einem Regiment leichter und einem Regiment schwerer, ausserordentlich schneller Kampfswagen und wird von einem Aufklärungsverband begleitet, der mit leichten Waffen und allem, was für die Aufklärung, Signalisierung und so weiter gebraucht wird, versehen ist. Das ist der Kern der Division.

Neben der Kampfwagenbrigade umfasst die Division eine Infanteriebrigade, die aus zwei Regimentern und einem Jägerbataillon besteht. Die Brigade führt 50 Feldkanonen, ebensoviele Luftabwehrgeschütze, 600 schwere und leichte Maschinengewehre mit, ist ausserdem mit Spezialmaterial für die Einrichtung von Schützengräben und Schutzräumen versehen und imstande, sich vollkommen zu camouflieren und im Terrain unsichtbar zu machen. Sie hat die Aufgabe, das Terrain, das die Panzerbrigade während ihres gewaltsamen Vorrückens durchdrungen hat, zu erobern, zu säubern und zu organisieren.

Zwei Artillerieregimenter, das eine mit schweren, das andere mit leichten Geschützen, bilden eine Artilleriebrigade, die mit Luftabwehr verstärkt wird. Die Brigade muss innerhalb einer Viertelstunde das 10 km hinter der Front liegende Gebiet mit mindestens 100 Tonnen Granaten belegen können.

Diese drei Brigaden werden mit einem Bataillon Ingenieurtruppen, einem Bataillon Signaltruppen und einer Aufklärungsgruppe erweitert. Die letztere setzt sich aus einer kleineren Anzahl sehr schneller Kampfwagen zusammen, die von motorisierter Infanterie begleitet wird, welche zu Fuss oder in leichten Panzerautos kämpfen und rasch ihre Position ändern kann.

Die so zusammengesetzte Division wird durch Aufklärungsflugzeuge, die mit den Bodentruppen auf das Intimste zusammenarbeiten, vervollständigt.

Natürlich ist eine solch bedeutende Kraft trotz ihrer Verteilung im Gelände, ihrer Geschwindigkeit und ihres natürlichen Panzerschutzes ein dankbares Ziel für den Gegner, und es ist deshalb von grösster Bedeutung, dass diese unsichtbar und lautlos auftritt, nicht zuletzt deshalb, um den Feind überrumpeln zu können. Die Überrumpelung ist das A und O der Strategie.

De Gaulle ist davon überzeugt, dass eine weitgeförderte Camoufflierungskunst eine Truppe unsichtbar machen kann. Man kann Gelände und Truppen camoufflieren, Scheinbewegungen machen, Scheinstellungen aufbauen, mit Terrain und Beleuchtung Farbe und Aussehen wechseln, künstlichen Nebel und Rauch erzeugen. Die Camoufflierungskunst soll die Armee zu einem Chamäleon verwandeln. Zumindesten gleich bedeutungsvoll ist das lautlose Vorrücken, das mittels leiser Motoren oder dadurch erreicht werden kann, dass man die Aufmerksamkeit des Feindes durch je nach Bedarf erzeugten Lärm ablenkt. Gleichzeitig soll durch Licht-, Knall- und Farbeneffekte verschiedenster Art, Scheinbewegungen auf dem Boden und in der Luft die Aufmerksamkeit des Feindes auf ein an anderer Stelle vorgemachtes Manöver gelenkt werden.

Als Schlusseffekt gibt der Reformator seiner Panzerarmee noch eine leichte, schnelle Panzerdivision mit leichter Feldartillerie und motorisierter Infanterie bei, die bei der Offensive mit Aufklärungs- und Kontaktaufgaben an der Spitze geht. Zu der Division gehört, ausser dem, was schon genannt wurde, natürlich mindestens eine Brigade mit Kampfwagen des schwersten Typs, für den Angriff auf Befestigungswerke und eine gleichfalls schwere Artilleriebrigade.

Verglichen mit der französischen Armee von 1914 soll de Gaulles Ar-

mee nach seinen eigenen Angaben über eine dreimal so grosse Feuerkraft verfügen, zehnmal schneller sein und einen unendlich effektiveren Schutz geniessen.

Bei Kriegsausbruch kann diese Armee im Laufe einer Nacht gesammelt werden. Mit Hilfe von zahllosen Ablenkungsmanövern – falschen Laut- und Lichtsignalen, Rauch, Nebel und so weiter – hat sie die Möglichkeit, an einem für den Feind unerwarteten Punkt zuzuschlagen. Die Schilderung, die de Gaulle von einem erdachten Angriff gibt, stimmt Punkt für Punkt mit den Erfahrungen der Kämpfe an der Westfront im Mai-Juni vorigen Jahres überein. Er rechnet sogar mit einem vertikalen Eingriff der Luftwaffe, was ungewollt den Gedanken auf die Sturzbomberabwürfe des modernen Krieges und die «Stukas» der Deutschen hinlenkt.

Die Geschwindigkeit, mit der der Angriff ausgeführt wird, ist entscheidend. Die vordersten Verbände kümmern sich nicht darum, das Gelände zu säubern oder isolierten Widerstand zu brechen. Nachdem die leichte Kampfdivision, die das Gelände untersucht, Kontakt mit dem Feinde bekommen hat, den Nachfolgenden den Weg gewiesen und mittels Nebelbildung die gefährlichsten Passagen geschützt hat, rollen die schweren Kampfpanzer heran, um die grobe Arbeit zu verrichten, während die leichten Verbände sich an die Flanken begeben, um die Säuberung zu beginnen und den Aufklärungsdienst durchzuführen. Das Angriffsobjekt wird umgangen und von den Flanken und vom Rücken angefallen, während die mit Raupenantrieb versehene, vorrückende Artillerie es von vorn mit Granaten belegt.

Erst dann folgt die motorisierte Infanterie und das Fussvolk, und so wie das Terrain gesäubert wird, rückt die mit Raupenantrieb versehene Feldartillerie in kleineren Gruppen näher, indem sie sich sorgfältig den Positionsänderungen der vorderen Verbände anpasst. Natürlich handelt es sich für keinen der kämpfenden Verbände um ein linienförmiges Vorrücken, sondern dieses geschieht durch von einander getrennte, um Infanteriekräfte gruppierte Einheiten. Man braucht sich während einer solchen Offensive nicht mit einer «Bresche» in den feindlichen Linien zu begnügen, wie im Weltkrieg, wo die ermattete Infanterie nach dem Durchbruch nicht weiter konnte. Gepanzerte und motorisierte Einhei-

ten, mit geübtem und zähem Berufsvolk bemannt, rücken jetzt frisch weiter, fallen dem Feind in den Rücken, desorganisieren das Signalsystem, die Verkehrslinien und Transportkolonnen – drängen tief in die Linien des Feindes und verbreiten Verwirrung, Chaos und Anarchie.

So ging es auch während des Sommerfeldzuges von 1940 vor sich. De Gaulle scheint nicht mit einem – im Übrigen sehr wichtigen – Detail gerechnet zu haben. Die planlose Flucht der Zivilbevölkerung sollte dazu beitragen, die Widerstandskraft der Verteidiger zu brechen, auf eine Weise, die sich niemand hatte vorstellen können.

Für seine Idealarmee forderte de Gaulle nicht nur geübte Berufssoldaten, die gewöhnt sind, Seite an Seite, in einem unzerstörbaren Zusammengehörigkeitsgefühl und Korpsgeist zu kämpfen, sondern auch Offiziere und Generäle, die ihren Beruf beherrschen. Es ist notwendig, dass die letzteren nicht nur über umfassende Kenntnisse verfügen – eine moderne Waffe ist ein ebenso empfindliches Präzisionswerk wie eine Uhr –, sondern auch über grösseren Mut, mehr Selbständigkeit und Initiativvermögen als in der Wehrpflichtarmee. Der Offizier in einer Kaderarmee steht während der Operationen an der Spitze eines selbständig kämpfenden Verbandes, und er fasst je nach Entwicklung des Kampfes oft auf eigne Verantwortung und in Sekunden entscheidende Beschlüsse: er hat selten Zeit, Befehle von weiter entfernten Einheiten abzuwarten. Die höheren Offiziere und Generalstabsoffiziere müssen umlernen. Man beherrscht die Kriegskunst nicht nur damit, dass man sich die aus der Kriegsgeschichte herausgepflückten, zu einer Doktrin verwandelten Erfahrungen der Vergangenheit aneignet. Die Ausbildung zum Generalstabsoffizier erfordert selbständiges Denken und Handeln, vor allem aber Allgemeinbildung und Kultur, sagt de Gaulle.

Es würde in diesem Zusammenhang zu viel Raum erfordern, noch näher auf die Gesichtspunkte des französischen Reformators einzugehen. In den meisten Fällen sind sie in diesem Krieg verwirklicht worden. In allen Schilderungen der Kämpfe in Flandern und Nordfrankreich haben diese bereits das Kennzeichen des Erlebten. De Gaulles Buch verdient nicht nur deshalb Erwähnung, weil es erklärt, in welchem Umfange

der französische Generalstab gefehlt und weshalb die Niederlage einen so katastrophalen Charakter bekommen hat, sondern auch deshalb, weil es sicher in Zukunft zu den klassischen Meisterwerken der Militärliteratur gerechnet werden wird.

Die Frage, die sich nun auf drängt, ist, wieweit de Gaulles Panzerdivisionen – wenn sie schlagfertig an der Grenze gestanden hätten – imstande gewesen wären, den deutschen Vormarsch im Mai 1940 aufzuhalten. Auf diese Frage dürfte wohl nicht einmal ein Militärexperte eine andere Antwort geben können als vage Vermutungen.

Hätte aber diese Armee existiert, so hätte Gamelin im Frühjahr 1936 wahrscheinlich nicht gezögert, in die Rheinzone einzumarschieren – was er mit dem Hinweis darauf, dass die Franzosen über keine Offensivtruppen verfügten, ablehnte –, und hätten politische zwingende Gründe ihn davon abgehalten, so hätte doch zweifellos im September 1939 eine Offensive stattgefunden. Die Elitetruppen in der Maginotlinie warteten im Herbst 1939 mit Spannung und Eifer auf das Signal zu einer Offensive auf die Siegfriedlinie. Dass es niemals zu dieser kam, findet seine Erklärung darin, dass es an einer ausreichenden, starken Panzerarmee fehlte.

Wäre de Gaulle Ratgeber gewesen, hätte der sogenannte französische Feldzug im Sommer 1940 vermutlich einen anderen Verlauf genommen. Man hörte aber niemals auf ihn. Der französische Generalstab sah in de Gaulle einen Visionär und Träumer. Ein anderer Visionär und Träumer – Adolf Hitler – bekam die Gelegenheit, seine Visionen in die Wirklichkeit umzusetzen.

Der Zusammenbruch

Am Sonntag den 9. Juni näherten sich die Deutschen Reims, östlich von Paris, sie waren in Rouen, westlich der Hauptstadt, eingedrungen und marschierten südlich von Compiègne auf Paris. Es war einer dieser strahlenden Junisonntage mit blauem Himmel, einem unaufhörlichen Menschenstrom auf den Champs Elysées, vollbesetzten und lärmenden

Caféterrassen und Zeitungsverkäufern, die ihre letzte Auflage des Nachmittagsblattes ausriefen. Das Bois de Boulogne hatte starken Zustrom von Parisern, die den Sonntag feierten. Wie üblich, ruderte man auf dem kleinen Waldsee. «Unsere gewaltigen Gegenangriffe halten den Feind auf der ganzen Front zurück», stand im Pariser «Soir», und der Pariser bestellte beruhigt einen neuen Apéritif.

Zu der Zeit war der militärische Zusammenbruch bereits eine vollendete Tatsache, und während des Samstags war der zivile Verwaltungsapparat mehr oder weniger zusammengebrochen. Überall, wo der Feind vorrückte, flohen grosse Volksmassen, beinahe immer von den kommunalen und staatlichen Behörden verlassen. Wer hatte den Befehl zum Aufbruch gegeben? fragte man sich nachher. Warum flohen wir? Die Behauptung, dass die fünfte Kolonne falsche Befehle über Evakuierung verbreitet hatte, kann in einzelnen Fällen richtig sein, in der Regel war es die ausgebrochene Panikstimmung, die die Massenflucht hervorrief. Als die Massenevakuierung im Norden für die militärischen Operationen mehr und mehr bedrohliche Ausmasse anzunehmen begann, hatten die Militärbehörden bekannt gegeben, dass die Zivilbevölkerung nur auf Anordnung des Militärs den Ort verlassen durfte. Aber die Zivilbevölkerung, die ohne eigenes Verschulden mitten in die Kämpfe geraten war oder wusste, dass die Deutschen plötzlich weit hinter den französischen Linien auf tauch ten, hatte wenig Vertrauen zum Militär. Sie floh aus eigenem Antrieb, um sich in Sicherheit zu bringen. Wie bekannt, bestand zwischen dem Generalstab und der Regierung ein gewisser Dualismus, der erstere wollte kapitulieren, die letztere den Kampf fortsetzen. Die Regierung wollte von der männlichen Bevölkerung so viel wie möglich retten, während der Generalstab freie Wege für die Armeen wünschte. Eine einheitliche Evakuierungspolitik gab es nicht, vor allem deshalb, weil die deutsche Taktik die Franzosen vor ganz neue Probleme stellte. Man glaubte, der Weltkrieg gehe weiter. Es war unmöglich, bei der wechselnden Entwicklung, die der Krieg nahm, im Voraus zu bestimmen, welche Teile evakuiert und welche nicht evakuiert werden sollten. In den meisten Fällen waren die Franzosen selbst im Unklaren darüber, wo Widerstand geleistet werden würde und wo die Zivilbevöl-

kerung Gefahr lief, dem Artilleriefeuer ausgesetzt zu werden. Die Zivilisten hielten es deshalb für am klügsten, zu verschwinden. Gewöhnlich aber dachte man nicht: man handelte instinktiv.

In der Nacht zum Sonntag packten die Zivilverwaltungen ihre Sachen. Man machte das hinter dem Rücken des Volkes – um «keine Panik zu schaffen». Panik aber herrschte bereits während des Sonntags in den staatlichen und kommunalen Verwaltungsbüros. Die Minister waren bereits abgereist, jetzt folgten alle anderen, kleine und grosse. Vor allem aber die grossen. Es war wie bei einem Schiffsunglück auf dem weiten Meer. Jeder versuchte sich selbst zu retten: um den Nachbarn kümmerte man sich nicht.

Am Montag den 10. konnte der Ernst der Lage nicht länger verborgen werden. Die promenierenden Pariser sahen, wie die Autokarawanen ständig wuchsen. Die Panik verbreitete sich unter die Mittelschichten. Am Dienstag wurde eine Verordnung bekanntgegeben, dass alle Männer zwischen 17 und 50 Jahren Paris verlassen sollten. Die Fabriken wurden auf offiziellen Befehl evakuiert. Nun begann die Massenauswanderung, die zu den traurigsten Kapiteln in der Geschichte dieses Krieges auf französischem Boden gehört. Kilometer auf Kilometer waren die Wege mit Auto- und Autobuskarawanen überfüllt. Hunderttausende wanderten zu Fuss. Je grösser das Durcheinander wurde, desto schwerer wurde es für die Behörden, sich Gehör zu verschaffen. Sie ertranken in dem gewaltigen Menschenfluss, der auf den Wegen alles verstopfte und die Bewegungen der retirierenden Armeen lähmte.

Erst am 13. erliess der in Paris gebliebene Polizeipräfekt Langeron den Befehl, dass die Pariser in der Stadt bleiben sollten. Da hatten sich bereits mindestens zwei Millionen auf den Weg gemacht. Paris sollte nicht verteidigt werden. General Hering hatte einige Tage vorher den Posten des Militärgouverneurs General Dentz überlassen und sich mit den um die Stadt herum versammelten Soldaten in südöstlicher Richtung zurückgezogen – von Westen stürmten die deutschen Panzerkolonnen heran –, um hier, zusammen mit der 7. Armee zu versuchen, eine neue Verteidigungslinie aufzurichten. Die Truppen, die vor Paris kämpften, hatten jetzt nur die Aufgabe, den Vormarsch des Feindes zu verlangsamen, damit die retirierenden Armeen Zeit gewannen, zu entkommen.

Zwei Tage lang war Paris eine tote Stadt, eine schlafende Stadt. Ein Fussgänger traf niemand auf den Strassen. Ein Radfahrer konnte kilometerweit fahren, ohne eine lebendige Seele zu treffen. Autos und Busse waren fort. Alle Fenster geschlossen. Die Läden gesperrt. Hier und da segelte ein deutsches Flugzeug mit dem vom Boden erkenntlichen Hakenkreuzabzeichen niedrig über der Stadt. Der Motorenlärm war beinahe das Einzige, was die bedrückende, erschreckende Stille durchbrach.

Am Freitag den 14. Juni, bei Anbruch des Tages, zogen die deutschen Truppen müde, aber jubelnd vor Freude in Paris ein und nahmen am Triumphbogen Aufstellung, während die ersten Pariser herausguckten, einige mit tränenerfüllten Augen und verzerrten Gesichtern – andere bereits gleichgültig. So war endlich die Hölle zu Ende.

«La Victoire» war die einzige Zeitung, die Paris treu geblieben war. Ihr Herausgeber, der 70jährige Hervé, war ein unbekannter Hurrapatriot und Anhänger des Revanchegedankens. Jetzt stand er mutig auf seinem Posten. Die Deutschen sind in Paris, verkündete seine kleine Zeitung im Fettdruck, und in der Schlagzeile lag Bitterkeit und Verzweiflung. Als er am folgenden Tage das deutsche Kriegscommuniqué wiedergeben musste, fügte er in Fettdruck hinzu: «Auf Befehl der Okkupationsbehörden.» Am selben Tage wurde die Zeitung eingezogen und Hervé verhaftet.

Von dem Augenblick an, wo die Deutschen in Paris einzogen, begannen für einige Wochen die täglichen und nächtlichen Luftpromenaden über den Hausdächern. Mehrere hundert Flugzeuge stürmten mit ohrenbetäubendem Lärm in geringer Höhe Tag und Nacht, Nacht und Tag vorüber. Es war das Vorspiel des Zusammenlebens zwischen Paris und den Okkupationstruppen.

Südlich von Paris, wohin die Deutschen noch nicht gekommen, setzte die Massenflucht fort, während die Bevölkerung in völliger Unkenntnis schwebte. Der Rundfunk hatte seine Sendungen eingestellt, es gab keine Zeitungen mehr, die Elektrizitätswerke waren beinahe überall zerstört, und man konnte nicht einmal ausländische Stationen hören. Die Regierung verliess am Donnerstag den 13. Juni Tours, am Freitag den 14. floh

auch ganz Tours. Die Wege nach Süden, nach Bordeaux waren ebenso vollgestopft wie einige Tage vorher diejenigen zwischen Paris und Tours.

Die Massenflucht setzte auch jetzt von Südosten ein, nachdem die Deutschen die Stellungen bei Verdun durchbrochen hatten und in rasender Fahrt auf Bourgogne stürmten. Im Westen hatten Eilmärsche sie bereits in die Bretagne geführt.

Einige Einheiten, die nach Süden retriierten, hielten noch zusammen, im grossen Ganzen aber waren die Truppen, die rascher als die Zivilbevölkerung nach Süden flohen, keine disziplinierten Verbände mehr. Die Desertationen waren zahlreich, konnten aber vielleicht nicht als Desertationen bezeichnet werden: man begab sich auf eigene Faust ans Ziel, irgendwo im Süden.

Die feindlichen Flugzeuge folgten nach und belegten die fliehenden Kolonnen mit Bomben. Oft wurde auch die Zivilbevölkerung getroffen. Kleinere Einheiten machten Halt und leisteten Widerstand, einige an der Loire, andere weiter südlich. Es ging jedoch nicht mehr darum, den Feind zurückzuschlagen, sondern nur seinen Vormarsch zu verlangsamen – um Zeit zu gewinnen.

Die Verwundeten wurden zurückgelassen – die Toten wurden nicht immer begraben. Ärzte und Krankenpfleger hatten oft die Krankenhäuser und die Patienten im Stich gelassen, die mit ihren Leiden allein lagen und auf die Begegnung mit den Deutschen warteten.

Verwundete Soldaten schlepten sich auf den Strassen dahin, gewöhnlich von einigen Kameraden gestützt. Das Schuhzeug war verbraucht, und die Füsse hatte man in Tücher und Zeitungspapier eingewickelt. Die Uniformen waren zerrissen und durch gestohlene Zivilkleider ersetzt. Das Befehlspersonal glänzte überall durch Abwesenheit, und die fliehenden Soldaten lebten jetzt wie Freischaren in der Natur.

Die zivilen Flüchtlinge kampierten in der Nacht unter freiem Himmel und gingen oder fuhren am Tage, müde, bärtig, hungrig und durstig. Unzählige Tragödien spielten sich in dem Chaos ab, Tragödien, die die Massen unberührt liessen, Tragödien, die schnell vergessen wurden: hier eine schwangere Frau, die ihr Kind im Unterholze des Waldes zur Welt brachte, dort eine andere, die keine Milch hatte, ihr Kind zu stillen – und

dann Autounfälle, Bootsunfälle, verlaufene Kinder – Bombenexplosionen mit tödlichen Folgen. Hölle auf Erden.

Keiner dieser für ihr Leben fliehenden Menschen verstand, was eigentlich geschehen war. Man hatte in der Überzeugung gelebt, die stärkste Armee der Welt zu besitzen, man hatte diese am 14. Juli 1939 auf den Champs Elysées mit den schweren Panzerwagen, den nagelneuen, langschliessenden Kanonen und hunderten von Bomben- und Jagdflugzeugen, die den Himmel schwarz färbten, defilieren gesehen, – die besten Offiziere und die tapfersten Soldaten der Welt. Man erinnerte sich an Verdun. Man vergass nicht die Marne. Nein, man begriff einfach nicht.

Man verstand nicht, warum mit einemmal alles zusammengefallen war: keine Armee, nur diese zerlumpten und schwitzenden Marodeure, die um ihr Leben liefen oder sich auf den Bauernhöfen Hühner, Eier und Butter ohne Bezahlung aneigneten. Keine Zivilverwaltung, aber Minister, die mit ihren Archiven von Stadt zu Stadt liefen, Kommunalbehörden, die in höchster Fahrt in Begräbnisautos daher kamen und Brandkorps, die sich nach dem Süden retteten und die Feuersbrünste hinter sich wüten liessen.

Die meisten hatten das Gefühl, das Ganze sei ein schlechter Traum. Es ist nicht wahr, sagte eine Stimme in ihnen. Es ist nicht wahr, weil es nicht wahr sein kann. Kann es wahr sein, dass die Verteidigung dort unten an der Brücke von einer alten, rostigen Feldkanone besorgt wird? Wahr, dass es nicht ein einziges französisches Flugzeug mehr gibt? Wahr, dass die Offiziere ihre Mannschaften verlassen haben und geflohen sind?

Verrat, flüsterten die Gerüchte, die sich schnell von Mann zu Mann verbreiteten. Wir sind verraten worden. Von den Kommunisten – sagten einige. Von der fünften Kolonne, von den Faschisten – sagten andere. Aber an Verrat glaubte man – wer verraten hatte, spielte eine untergeordnete Rolle.

Die Müdigkeit gewann doch die Überhand; Nervenanstrengungen, Entbehrungen, physische Leiden. Man konnte einfach nicht mehr. Angesichts des grossen Zusammenbruchs fielen die fliehenden Massen ermattet zusammen. Was auch immer geschehen mochte – nichts konnte schlimmer und schwerer sein.

Für die Fliehenden – militärische und zivile – kam die Mitteilung,

dass Marschall Petain am Montag den 17. Juni um Waffenstillstand angehalten hatte, wie eine Erlösung, eine Befreiung.

Der Krieg war zu Ende.

«Mit tiefem Schmerz habe ich beschlossen, den Kampf einzustellen», sagte der alte Marschall mit zitternder Stimme in seiner Radioansprache. «Ich wandte mich gestern Nacht mit einer Anfrage an den Gegner, wieweit er bereit wäre, zu versuchen, mit mir auf Soldatenart, wobei wir unsere Waffenehre bewahren, einen Weg zu finden, um die Feindseligkeiten einzustellen.»

Die Kapitulation war damit eine vollzogene Tatsache. – Die sogenannte nationale Revolution war im Anzuge.

III. DIE NATIONALE REVOLUTION

Der Coup in Bordeaux

Während die Deutschen ihren Vormarsch südlich von Paris fortsetzten und Millionen von Menschen über Felder und Äcker flohen, kamen die französischen Behörden zusammen mit dem Oberbefehlshaber General Weygand und dem Präsidenten der Republik Albert Lebrun am 15. Juni in Bordeaux an. Die Strassen südlich von Tours, das die Regierung am 13. verlassen hatte, waren von unübersehbaren Autokolonnen überfüllt.

Es war an einem Samstag. Herr Lebrun zog in das Präfektur-Hotel ein, während Minister, Generäle und hohe Beamte die Hotels der Stadt stürmten, wo einige in Badezimmern, andere in Garderoben hausten. In dem allgemeinen Wirrwarr zeigte sich plötzlich eine neue Figur, selbstsicher und befehlend. Es war Herr Pierre Laval, der wie ein grosser Mann im Staate in das Haus des Bürgermeisters, bei seinem Gesinnungsgenossen und Freund, dem Bürgermeister Adrien Marquet, einzog.

Eine in Trümmer geschlagene Verwaltung hatte mit den Resten der Kammer, des Senats, der Regierung und des Generalstabs in der alten berühmten Weinstadt einen neuen Zufluchtsort gefunden. Draussen auf den Strassen herrschte ein unerträgliches Gedränge. Ein Teil der Pariser Polizei, die den Behörden gefolgt war, übernahm neben der etwas nonchalanten Ortspolizei die Regelung des Verkehrs. Bordeaux begann wirklich etwas einer Hauptstadt zu ähneln. In den überfüllten Cafés und Restaurants traf man dasselbe «Tout-Paris», das in Tours beherbergt worden war. Der Hochadel, Bankiers, Gesandte und schöne, obgleich von den Beschwerlichkeiten der Reise etwas derangierte Damen. Alle diese Neuankömmlinge sahen etwas verdutzt und ein wenig verschüchtert aus: aber noch waren die Weinlager der besseren Luxuslokale nicht geleert, und die Bordeauxküche war immer noch vortrefflich.

Die Pariser Zeitungen, die auf der Flucht nach Süden mitgefolgt waren und einige Tage bei den Ortskollegen in Tours herausgekommen waren, besuchten jetzt die Kollegen in Bordeaux. Man verkaufte «Paris-Soir» und «Le Petit Parisien» und «Le Temps», dünne und bleiche Blätter mit alten Nachrichten und drakonisch zensurierten Leitartikeln.

Die Volksstimmung befand sich in der Schwebel. Diese ganze Lawine von Menschen war wie ein Heuschreckenschwarm über die Stadt hergefallen. Die lebhaftige Ortsbevölkerung nahm es am Anfang von der lustigen Seite, aber bald fingen die Eindringlinge an, die Warenlager aufzukaufen und die Läden zu stürmen – und die Polizei führte Rationierungsmassnahmen durch. Die Flüchtlinge, sowohl hoch- als auch niedrigstehende, hatten bereits von den Beschwerlichkeiten der Landesflucht gekostet. Sie fanden deshalb Bordeaux bezaubernd.

Am Abend des Samstag trat der Ministerrat in Anwesenheit des Staatschefs zusammen. Weygand forderte Waffenstillstand. Er wurde von Pétain unterstützt, der erklärte, dass keine Aussichten mehr bestünden, den Kampf weiter fortzusetzen, nachdem die Deutschen die Seine und die Marne überschritten hatten. Mehrere Minister gaben ihre Zustimmung, unter ihnen Paul Baudouin. Paul Reynaud, bleicher als jemals, erklärte, dass er eine Antwort auf die verzweifelte Botschaft, die er an den Präsidenten Roosevelt gerichtet hatte, erwarte.

Die Regierung trat erneut am Sonntagvormittag zusammen. Es wurde eine kurze Sitzung. Reynaud trat für eine Übersiedlung der Regierung nach Nordafrika ein, um dort ohne feindlichen Druck zu der verzweifelten Lage Stellung zu nehmen. Mandel betonte ebenfalls, wie wichtig es wäre, dass die Regierung das Mutterland verlasse. Erst um die Mittagszeit kam die Antwort des amerikanischen Präsidenten. Sie enthielt das, was man erwartet hatte, aber nicht das Wunder, an das Paul Reynaud trotz allem geglaubt hatte. Er konnte nicht verstehen, dass der Zusammenbruch so vor sich gehen sollte, dass das Land, unter in seinen Augen erniedrigenden Umständen, die Waffen strecke. Er hatte auf jeden Fall geglaubt, dass Roosevelt sich erbieien würde – ja, was? Der Ministerrat trat von neuem zusammen. Die Angriffe auf Reynaud und Mandel wurden jetzt immer heftiger. Waffenstillstand sofort, sofort, sagte Weygand. Pétain wandte sich an Lebrun, der hilflos seinen Blick über die Versammlung irren liess. Mit dem Herzen und der Vernunft stand er auf Reynauds Seite, aber ...

Eine letzte Zusammenkunft des Ministerrats fand am Sonntagabend statt. Paul Reynaud teilte seinen Kollegen einen Vorschlag Churchills

mit: Frankreich und Grossbritannien sollten zu einer Föderation vereinigt werden, wobei Grossbritannien die materiellen Lasten übernehmen würde, die durch eine Fortsetzung der Feindseligkeiten von Seiten Frankreichs entstehen würden. Praktisch bedeutete dies, dass die Franzosen den Krieg von Nordafrika aus fortsetzen und dass alle Ausgaben gemeinsam bestritten werden sollten, das heisst England den Hauptanteil übernehmen würde. Einige Stunden vorher hatte Churchill vorgeschlagen: wenn England Frankreich von den Verpflichtungen, keinen Separatfrieden zu schliessen, entbinden sollte, musste die kritische Lage des Britischen Imperiums im Mittelmeer zum mindesten dadurch erleichtert werden, dass die französische Flotte England überlassen werde.

Auf den letzteren Vorschlag antwortete der Ministerrat mit einer glatten Ablehnung. Pétain betonte, dass die Deutschen niemals auf einen Waffenstillstand eingehen würden, wenn die französische Flotte sich zu den Engländern begeben. Der erste Vorschlag wurde erbittert von dem Mann bekämpft, dem Paul Reynaud seine politische Karriere zu verdanken hatte: Paul Baudouin. Ein solches französisch-britisches Übereinkommen, rief er aus, würde unsere Kolonien in britische Besitzungen verwandeln. Churchills Vorschlag war damit aus der Welt geschafft. Sonntagabend um 9 Uhr reichte Paul Reynaud sein Abschiedsgesuch ein.

Marschall Pétain bildete die neue Regierung, die bereits in der Nacht zum Montag fertig war. Ihre Zusammensetzung zeigte, dass der Marschall keine Absicht hatte, irgendeine nationale Revolution oder überhaupt einen Coup durchzuführen. Auf der Ministerliste fand man die verschiedensten Leute, Sozialisten und Faschisten, Radikalsozialisten und Konservative, Beamte und Generäle – und unter den parlamentarischen Ministern solche, die seit Jahrzehnten als Führer der französischen Freimaurerei bekannt waren, und solche, die dazu noch in sehr viel diskutierte politische Skandalgeschichten verwickelt waren. Zu ihnen gehörte Camille Chautemps, der stellvertretende Vorsitzende des Kabinetts. Der ehemalige Propagandaminister Reynauds, L.O. Frossard, wurde Verkehrsminister. Der Oberbefehlshaber General Weygand wurde zum Minister für die drei Waffengattungen bestimmt, General Colson wurde zum Minister für die Armee ernannt, während Admiral Darlan

Marineminister wurde. Die Sozialisten Riviere und Février, beide früher Minister Blums, traten zusammen mit Pomaret und dem Faschisten Ybarnegaray in die Regierung ein. Ein Sorbonneprofessor, der eine umfangreiche und bewundernde Abhandlung über den Nationalsozialismus verfasst hatte, Albert Rivaud, wurde zum Unterrichtsminister ernannt, während der Verfassungsrechtler Alibert – ein grosser Verehrer Maurras' – als Sekretär beim Ministerpräsidium fungierte. Zwei ehemalige Freunde Reynauds, Bouthillier und Baudouin, beide aus der Bankwelt, wurden für die Rolle, die sie während der Krise gespielt hatten, mit Portefeuilles belohnt.

Pierre Laval figurierte nicht auf der Liste. Pétain hatte ihm nicht den Posten des Aussenministers angeboten, den er gewünscht hatte, sondern einen Posten als Minister ohne Portefeuille. Dieses rief Unzufriedenheit bei den meisten Regierungsmitgliedern, die keinen Bruch mit London erzwingen wollten, hervor. Angesichts dieser Befürchtungen gab Pétain nach und Laval kam überhaupt nicht mit.

Seit den ersten Junitagen hatte sich Laval auf seinem Schloss in Auvergne auf gehalten und dort die Ereignisse abgewartet. Als er sah, welche katastrophale Wendung die Kriegsoperationen nahmen, reiste er eiligst nach Bordeaux in der Gewissheit, dass dort der entscheidende politische Kampf ausgefochten werden würde. Bei seiner Ankunft war er zu Marquet gezogen, der nach seinem Bruch mit Léon Blum und der Sozialistischen Partei für den Faschismus Stellung genommen hatte und im Übrigen in die politischen Intrigen gegen Reynaud und Daladier verwickelt war. Im Einverständnis mit Marquet stellte Laval einen Kriegsplan auf. Es kam darauf an, ein Zusammentreten der Kammern zu verhindern, damit diese nicht eventuell eine Fortsetzung des Krieges in Nordafrika beschliessen konnten.

In seiner ersten Sitzung hatte das neue Kabinett unter Pétains Leitung beschlossen, um Waffenstillstand anzuhalten. Lebrun war nicht mehr imstande, Widerstand zu leisten. Trotzdem hatte man in gewissen Kreisen den Gedanken an eine Übersiedlung der Regierung nach Nordafrika nicht aufgegeben. Lebrun gehörte zu diesen. Mit dem Rücktritt Rey-

nauds stand der Staatschef plötzlich ohne Stütze da. Die beiden Kammerpräsidenten Jeanneney und Herriot wagten nicht offen einzugreifen. Lebrun fühlte sich mehr und mehr von einer kleinen Clique umringt, die drohte, ihn aller Handlungsfreiheit zu berauben. Er witterte sozusagen einen Staatsstreich, wagte aber nicht zu handeln.

Lebrun, Jeanneney und Herriot – die drei verfassungsmässigen Führer der Nation – beschlossen am Tage nach Pétains Ansuchen um Waffenstillstand, am nächsten Tage mit einem Kriegsschiff nach Nordafrika hinüberzufahren. Diesem Beschluss stimmten vier bis fünf Mitglieder von Pétains Kabinett und eine grosse Anzahl Senatoren und Deputierte, die in Bordeaux angekommen waren, zu. Die Abreise war auf den 19. angesetzt. Pétain suchte Lebrun auf und erklärte, dass er seinerseits nicht die Absicht habe, das Land zu verlassen. Er befürchtete, dass die verfassungstreue Gruppe um Lebrun nach der Ankunft in Nordafrika leicht die Oberhand gewinnen könnte, eine Befürchtung, von der er jedoch den Staatschef nichts merken liess. Der Präsident liess sich jedoch nicht abschrecken. Sie bleiben hier, Herr Marschall, sagte er, ich und die Sprecher des Senats und der Kammer werden nach Afrika reisen. Dort können wir eine neue Regierung bilden.

Es sah bedrohlich aus. In diesem Augenblick sprang der Jurist und Sekretär beim Ministerpräsidium, Alibert, zur Unterstützung des Marschalls ein.

Er könne nicht verstehen, sagte er, warum der Präsident der Republik solche Eile habe. Die Gefahr sei doch nicht unmittelbar bevorstehend. Den Deutschen war es noch nicht gelungen, die Loire zu überschreiten, erklärte er. (In der Tat waren diese in der Nacht vorher im Südwesten beinahe an allen Stellen über die Loire gegangen.) Ist das wahr? fragte Lebrun sowohl zweifelnd als auch erleichtert. Alibert versicherte, dass er die Nachricht vom Generalstab habe.

Mittels dieser Notlüge brachte man Lebrun dazu, weitere 24 Stunden zu bleiben. Am folgenden Tage, dem 19., wurde Bordeaux einem vernichtenden Luftangriff ausgesetzt. Zahllose Todesopfer waren die Folge. Eine furchtbare Panik brach in der Stadt aus. Es war die Mahnung des Feindes, dass er immer noch da war – trotzdem die Franzosen vor

zwei Tagen Waffenstillstand vorgeschlagen hatten. Die Absicht war natürlich die, den etwas halsstarrigen Ministern in der provisorischen französischen Hauptstadt die Glieder zu lockern.

Hier trat eine Episode ein, die immer noch in Dunkel gehüllt zu sein scheint. Einer derjenigen, die während des Coups in Bordeaux sehr engen und regelmässigen Kontakt mit dem Hauptquartier der Konspiration im Hause des Bürgermeisters hatten und der als einer der Aktivsten um Laval und Marquet galt, nämlich der unabhängige sozialistische Abgeordnete Barthe, ein mächtiger Weinbauer und Weinhändler, der als Sekretär in der Administration der Deputiertenkammer wirkte, hatte den Mitgliedern der Kammer und des Senats, die sich nach Afrika begeben wollten, um dort den Präsidenten der Republik und die Sprecher der Kammern zu treffen, den Passagierdampfer «Massilia» zur Verfügung gestellt. Dieser wurde in Ordnung gebracht und ging am 20. Juni mit zweihundert Mitgliedern des Parlaments nach Nordafrika ab. Barthe, der durch Laval wusste, dass die Reise des Präsidenten verhindert werden sollte, liess das Boot fahren. Auf diese Weise entfernte man die parlamentarischen Mitglieder, die Lebrun, Jeanneney und Herriot bei ihrem Versuch, den Staatsstreich zu verhindern, hätten stützen können, von Bordeaux. Später wurde die Reise der «Massilia» in den Händen der neuen Herren als eine gefährliche Waffe gegen politische Gegner benutzt.

Am Nachmittag des 20. erlebte Lebrun eine neue «Krise». Sein nächster Mitarbeiter hatte ihm mitgeteilt, dass die Deutschen im Eilmarsch auf dem Wege nach Bordeaux seien. Der Augenblick für eine Abreise war gekommen. Jeanneney verabschiedete sich augenblicklich von Lebrun und fuhr im Auto nach Port-Vendres herunter, wo ein Kriegsschiff unter Dampf lag. Alibert wurde von Pétain geschickt, um Lebrun noch einmal zu beruhigen. Im Augenblick herrscht in der Stadt vollkommene Panik, sagte er, Sie sollten bis zum Nachmittag warten, Herr Präsident!

Einige Stunden darauf erliess Marschall Pétain unter dem Vorwand, die Panikstimmung zu dämpfen, ein Verbot für die Minister, Bordeaux vor dem 21. Juni zu verlassen. Somit war Lebruns Abreise noch einmal verhindert. Er wurde natürlich von dem allgemeinen Verbot betroffen, welches ausschliesslich dazu bestimmt war, den Präsidenten, die Spre-

cher und die 4-5 Minister, die ihnen treu geblieben waren, daran zu hindern, Bordeaux zu verlassen.

Pierre Laval war während dieser Zeit nicht untätig gewesen. Man dürfte sich nicht täuschen, wenn man davon ausgeht, dass er während der vorangegangenen Tage der Regisseur hinter den Kulissen gewesen war. Nach seiner Ankunft hatte er an einer Versammlung, die Senatoren und Deputierte in Bordeaux abhielten, teilgenommen. Es zeigte sich, dass es immer noch eine starke Majorität gab, die auf eine Übersiedlung nach Nordafrika hinarbeitete. Eine Minorität stellte sich auf die Seite Lavals. Mit Mitwirkung der Kammern konnte er also seine Pläne nicht durchführen, formell wollte er aber auch nicht ohne diese handeln. Persönlich oder durch seine Mitarbeiter begann er jetzt seine Anhänger zu sammeln. Er holte diese aus verschiedenen Parteien: es waren Léon Blums persönliche Feinde, Daladiers persönliche Feinde und Reynauds persönliche Feinde und eine gewisse Anzahl bereits im Voraus für den Staatsstreich gewonnener Personen. Alles in allem gelang es ihm, unter den 400 in Bordeaux befindlichen Mitgliedern der Kammer und des Senats knapp hundert zu gewinnen. Nachdem 200 durch Barthes Fürsorge mit der «Massilia» abgereist waren, hatte er eine starke Mehrheit, die ohne Schwierigkeiten sich gegenüber den grösstenteils neutralen und zögernden Zurückgebliebenen durchsetzen konnte. Auf jeden Fall konnten diese keinen effektiven Widerstand leisten.

Am 21. Juni war Lebrun so gut wie allein auf der Schanze. Herriot war in Bordeaux geblieben, hatte aber vermutlich den Kampf bereits aufgegeben. Marschall Pétain und die Minister warteten darauf, dass die Deutschen ihnen ihre Waffenstillstandsbedingungen mitteilen würden. Der beharrliche Lebrun bestand auf dem Beschluss, zu reisen. Er wollte nicht aufgeben.

Am Freitagvormittag des 21. Juni machte eine Delegation mit Laval an der Spitze, die behauptete, Kammer und Senat zu repräsentieren, dem Präsidenten der Republik ihre Aufwartung. In der Tat vertrat diese 85–90 Mitglieder von 900.

Pierre Laval führte das Wort. Sie dürfen nicht, Sie können nicht reisen, sagte er zum Präsidenten.

Lebrun erklärte, dass er als Staatschef nicht in einem vom Feinde besetzten Lande bleiben könne. Die Staatsmacht konnte von Delegierten vertreten werden, die im Mutterlande blieben und mit den Besatzungsbehörden verhandelten.

Laval schüttelte den Kopf. Nein, das ist ausgeschlossen, rief er aus. Wenn der Präsident der Republik und die Sprecher der Kammern nach Afrika reisen, so haben die verbleibenden Minister weder Ansehen noch Autorität.

Unzweideutig sprach Laval einen Verdacht aus, dass Lebrun dort in Afrika den Krieg fortzusetzen wünschte. «Dazu haben Sie kein Recht!»

Wie man Lebrun auch zusetzte, er gab jedoch nicht nach. Er habe sein gutes verfassungsmässiges Recht, so zu handeln, wie er es für richtig halte, und das hatte er auch während der ganzen Zeit seiner Amtsausübung stets getan.

Sie müssen in Bordeaux bleiben, rief jetzt Laval aus, der fürchtete, das Spiel könne verloren gehen. Ich werde nicht zugeben, dass Sie reisen. Ich und meine Gesinnungsfreunde werden von ihrer Handlungsfreiheit Gebrauch machen, um das Vaterland zu retten.

Die Szene, die sich am Freitag zwischen Lebrun und Laval abspielte, war heftig. Laval drohte! Der alte Präsident, der kein Löwe war, hatte seine Ruhe und Kühllheit bewahrt. Er war davon überzeugt, sowohl das Recht als auch die Meinung des Volkes auf seiner Seite zu haben. Was half es dann, ob Laval mit Gewalt Strassenauflauf, ja, Verhaftung drohte. Es blieb nur übrig, die Zustimmung des Ministerrats einzuholen, er wusste, dass er in diesem eine Mehrheit für seine Pläne hatte.

Unterdessen war Jeanneney von Port-Vendres zurückgekommen, nachdem er erfahren hatte, dass Lebruns Reise aufgeschoben worden war. Zusammen mit Herriot wurde nun beschlossen, die Frage der Abreise endgültig im Ministerrat zu entscheiden, der für Sonntag den 23. Juni einberufen werden sollte.

Pétain, der von Laval über die Gefahr, die der Regierung drohte, unterrichtet worden war, erklärte sich sofort bereit, Laval und Marquet in die Regierung aufzunehmen, wodurch das Stimmenübergewicht zu Gunsten Petains ausfallen würde. Gleichzeitig bekam Laval den Auftrag, die zögernden Mitglieder des Kabinetts persönlich zu bearbeiten.

Lebruns Pläne mussten um jeden Preis durchkreuzt werden. Laval malte Pétain aus, was eintreffen würde, wenn es dem Präsidenten gelingen sollte: die ganze Regierung würde nach Nordafrika übersiedeln und dort weiter Krieg führen, während Pétain und Laval machtlos dasitzen würden mit den Händen im Schosse und den deutschen Armeen überall im Lande ... Das wäre eine Katastrophe.

Der alte Marschall musste alle seine Kräfte einsetzen, um Lebrun dazu zu bringen, seine Signatur unter das Dokument zu setzen, das Laval und Marquet zu Mitgliedern des Kabinetts ernannte. Der Präsident wusste sehr wohl, was das bedeutete. Unterschrieb er – so war auch sein Widerstand gebrochen. Pétain musste darauf bestehen, schreibt einer von Lavals Historiographen. Ja, er musste mit dem Rücktritt drohen und die beginnenden Strassenunruhen und die soziale Revolution ausmalen...

Lebrun kapitulierte. Damit war die Afrikareise für immer aufgeschoben.

Pierre Laval hatte sein Spiel gewonnen.

Einige Tage vorher hatten die Deutschen ihre Bedingungen für die Einstellung der Feindseligkeiten überreicht. Mussolini hatte seinerseits seine Bedingungen für den Waffenstillstand bekanntgegeben. Sie sind hart, sagte Pétain in einer Rundfunkansprache, aber nicht entehrend. Die Kolonien, die Flotte und die Flugwaffe sind gerettet, hiess es in einem andern Communiqué des Ministerpräsidiums. Man war offenbar recht zufrieden, obgleich der Waffenstillstandsvertrag die Besetzung von drei Fünfteln des Landes, die Abrüstung der Armee, der Flugwaffe und der Flotte forderte, mit Ausnahme der Kräfte, die für die Aufrechterhaltung der Ordnung im Mutterlande und für die Verteidigung der Kolonien gebraucht wurden. Auch ein Teil der französischen Flotte wurde für koloniale Bedürfnisse freigegeben. Eine deutsche Riesenarmee sollte im Lande bleiben und die Häfen an der Küste im weiteren Verlauf des Krieges gegen England ausnützen – und die Kosten für den Unterhalt dieser Armee sollten von den Besiegten bestritten werden. In allen besetzten Teilen des Landes, das heisst in den nordfranzösischen Industriebezirken, in den fruchtbaren Ebenen in Beauce und in der Normandie, in den

Weinfeldern der Champagne, in Bourgogne und in der Gegend von Bordeaux, in den gewaltigen Industriegebieten des Ostens und in Le Greusot, in den Werftanlagen an der ganzen Atlantikküste – sollten die Gesetze der Besatzungsarmeen gelten. Der französischen Regierung aber wurde die Möglichkeit gegeben, ihren Sitz entweder im unbesetzten Frankreich oder in den besetzten Zonen zu wählen. Dieser sollte volle Freiheit zur Ausübung ihrer Tätigkeit gewährt werden.

Wenn die Deutschen in ihren harten Bedingungen einen Schritt weiter gegangen wären und die Flotte verlangt, Flug- oder Marinebasen in Nordafrika gefordert hätten, wenn Mussolini von Berlin die Erlaubnis bekommen hätte, in Tunis einzumarschieren, so wäre der Waffenstillstandsvertrag wahrscheinlich niemals unterzeichnet worden. Jetzt stellte sich Admiral Darlan (der heimlich eine Auslieferung der Flotte an die Engländer vorbereitet hatte, für den Fall, dass die Deutschen diese ganz forderten) auf die Seite Petains und Lavals. Sein Wort wog schwer; er hatte hinter sich die «unbesiegte» französische Flotte, den Schlüssel zum französischen Imperium.

Die Männer um Pétain und Laval waren davon überzeugt, dass das Britische Imperium innerhalb weniger Tage, höchstens innerhalb einiger Wochen besiegt sein würde. Auf Grossbritannien würde die Hand des Siegers am schwersten fallen. Man verlangt von uns, dass wir uns in das neue Europa einordnen, den deutschen Siegern, die sowohl qualitativ als auch quantitativ das führende Volk in Europa sind, die Leitung überlassen. Wir müssen uns mit einer bescheideneren Aufgabe begnügen: unseren eigenen Garten zu bewirtschaften, unser eigenes Haus aufzubauen, sagte Laval.

Unter solchen Verhältnissen waren die Waffenstillstandsbedingungen in Lavals Augen – vielleicht nicht in Petains – ziemlich annehmbar. Die Deutschen liehen sich die Kanalhäfen für einige Wochen und versprachen im Vertrag ausdrücklich, dass «so grosse Teile der besetzten Gebiete wie möglich unmittelbar nach dem Siege über England geräumt werden sollten.» Schlimmstenfalls würde das ganze Abenteuer bis zum Herbst vorüber sein, und wenn der Winter vor der Tür stand, konnte das Land mit vereinten Kräften an die Wiederaufbauarbeit gehen.

Für alle die Figuren, die in diesen Tagen um Laval kreisten – ob das

nun der Musikhändler Dommange mit der langen Nase oder der Multimillionär und Baske Ybarnegaray war, der unermüdliche, beinahe ganz taube Charles Maurras und seine Gesellschaft, alte konservative Professoren der Nationalökonomie, des Zivilrechts oder der Geschichte –, war der Waffenstillstand vielleicht eine Niederlage, aber auch ein aussenpolitischer Sieg. Der Sieg über Grossbritannien, neben Deutschland der Erbfeind der nationalistischen Clique, der Sieg über den Liberalismus und die Grossfinanz der City, der Sieg über das House of Commons. Neue Wege eröffneten sich für das von dem britischen Joch befreite Vaterland: man konnte jetzt – zwar unter deutschem Schutz – endlich eine Allianz mit Franco und vielleicht eines Tages auch mit Mussolini schliessen. Das Mittelmeer würde vielleicht nicht mehr ein französisches Meer bleiben, es würde aber aufhören, ein britisches zu sein.

Und schliesslich nicht zu vergessen: ein Sieg über den «inneren» Feind, über den Sozialismus, den Kommunismus, den bürgerlichen Liberalismus, den Parlamentarismus – über die Demokratie. Wir haben einen Krieg verloren, rief ein bekannter politischer Schriftsteller in Bordeaux aus, aber wir haben unseren grössten Sieg über den Todfeind der Nation, die Demokratie, errungen.

Der alte Marschall, der es mit seinen 84 Jahren schwer hatte, den sinnreichen Intrigen der erfahrenen Parlamentsmitglieder um die Macht zu folgen, fühlte die Katastrophe wie einen harten Schlag, aber auch wie eine Erleichterung. In seinen Augen war diese ein Fingerzeig Gottes. Ein Land, das sich von Gott abwendet, ein Land mit kinderlosen Familien, ein Land, das die Gebote Gottes vergessen hat, vor allem das «im Schweisse deines Angesichts sollst du dein Brot essen» ... ein solches Land verdient die härteste Strafe, damit es wieder zu den Tugenden der guten alten Zeit zurückfinde.

«Wir haben den Krieg verloren, weil wir verweichlicht waren», sagte Pétain in einer Radioansprache einige Tage nach der Kapitulation. «Die Genussucht hat zerstört, was der Opferwille aufgebaut hat.» Er forderte vor allem eine «moralische Aufrichtung».

Die Zukunft malte er in dunklen Farben. «Rechnet nicht auf die Hilfe des Staates», riet er, «sondern baut jetzt und in der Zukunft auf euch

selbst und eure Nachkommen. Ihr habt Entbehrungen zu spüren bekommen, neue Entbehrungen warten auf euch.»

Über die Waffenstillstandsbedingungen äusserte er unter anderem:

«Unsere Waffenehre bleibt unbefleckt. Die Regierung des Landes bleibt frei, und das Land wird von Franzosen geleitet werden.»

Das war nach Pétain das Positive im Vertrage.

Dann wies er den Weg in die Zukunft und sprach von einer Rückkehr zum Boden.

«Der Boden lügt nicht», rief er aus. «Er bleibt eure Zuflucht und Rettung. Der Boden ist das eigentliche Vaterland. Ein brachliegendes Feld ist ein Stück sterbendes Vaterland. Eine Fruchtbarmachung ist ein Stück Vaterland, das neu geboren wird.»

Einige Tage vorher hatte er Frankreich mit einem vom Hagel heimgesuchten Getreidefeld verglichen.

«Die französische Erde ist ebenso reich an Waffenehre wie an Versprechen», sagte er. «Es kommt vor, dass unser Bauer seinen Acker vom Hagel verwüstet findet. Er ist dennoch nicht über die kommende Ernte verzagt, und mit fester Zuversicht pflügt er dieselbe Furche für die zukünftige Saat.»

Die Allgemeinheit, die mehrere Wochen in Unkenntnis der militärischen Operationen gelebt hatte und erst bei der Begegnung mit den Deutschen zu ahnen begann, was vor sich ging, war auch während der Tage des Staatsstreichs in Bordeaux sich selbst überlassen. Der grössere Teil des Landes war vom Feinde besetzt und ohne Presse und Radio. In der noch freien Zone schwieg der Rundfunk, und die Presse hatte nichts zu melden. Die Palastrevolution war ein Coup alten Stils: er geschah hinter den Kulissen. Vor der Öffentlichkeit wurde er in Dunkel gehüllt.

Dass dies mit solcher Leichtigkeit verwirklicht werden konnte, erklärt sich aus den herrschenden Verhältnissen. Die Parteien waren zersplittert und verstreut. Eine Presse gab es nicht mehr. Die Armee war keine Armee mehr. Der in der Phantasie des Volkes mit einer unbestreitbaren Gloriole umgebene alte Heerführer von Verdun, Philippe Pétain, der sich an die Spitze der Kapitulation und der Wiederaufbauarbeit stellte, liess diejenigen, die die Absicht hatten, Widerstand zu leisten, im letzten Au-

genblick zurückschrecken. Es war ein Wrack, das Pierre Laval in Bordeaux enterte. Die Besatzung war geflohen.

Die Gleichgültigkeit aber, mit der das französische Volk seiner Niederlage und seiner in Bordeaux begonnenen nationalen Revolution begegnete, findet ihre Erklärung hauptsächlich darin, dass das Volk den Ereignissen fremd gegenüberstand. Es fühlte sich nicht mitschuldig an der Niederlage und schob die Schuld in erster Linie auf die Generäle – und dann auf die Staatsmänner. Es fühlte sich während der dramatischen Junitage nicht einmal besiegt, nur verlassen und verraten.

Wochen und Monate nach der Kapitulation suchten die Leitenden auf beiden Seiten der gezogenen Demarkationslinie nach einem französischen Erwachen zur Selbstbesinnung. Diese Gleichgültigkeit angesichts der Katastrophe frappte nicht nur die Siegerherren in Paris, sondern auch die Führer der nationalen Revolution. Unzählige fremde Beobachter konnten sich darüber beklagen, dass die Franzosen sich nicht schämten, dass sie nicht Busse taten, oder nicht zum mindesten ihre Sünden und Vergehen bekannten. Es ist schwer, auf den Grund einer Volksmeinung zu schauen, und obgleich es sicher hunderttausende von Franzosen gegeben hat, die bittere Tränen über die Kapitulation und deren Folgen vergossen und geschworen haben, eines Tages sich zu rächen, war doch die Gleichgültigkeit ein charakteristischer Zug der französischen Einstellung.

Der Zusammenbruch erfolgte nämlich so unerwartet und so total, dass er sich einer vernünftigen Beurteilung entzog. Er kam wie eine Naturkatastrophe. Es war nichts, worüber man sich schämte. Es war etwas, wovor man sich beugte – in der Erwartung besserer Zeiten.

Die Goupmacher in Bordeaux glaubten, hinter sich eine reuevolle und zur Busse bereite Volksmeinung zu haben, mit deren Hilfe sie einen neuen Staat und ein neues Land aufbauen konnten. Es sollte sich bald zeigen, dass sie nichts anderes hinter sich hatten als eine gleichgültige Masse, die erst nach einem längeren Zusammenleben mit den Besatzungstruppen und nachdem die Aussichten für einen schnellen Sieg über

England verblassten, zur Besinnung kam – aber auf eine ganz andere Weise, als man sich das in Bordeaux gedacht hatte.

Die Revolution in Vichy

Zum drittenmal war die grosse Autokarawane aufgebrochen, dieses Mal um von Bordeaux nach Clermont-Ferrand zu fahren, der Heimatstadt Lavals und der vorgesehenen Hauptstadt der neuen Regierung. Mehrere Tage lang hatten die Autokarawanen die von den deutschen Truppen besetzten Strassen eingenommen und waren dann über das trüffelreiche Périgord in die Berge der Auvergne weitergefahren. Clermont-Ferrand verfügte aber über keine modernen Hotels und hatte ausserdem eine allzu zahlreiche Industriebevölkerung. Nach einigen Tagen erzwungenen Aufenthalts setzte die Karawane zum viertenmal nach dem einige Meilen entfernten Vichy fort – dem berühmten Kurort für Leberkranke.

Es lag etwas Symbolisches in dieser Wahl der Residenzstadt. Keine Stadt in Frankreich kann mehr ausserhalb der französischen Wirklichkeit liegen als dieser etwas stutzerhafte Kurort am Allierfluss. Hier gibt es keine Bevölkerung im eigentlichen Sinne des Wortes. Hotelwirte, Bediente, einige Rentiers und Beamte – und eine grosse Schar Mitbürger, die ihre Leber durch Missbrauch von Essen und Trinken zerstört haben. Es gibt dort weder Bürger, Arbeiter noch Bauern. Aber bei der Wahl eines Aufenthaltsortes spielten diese Faktoren offenbar keine so grosse Rolle: es galt eine Stadt zu finden, die über eine Anzahl grosser und moderner Hotels verfügte. Dass man gerade einen Kurort in der Auvergne wählte, ist wohl Pierre Laval zuzuschreiben, der in dieser Provinz sowohl der Besitzer von Kurorten, Hotels, Zeitungen, als auch Landbesitzer ist. Der ungekrönte König der Auvergne.

Bei der Ankunft in Vichy war der verfassungspolitische Kampf noch nicht zu Ende geführt. Bereits vor seinem Eintritt ins Kabinett Pétain hatte Laval jedoch seinen Plan fertig und in grösster Heimlichkeit sich über diesen mit dem Marschall unterhalten, der seine Zustimmung gegeben hatte. Dieser Plan ging darauf aus, nicht nur das parlamentarische

System, sondern auch die Republik und deren gewählten Präsidenten abzuschaffen. Auf den Ruinen des alten Systems sollte ein «autoritärer» Staat errichtet werden, für den Pierre Laval sich erbot, die Richtlinien aufzuzeigen. Es sollten dabei die bereits in den Nachbarländern gemachten Erfahrungen – vor allem in Spanien, wo Pétain selbst Gelegenheit hatte, das System zu studieren – beachtet werden.

Der alte Marschall Pétain glaubte vermutlich, auf diesem Gebiet nicht ganz ohne Erfahrungen zu sein, nachdem er im Sommer 1934 mit Gaston Doumergue zusammengearbeitet hatte, der mit André Tardieu eine Verfassungsreform durchzudrücken versuchte. Der Versuch war bekanntlich an dem Widerstand der bürgerlichen Linken und der gemäßigten Rechten gescheitert und hatte mit Doumergues Fall geendet. Pétains Stellung in Vichy hatte eine gewisse Ähnlichkeit mit der Doumergues vor sechs Jahren. Anstelle von Tardieu spielte jetzt Laval die Rolle des Souffleurs.

Die heimlichen Verhandlungen zwischen Pétain und Laval schlossen sowohl Lebrun als auch die Sprecher der Kammern und den gesamten Ministerrat aus. Diese durften nichts von den Absichten Pétains und Laval wissen, obgleich sie vermutlich böse Ahnungen hatten. Dass aber der alte Marschall, der mehr als 50 Jahre der Republik und dem Staate gedient hatte, sich von seinem erfahrenen Mitarbeiter und Souffleur verleiten liess, unter vier Augen das zukünftige Schicksal des Landes zu bestimmen, ist bezeichnend für die Coup- und Verschwörungsumsphäre, in die er geraten war. Während der Präsident Lebrun nach der noch immer geltenden Verfassung Chef des Marschalls war, konspirierte der Marschall mit der Absicht, ihn abzusetzen. Pétain selbst hatte jedoch nicht das Herz, Lebrun mitzuteilen, welches Schicksal ihn erwartete; es war Pierre Laval, der während des Aufenthalts in Clermont-Ferrand den Staatschef im «Royal» auf suchte. Von ihrem Gespräch ist nichts an die Öffentlichkeit gelangt, man hat aber allen Grund zu der Vermutung, dass der Präsident den Drohungen nachgab. Er liess sich wie einen gewöhnlichen Beamten absetzen, war aber davon überzeugt, dass er rechtswidrig behandelt wurde.

Ebenso wie er das Spiel in Bordeaux geleitet hatte, leitete Pierre Laval das Manöver in Vichy. Durch seine Vertrautheit mit dem parlamentarischen Milieu, seine persönlichen Stützpunkte in allen Parteien und eine

vollkommene Respektlosigkeit vor Formen gelang es ihm, in Rekordzeit die politische Revolution durchzuführen. Er weigerte sich, den von ihm zusammen mit Pétain ausgearbeiteten Vollmachtsvorschlag im Ministerrat diskutieren zu lassen und hielt seine wirklichen Absichten, bis er vor die Nationalversammlung trat, geheim. Diese trat bei offenen Türen unter einem heftigen Druck seitens der Presse zusammen. Eine Diskussion durfte nicht stattfinden, und der Vorschlag musste gutgeheissen oder verworfen werden, wobei deutlich zum Ausdruck gebracht wurde, dass eine Ablehnung eine Militärdiktatur zur Folge haben würde.

Innerhalb des Kabinetts konnten solche Methoden nicht mit Erfolg angewendet werden. Weder Laval noch Pétain konnten sich weigern, Fragen, die von Lebrun oder den Ministern gestellt wurden, zu beantworten und sich schwerlich entziehen, sachlicher Kritik Beachtung zu zeigen. Jedesmal, wenn im Kabinett ein Versuch gemacht wurde, den Vorschlag zur Debatte zu stellen, wurde dies von Laval mit den verschiedensten Vorwänden abgewiesen. Einmal wandte er dem Präsidenten und den Ministern den Rücken und ging seines Weges. Er fürchtete sie nicht mehr.

Durch seine Freunde und Mitarbeiter hatte Laval im Übrigen den von den äusseren Ereignissen bereits stark geschwächten Widerstand der Opposition auf gelockert. Ein offener Bruch mit Grossbritannien war eingetreten, seitdem das britische Mittelmeergeschwader an einem der ersten Tage des Juli einen gewaltsamen Angriff auf französische Flottenkräfte im Hafen von Oran unternommen hatte. Es bliesen starke antibritische Winde, die von dem Aussenminister Baudouin eifrig dirigiert wurden. Pétain griff Winston Churchill öffentlich heftig an. Der Propagandaminister Prouvost, der in seiner Eigenschaft als Direktor des Pariser «Soir» jahrelang britische Propaganda betrieben hatte, wandte sich nun in einer mit herabsetzenden Schmähworten gespickten Rede gegen England. Die französische Niederlage wurde beinahe wie eine Befreiung von dem britischen Joch dargestellt. Die Franzosen waren nicht viel mehr als englische Söldner gewesen... Pierre Lavals aussenpolitische These war zur Magna Charta der Vichyregierung geworden.

Der Bruch mit England hatte die letzten Bande mit der Aussenwelt zerrissen. Aber auch ohne diesen stand die Opposition gespalten und zögernd. Um Pierre Laval sammelten sich immer mehr Überläufer. Aus dem sozialistischen Lager meldeten sich unzählige Freiwillige, vor allen der aus dem Volksfrontkabinett Léon Blums komisch berühmte Spinasse, Hochschulingenieur und Sozialreformer. Er legte eine Begrüßungsmiene an, erklärte seinen Bruch mit den ehemaligen Freunden (womit Léon Blum gemeint war) und meldete sich als Vorkämpfer der nationalen Revolution. Zu ihm gesellten sich einige Gewerkschaftsbonden und weniger bekannte Exsozialisten. Sie waren plötzlich von einem nationalen Pathos beseelt, von dem man früher keine Spur gesehen hatte.

Die stärkste Stütze bekam Laval zweifellos von dem Kreis um Charles Maurras, der in Laval den Mann sah, der das Land von der Demokratie befreien und einen Weg für ein absolutistisches Regime bahnen konnte. Bei einer der von Laval organisierten heimlichen Zusammenkünfte der Kammer, die im Kasino in Vichy stattfanden, fiel der Royalist Vallat plötzlich Spinasse um den Hals. Laval, der anwesend war, nahm die Gelegenheit wahr, um etwas über die nationale Verbrüderung zu sagen. Bald drängte man sich eifriger und heftiger um den starken Mann als um irgendeinen Regierungsbilder in den Tagen der Republik.

Natürlich schlossen sich alle mit dem Faschismus Sympathisierenden Laval an, obgleich sie faktisch keine Volksmeinung im eigentlichen Sinne vertraten. Von grösserem Gewicht war der Anschluss leitender Kreise der konservativen Beamten – man sah unter den eifrigsten um Laval Professor Barthélémy, der jahrzehntelang Verfassungsrecht an der Pariser Universität gelehrt hatte. Und dann natürlich ein langer Schwanz von sogenannten Intellektuellen.

Die Opposition kam von gemässigter Seite – gemässiger bürgerlicher Seite. Die grossen Parteien hatten alle die Waffen gestreckt. Der alte Führer der Rechten Louis Marin, der jahrzehntelang regelmässig in der Deputiertenkammer aufgetreten war, um die Rechte der vom Volke gewählten Versammlung gegen die missbrauchten Regierungsvollmachten zu verteidigen, liess sich nicht hören. Die bürgerliche Linke – Daladiers

und Herriots Partei – lag in Trümmern, und man rettete sich von dem sinkenden Schiff. Die Überläufer gingen zu Laval. Pierre-Etienne Flandin, der den gemässigten Flügel der Rechten vertrat, widersetzte sich dem eigentlichen Vollmachtentorschlag nicht, machte aber Einwände, die bereits während der Nationalversammlung ein grelles Licht auf die verbitterten persönlichen Gegensätze um die Person Pétains warfen. Was schliesslich die Sozialisten betrifft, so ist hier wohl nicht viel zu sagen. Die Gegner Blums rieben sich die Hände darüber, endlich Blum losgeworden zu sein. Paul Faure war ein eifriger Gast Pierre Lavals im Hotel du Parc in Vichy. Die sogenannten Blumisten wiederum verhielten sich still und bescheiden oder konspirierten durch Zwischenhände, sie fürchteten Abrechnungen!

Eine kleine Gruppe gemässigter Senatoren und Deputierter, in ihren Bestrebungen von Jeanneney und Herriot ermuntert, mit zwei Schwerekriegsbeschädigten des Weltkrieges – Taurines und Doran – an der Spitze, versuchten während der Verhandlungen die Legalisierung des Staatsstrechs zu verhindern. Hinter diesen standen sicher eine grosse Anzahl Deputierter und Senatoren aus allen Lagern, welche aber doch zu ängstlich waren, um etwas für die Sache zu wagen. Wenn die Opposition Siegesaussichten gehabt hätte, hätten sie sich mit Pauken und Trompeten zu ihr gesellt.

Der Vollmachtsvorschlag, den Pierre Laval verfasst und für den er Marschall Pétains Zustimmung erhalten hatte, lautete folgendermassen:

«Die Nationalversammlung überlässt der Regierung der Republik in der Person Marschall Pétains unbegrenzte Vollmachten, um durch eine oder mehrere Verordnungen die neue Verfassung des französischen Staates bekannt zu geben. Diese Verfassung soll die Rechte der Arbeit, der Familie und des Vaterlandes garantieren. Sie soll von den Versammlungen, die von der neuen Verfassung vorgesehen werden, ratifiziert werden.»

Die Opposition hatte einen Gegenvorschlag eingereicht, der sich in allen wesentlichen Punkten von dem vorhergehenden unterschied. Dieser ging nämlich darauf aus, die Verfassung von 1875 bis zum «Friedensschluss» zu «suspendieren» und Marschall Pétain alle Vollmachten zu geben, um in dieser verfassungslosen Zwischenperiode die Ordnung

aufrecht zu erhalten und für die ökonomische und politische Gesundung des Landes zu arbeiten. Gleichzeitig sollte ihm der Auftrag erteilt werden, in Zusammenarbeit mit den zu diesem Zwecke ausersehenen parlamentarischen Ausschüssen die Richtlinien für eine Verfassung auszuarbeiten, die dem Volke, nachdem das Land von den feindlichen Besatzungstruppen geräumt war, zur Begutachtung vorgelegt werden sollte.

Wäre dieser Vorschlag angenommen worden, so wäre der ganze Plan Lavals zunichte gewesen. Er setzte auch in den Tagen vor dem Zusammentritt der Nationalversammlung alle seine Kräfte ein, um sowohl den Marschall Pétain als auch alle Senatoren und Deputierte, die sich in Vichy befanden, von der Notwendigkeit zu überzeugen, den Vorschlag der Opposition zu verwerfen. Um diejenigen, die durch den ursprünglichen Plan ihres Honorars als Parlamentsmitglieder beraubt worden wären, zu entwaffnen, willigte er doch ein, die beiden Kammern fortleben zu lassen, bis die wirkliche Verfassung in Kraft trete.

Es ist sehr wahrscheinlich, dass Marschall Pétain mit einem halben Ohr auf die Opposition gehört hat, die von allgemein geachteten Frontsoldaten des Weltkrieges geleitet wurde, Männer, die in den heissen parlamentarischen Kämpfen immer auf der Seite der Ordnung und des Vaterlandes gestanden hatten und die unter ihren Freunden im Lager der Frontsoldaten grosse Sympathien genossen. Laval aber beseitigte diese Zweifel bei Pétain damit, dass er ihm die Folgen eines Missglückens des von ihm entworfenen Vollmachtsvorschlages ausmalte. Pétain und Laval würden nicht nur verhindert werden, eine neue Verfassung zu entwerfen, sondern auch die politischen Parteien würden in der Erwartung des Friedens vermutlich wieder aus der Asche auferstehen. Einige Monate später, ja vielleicht in einigen Wochen, wenn der wohlthuende Schreck, den die katastrophale Niederlage bei vielen Politikern hervorgerufen hatte, dem Nachdenken wiche, würden die Intrigen um die Person des Marschalls von neuem aufblühen. Die alten Parteiführer würden, unterstützt von Lebrun, Herriot und Jeanneney, mit ihren Forderungen kommen, die Kommunisten würden Verteidiger finden, die Anhänger Churchills und Roosevelts würden sich immer mehr in Erinnerung

bringen. Das Land würde bald vor einer Katastrophe stehen, die schlimmer wäre als die erste: soziale Revolution, politische Zersplitterung und vielleicht offener Konflikt mit dem überall siegenden Deutschland.

So willigte Pétain darin ein, Laval freie Hände zu geben. Der Vollmachtsvorschlag sollte angenommen werden so wie er war, ohne Änderungen – oder... Ja, Laval wurde es überlassen, die Alternative aufzuzeigen, und diese eröffnete erschreckende Perspektiven. Er drohte in privaten und öffentlichen Zusammenkünften mit einer Militärdiktatur, einer totalen Besetzung des Landes durch die deutschen Truppen, sozialen Unruhen, totalem Bankrott, Hungersnot – mit allem.

Vergeblich versuchte die Opposition einen Paragraphen durchzusetzen, der forderte, dass die vom Marschall später ausgearbeitete Verfassung von der Zustimmung der Nation oder des Volkes abhängig gemacht werden sollte, anstatt von den sogenannten ratgebenden oder korporativen Versammlungen, die der Staatsschef selbst auswählte, gutgeheissen zu werden. Pierre Laval wies die Bemerkungen mit Ausflüchten oder schlechten Witzen ab. Keine Volksabstimmung, sagte er vollkommen ernst, das endet mit Napoleon! (Keiner in der Versammlung protestierte oder lachte.) Die Zustimmung des Volkes, sagte Laval, aber wie glauben Sie, dass Männer, denen die Nationalversammlung das Vertrauen ausgesprochen hatte, eine Verfassung ausarbeiten könnten, die nicht dem Willen des Volkes und der Nation entspreche?

Die Einstellung war im Vornhinein klar. Der Wille des Volkes – welches dieser war, würde man nicht das Volk oder die Nation befragen, sondern den würden die neuen Herren bestimmen. Sie wussten, was das Volk wünschte und brauchte: sie vertraten den wahren Volkswillen.

Es war eine resignierte, müde und gleichzeitig im Innersten zu Tode erschreckte Nationalversammlung, die mit imponierender Majorität den Vorschlag Lavals guthieß. Die Senatoren hatten sich am längsten gesträubt, weniger aus Ergebenheit für die Republik als aus Korpsgeist. Sie wollten nicht in denselben Sack gesteckt werden wie die Deputierten, die von dem neuen Regime offen angeklagt wurden, den Anlass zu Krieg und Niederlage gegeben zu haben. Senator Léon Bérard, den Laval oft

zur Hand gehabt hatte, wenn es darauf ankam, den Senat zu beruhigen, ergriff das Wort und unterstrich, dass alles anders gekommen wäre, wenn der Senat hätte bestimmen können: es wäre weder zum Krieg noch zur Niederlage gekommen. Pierre Laval stimmte diesem *satisfecit* unvorbehalten zu. Der Senat konnte mit erhobenem Haupt seine politische Existenz opfern; sein Ansehen war gerettet.

Während der Diskussion in der Nationalversammlung hatte Pierre-Etienne Flandin Ausführungen gemacht, die aufmerksam zur Kenntnis genommen worden waren. Es war eine persönliche Stellungnahme.

«Wenn das Land so tief sinkt», sagte er, «so ist es vielleicht weniger der Fehler der vom Volke gewählten Versammlungen oder der Regierungen – als der Fehler der Bürokratie.»

Er warnte davor, in der neuen Verfassung servil fremde Systeme nachzuäffen.

«Der französische Boden muss französisch bleiben», rief er aus, «wenn wir bei unseren ehemaligen Gegnern Achtung gewinnen sollen. Man kann das Recht, Propaganda zu treiben, abschaffen, aber lasst uns nicht an die Gedankenfreiheit rühren. Die kommunalen Freiheiten, die in der Geschichte unseres Landes eine so grosse Rolle gespielt haben, müssen erhalten bleiben.»

Pierre Laval liess sich nicht düpieren; er fühlte, dass die Rede eine deutliche Spitze gegen seine eigene Person enthielt. Aber er hütete sich, dieses vor der Versammlung merken zu lassen. «Tief ergriffen habe ich der Rede meines Freundes Flandin zugehört», sagte er. «Ich heisse seine Schlussfolgerungen ohne irgendwelche Reservationen gut.»

Von diesem Augenblick an war die alte Feindschaft zwischen Laval und Flandin von neuem aufgelebt.

Andere Kräfte und Strömungen rührten sich hinter der Maske der Einhelligkeit in der Nationalversammlung oder hinter ihren Kulissen. Es waren vor allem viele, die von grossen sozialen und nationalen Umwälzungen träumten und wünschten, dass der Vollmachtsvorschlag gewisse «revolutionäre» Richtlinien enthalten sollte, die der zukünftigen Verfassung des Marschalls zugrunde gelegt werden würden. Weder Pétain noch Laval wollten etwas gutheissen, was ihre zukünftige Handlungsfreiheit

eingeschränkt hätte; da aber der Vorschlag dieses Mal aus Kreisen kam, welche offen ihre Treue zu dem neuen System bekundeten, willigte Laval darin ein, dass dieser in Form eines Manifestes der Nationalversammlung «eingereicht» werde. Die Initiatoren des Manifestes, das von etwa 70 Mitgliedern der Deputiertenkammer unterzeichnet wurde, waren Gaston Bergery und Marcel Déat, aber unter den Unterzeichnern fand man im Übrigen Vertreter aller Richtungen und Parteien.

Dem Inhalt nach war ihr Programm in keiner Richtung sensationell. Man kannte es aus den Pressediskussionen vor dem Kriege. Es riet somit von einer Zusammenarbeit mit Grossbritannien ab und befürwortete eine europäische Neuordnung, in welcher Frankreich die Rolle eines Vermittlers zwischen der germanischen Welt und den lateinischen Ländern spielen sollte. Die Verfasser des Manifestes gaben ihrer Überzeugung Ausdruck, dass Hitler nicht die Dummheiten von 1919 wiederholen würde und dass Frankreich deshalb mit einem ehrenvollen Platz in dem neugeordneten Europa rechnen konnte.

Der Rest war sehr verstreutes Gedankengut, das abwechselnd bei Stalin, Hitler und Roosevelt hergeholt, aber so zusammengestellt war, dass es alle denkbaren «Revolutionäre» und «Konservative» unter einen Hut sammeln konnte, wobei jedem ein Sicherheitsventil für die Zukunft gelassen wurde.

Die neuen Führer konnten deshalb das Manifest als vollkommen harmlos ansehen, und Laval stimmte seinen Grundgedanken zu.

Pierre Laval war ebenfalls Anhänger der nationalen Revolution.

Am 11. Juli veröffentlichte der neue Staatschef, Marschall Philippe Pétain, die ersten Verfassungsverordnungen in Übereinstimmung mit den Machtbefugnissen, die ihm die Nationalversammlung bewilligt hatte.

Eine erste Verordnung schuf die Verfassung vom Jahre 1875 ²⁴. Gemäss dieser Verordnung übernahm der Marschall das Amt des Chefs des Französischen Staates (Chef de l'Etat Français). Die Republik wurde nicht mehr erwähnt. Eine zweite Verordnung überliess die gesamte Regierungsmacht dem Staatschef. Die Minister wurden demnach vom Staatsschef ernannt und abgesetzt. Bis auf weiteres – das heisst bis die

neuen Versammlungen gebildet waren, die von der neuen Verfassung geschaffen werden sollten – übte der Staatschef auch allein die gesetzgebende Gewalt aus. Die einzige Beschränkung seiner absoluten Macht war, dass er nicht das Recht hatte, Krieg zu erklären, sondern erst die Zustimmung der noch bestehenden Kammern einholen musste. Am 13. Juli wurde eine zusätzliche Verordnung erlassen, nach der Pierre Laval zum Nachfolger des Marschalls ausersehen wurde, falls dieser aus nicht vorauszusehenden Gründen verhindert sein sollte, das Amt des Staatschefs weiter auszuüben.

Damit war die langsame und geduldige Arbeit Pierre Lavals mit Erfolg gekrönt worden. Gemäss der Verfassung war er jetzt nicht nur de facto Regierungschef in dem neuen Staate, er war der Kronprinz des neuen Regimes.

Zur gleichen Zeit, wo die Verfassung verkündet wurde, wurde die erste Regierung gebildet.

Deren Zusammensetzung sprach deutlich ihre eigene Sprache: die nationalrevolutionären Elemente der Nationalversammlung hatten keinen Sieg davon getragen. Die konservativen Bürokraten hatten die wichtigsten Posten mit Beschlag belegt. Charles Maurras' Schule vollzog ihren Eintritt in den autoritären Staat.

Laval und Marquet waren fast die einzigen in der neuen Regierung, die aus dem sogenannten revolutionären Lager kamen. Die meisten übrigen Minister – Justizminister Alibert, Landwirtschaftsminister Caziot, Kolonialminister Leméry, Familienminister Ybamégaray – gehörten Maurras' Kreis an.

Der vorherrschende Zug der neuen Regierung – und das einigende Band – war ihre ausgeprägte Englandfeindlichkeit. Aber auf fast allen anderen Gebieten herrschten schon von Anfang an in der neuen Regierung fundamentale Meinungsverschiedenheiten. Die Majorität wünschte eine konservative «Revolution» und eine vorsichtige Zusammenarbeit mit den Deutschen. Die Minorität wünschte eine vorbehaltlose Zusammenarbeit mit den Siegern und eine faschistische Umwälzung.

Der Nationalfeiertag am 14. Juli wurde in den von den Deutschen besetzten Gebieten, das heisst in drei Fünfteln des Landes, wo die Beflagung von den Besatzungsbehörden verboten wurde, nicht gefeiert. Aber in der neuen Hauptstadt Vichy defilierten die besiegten französischen

Armeen vor dem neuen Führer, der demonstrativ an der Hochmesse teilnahm. Die katholische Kirche wurde damit aufgefordert, an dem neuen Staate teilzunehmen.

Während zwischen den konservativen Coupmachern und den sogenannten nationalen Revolutionären in Vichy ein Kampf auf Leben und Tod begann, entliessen die französischen Generäle die Truppen auf dem Place Jaude in Clermont-Ferrand und tauschten vor einem dünnbesetzten und erstaunten Publikum, das geglaubt hatte, die Generäle hätten den Krieg verloren, untereinander Ordensauszeichnungen für Grosstaten während des Junifeldzuges aus.

Auf der Jagd nach den Schuldigen

Während der Wochen und Monate nach der Nationalversammlung in Vichy beschäftigten sich die Behörden und die Presse weniger mit der Zukunft als mit der Vergangenheit. Man suchte nach den Schuldigen für die Katastrophe. Die Hitzigsten sprachen davon, dass ein Exempel statuiert werden müsse und die Schuldigen gehängt werden sollten. Andere – gemässigtere – verlangten die Errichtung eines Sondergerichts, das den Auftrag bekommen sollte, die Schuldfrage zu untersuchen und die Schuldigen zur Verantwortung zu ziehen. Bereits während der Verhandlungen in der Nationalversammlung hatte einer von Pierre Laval's Sekundanten, der junge Tixier-Vignancourt, mit unerhörter Heftigkeit «Gerechtigkeit» gefordert. Diese Forderung wurde einige Wochen später von Pierre Laval erfüllt, der den Marschall dazu veranlasste, durch eine Verordnung einen «höchsten Gerichtshof» in Riom, einige Meilen von Vichy entfernt, einzusetzen. Einige Zeit darauf wurde gegen Gamelin, Daladier, Cot (der nach den Vereinigten Staaten geflohen war) die Anklage erhoben; die ersteren sperrte man in ein altes verfallenes Schloss, das zum Gefängnis verwandelt worden war, ein. Gleichzeitig wurden mehrere bekannte Politiker in Schutzhaft «internement administratif» genommen. Paul Reynaud, Pomaret, Dormoy, Léon Blum und viele andere wurden auf Grund dieser Verordnung in Gefängnisgewahrsam genommen, da sie «eine Bedrohung der allgemeinen Sicherheit darstellten».

Von Anfang an zeigte es sich klar, dass «man» – das heisst die neuen Herren in Vichy – keine objektive Untersuchung erstrebte, sondern ein Mittel, um eine im Voraus aufgestellte Theorie, die sowohl für den Staatsstreich in Bordeaux als auch für die Revolution in Vichy als Grundlage gedient hatte, zu beweisen.

Diese Theorie ging einerseits darauf aus, zu erklären, dass die französische Diplomatie jahrzehntelang nur ein blindes Werkzeug in den Händen des britischen Imperialismus gewesen war, andererseits, dass das parlamentarische System, die Freimaurerei und das internationale Judentum sich der politischen Parteien für ihre imperialistischen und grosskapitalistischen Ziele bedient hatten.

Es war deshalb auch von geringerer Bedeutung, festzustellen, warum man den Krieg «verloren» hatte. Von entscheidender Bedeutung war dagegen, zu zeigen, warum man den Krieg «erklärt» hatte. Als Hauptschuldiger stand Edouard Daladier im Vordergrund. Die Kriegserklärung, hiess es, war ungerechtfertigt. Deutschland hatte niemals aggressive Absichten gegen Frankreich gehegt. Lucien Romier, der auch im Ausland bekannte Journalist des «Figaro», der vor und während des Krieges im selben patriotischen Geist wie seine Berufsgenossen geschrieben hatte, stimmte in den allgemeinen Pressechor ein und versicherte jetzt, dass das französische Volk niemals den Krieg gewollt hatte. Der ehemalige Aussenminister im Kabinett Daladier, Bonnet, trat öffentlich auf und behauptete, beweisen zu können, dass man den Krieg hätte verhindern können, wenn man ihm gestattet hätte, seine Verhandlungen mit Ciano und Mussolini fortzusetzen, die darum gingen, freie Hände für die deutschen Armeen in Polen zu erwirken. Das Foreign Office, sagte Bonnet, wollte den Krieg. Der schwache Daladier hatte den britischen Kriegshetzern nachgegeben.

Die Haltung der Presse war bemerkenswert. Dieselben Publizisten, die Monat für Monat Daladier und Reynaud als den grossen Männern gehuldigt und den deutschen Reichskanzler mit allen möglichen Namen benannt hatten, schlugen jetzt ungeniert um. Pierre Laval war gross. Daladier nannte man einen Trinker und Paul Reynaud wurde ein britischer Agent. Adolf Hitler wurde zu dem grossen Friedensmakler in Europa erkoren.

Die Polemik gegen England wurde immer heftiger. Die Zensur, die

eine strengere Kontrolle als jemals während des Krieges ausübte, liess alle Angriffe gegen Winston Churchill durch, der nach der Tragödie von Oran zum Mörder gestempelt wurde. Man grub alten Groll gegen die britische Politik aus. Besonders beleuchtete man Englands «provozierendes» Auftreten während der abessinischen Krise und stellte ein für allemal fest, «dass London die Franzosen zu einem Krieg gegen Hitler gezwungen hatte». In der Umgebung Lavals verhehlte man keineswegs, dass der Gerichtshof in Riom vor allem beweisen sollte, Frankreich habe ohne eigentliche Gründe Deutschland angegriffen. Mit anderen Worten: ein «französischer» Gerichtshof sollte den siegenden Gegner von aller Mitverantwortung am Ausbruch des Krieges freisprechen. Die Initiatoren dieser merkwürdigen Taktik wollten natürlich damit das stürzende System, die Republik, endgültig kompromittieren.

Der zweite Schritt war bald getan: Freimaurer und Juden, die Hitlers Untergang geschworen haben, hatten hinter den Kulissen an den Drähten gezogen und das Vaterland mit Haut und Haar dem britischen Imperialismus ausgeliefert. Die heftigsten Angriffe gegen Juden und Freimaurer wurden in dem Regierungsorgan «Action Française» veranstaltet. Charles Maurras, der alte Deutschenfresser von Rang, der seit der Jahrhundertwende jeden Morgen unermüdlich die Ausrottung der Deutschen gefordert hatte, warf jetzt fröhlich Juden und Freimaurern vor, die Nationalsozialisten ausgerottet haben zu wollen.

Der Angriff auf die Freimaurer hatte seinen Grund. Die Freimaurerei – das heisst die in französischer Form blühende politische Freimaurerei – hatte in der Dritten Republik und vor dieser eine enorme Rolle gespielt. Dadurch, dass man die Freimaurerei als eine Art deus ex machina hinstellte, hatte man die Möglichkeit, alle politischen Gegner als Freimaurer zu stempeln. Pétain persönlich sah natürlich in der Freimaurerei einen Feind der Kirche – ohne daran zu denken, dass die Freimaurerei im Grunde eine Folge der Politisierung der Kirche im 17. Jahrhundert war. Er hatte deshalb nichts dagegen, dass die heimlichen Logen verboten wurden.

Schwieriger war es Pétain gefallen, der antisemitischen Gesetzgebung zuzustimmen, die Pierre Laval mit Adrien Marquets Hilfe durchsetzte.

Nicht zum Geringsten deshalb, weil man im Vatikan seine Missbilligung einer solchen Gesetzgebung ausgesprochen hatte. Aber für den Marschall persönlich, wie für viele in seiner Umgebung, war das Judentum so intim mit Sozialismus, Kommunismus und sozialem Umsturz verbunden, dass er schliesslich nachgab. Er wünschte nur, dass man zwischen «akzeptablen» Juden und anderen Juden unterscheiden möge. Deshalb entliess man zum Beispiel den Chef der Bibliothèque Nationale, Julien Cain, der kein «akzeptabler» Jude war, während der Finanzexperte Jacques Rueff im Kabinett bleiben durfte, weil er ein Jude der richtigen Sorte war. Im Übrigen war dies immer Charles Maurras' Taktik gewesen: es gab «rechtdenkende» Juden, die jahrelang die «Action Française» finanziert hatten.

Sowohl der Krieg gegen die Freimaurerei als auch die Übergriffe gegen Franzosen jüdischer Herkunft stiess bei der Allgemeinheit auf geringes Verständnis. Die Freimaurerei blühte mehr als jemals und die meisten Franzosen fühlten sich vielleicht zum erstenmal judenfreundlich. Die Allgemeinheit sah in diesen Massnahmen nur eine servile Nachahmung der siegenden Macht.

Mit dieser von dem neuen System fabrizierten Schuldtheorie, die täglich von der Presse und den Radiosendungen eingehämmert wurde, wollte man ganz einfach den Verdacht von denjenigen abwenden, die natürlich in erster Linie hätten verdächtigt werden sollen. Stattdessen bekam die Presse den Auftrag, dem französischen Volk vorzuwerfen, dass es jahrzehntelang in Saus und Braus gelebt hatte, nicht in die Kirche gegangen war, aufgehört hatte an Gott zu glauben, keine Kinder mehr bekam und nicht mehr arbeitsam und fleissig war. «Das Volk hat in der Vorstellung gelebt, das Leben bestehe aus Ferien und nicht aus Arbeit, und der Staat – die Republik! – sei hauptsächlich dazu da, Ausflüge für ferienhabende Kleinbürger und Arbeiter zu organisieren.» So war der Ton in dem neuen System. Grossen Wahrheitsgehalt gab es natürlich in dieser Art Selbstkritik nicht: es war nicht das «Volk», das seine Ferien in Deauville und Cannes verbrachte oder Wintersport in Chamonix betrieb.

Der einfache Zeitungsläser konnte mit dem besten Willen kein Schamgefühl aufbringen. Er schob die Schuld auf jemand oder etwas an-

deres. Von seiner eigenen persönlichen Unschuld war er überzeugt.

Das vollkommene Fiasko der französischen Flugwaffe während der Kriegsmonate von 1940 pflegte man als Schulbeispiel hinzustellen mit dem Hinweis, wo die Schuldigen zu finden wären – und wie sie die Katastrophe verursacht hätten. Als Hauptschuldiger wurde in diesem Zusammenhang Pierre Cot genannt, ein Mann der bürgerlichen Linken, der für seine sowjetrussischen Sympathien und als Mitglied einer Freimaurerloge bekannt war. Mit der 40-Stundenwoche, der Volksfront, Léon Blum und einigen jüdischen Flugzeugkonstrukteuren (Bloch und Weiller) teile Cot die Verantwortung.

Wie sah die Angelegenheit in Wirklichkeit aus?

Von September 1939 an hatte die offizielle französische Propaganda unter Mitwirkung der Zensur die öffentliche Meinung in die Überzeugung gewiegt, dass die französische Flugwaffe der deutschen qualitativ überlegen sei und dass die quantitative Unterlegenheit sehr schnell aufgeholt werden würde. Der Generalstab der Flugwaffe liess auch in seinen Communiqués von den ersten Kämpfen an der Westfront im September 1939 durchblicken, dass die Franzosen über modernes Material und hervorragende Piloten verfügten.

Während der Blitzoffensive des Vorsommers 1940 und dem spukhaften Rückzug von Flandern bis zum Mittelmeer zeigten sich nur vereinzelte französische Flugzeuge in der Kampfzone. Beinahe alle Soldaten, die bei den heissen Kämpfen dabei gewesen waren, konnten bezeugen, dass sie während des Feldzuges nur drei- oder viermal vereinzelte Flugzeuge hatten mitwirken sehen. Ein angesehenener Kenner der französischen Flugwaffe erzählte in einem Aufsatz in «La Petite Gironde» vom 9. September 1940 (mit Erscheinungsort in der von den Deutschen kontrollierten Zone), dass die Franzosen am 2. September 1939 über 15 vollkommen moderne Bombenflugzeuge und zirka 700–800 Jagdflugzeuge verfügten. Die Ziffer dürfte im Mai, vor allem wegen der amerikanischen Lieferungen und einer etwas steigenden französischen Produktion, höher gewesen sein.

Eine grosse Anzahl der existierenden Flugzeuge – wahrscheinlich

800-900 – wurden bei den Überraschungsluftangriffen am 10. und 11. Mai zerstört, mindestens ebenso viele waren über das Land verteilt oder an der italienischen Grenze gebunden. Selbst wenn der Generalstab – vollkommen gelähmt durch den deutschen Vormarsch – sich nicht entschliessen konnte, die wirklich existierenden Flugzeugreserven zu mobilisieren (von denen doch 400-500 in die Hände der Sieger fielen), so ist es wohl kaum wahrscheinlich, dass man nach dem 10. Mai über viel mehr als zirka 1'000 Jagd- und Aufklärungsflugzeuge und zirka 100 Bombenflugzeuge verfügte.

Es ist natürlich für die französische Öffentlichkeit ein Rätsel, wie das Land in solch einem Grade seine Luftverteidigung vernachlässigen konnte – Frankreich, das in der Flugtechnik vorangegangen war. Man braucht nur an Blériot zu erinnern. Wenige Länder haben während des vorigen Weltkrieges grössere Anstrengungen für die technische Entwicklung des Flugwesens gemacht. Die französische Flugwaffe spielte wie bekannt damals eine wichtige Rolle. Im Sommer 1918 produzierte das Land 3'000 (dreitausend) Flugzeuge im Monat.

Es ist ein Rätsel, das sich noch unlöslicher zeigt, da nach allen offiziellen Behauptungen gerade für die Flugwaffe bedeutende Summen verwendet wurden. Die Allgemeinheit schwebt in der Regel in Unkenntnis darüber, dass diese Summen zu spät ausgegeben wurden. Noch 1937 betrug der Voranschlag für die französische Luftwaffe nur 5 Milliarden Francs, eine Summe, die bald später auf 8 Milliarden 1938, 18 Milliarden 1939 – und 100 Milliarden 1940 erhöht wurde. Aber da war es bereits zu spät.

Dank dieser Ziffern kommt man dem Geheimnis auf die Spur. Während die Ausgaben für die Armee in den letzten Jahren phantastisch wuchsen, musste sich die Flugwaffe mit einem bescheidenen Budget begnügen. In den Augen des grossen Generalstabs war die Flugwaffe von untergeordneter Bedeutung. Ebenso wie in der Frage der Motorisierung und Panzerung der modernen Armee lehnte man die Fortschritte der Deutschen als Phantasieprodukte ab. Als Flugminister wurden in der Regel junge und unerfahrene, auf jeden Fall politisch schwache Kräfte

eingesetzt, die nicht imstande war, sich gegenüber dem grossen Generalstab Geltung zu verschaffen.

Die Armee tat alles, um der jungen und konkurrierenden Flugwaffe entgegenzuarbeiten. Der Generalstab der Luftwaffe bemühte sich, eine selbständige Stellung zu erlangen, aber ohne Erfolg. Zwischen Armee und Flugwaffe herrschte kein Einverständnis. Der grosse Generalstab hatte in der Frage der Bedeutung der Luftwaffe in einem modernen Krieg dieselben Vorurteile wie auf vielen anderen Gebieten. Wie hätte eine Regierung unter solchen Umständen einen ausreichenden Anschlag für die Luftwaffe durchsetzen können? Sie beugte sich vor der militärischen Sachkundigkeit und der Hauptanteil fiel auf die Armee.

Geht man von dem Generalstab zur Industrie über, so findet man dort die gleichen Verhältnisse. Die französische Flugzeugindustrie mit ihren Privatunternehmen, die unter sich um die Gunst der Behörden kämpften, war seit dem Weltkrieg faktisch das Sorgenkind des Landes gewesen. Skandale kamen hier zahlreich vor. In der Regel wurden gewisse Produzenten von den Rechtsparteien, andere von den Linksparteien begünstigt. Die Angriffe, die gegen den Flugminister gerichtet wurden – wer es auch immer war –, hatten zum Hintergrund Konkurrenzneid und politische Feindschaft. Tauschte man einen «Linksminister» gegen einen «Rechtsminister» aus oder umgekehrt, so herrschte sie in gleichem Masse weiter.

Bei den Bestellungen für die Luftwaffe fehlte es an einer durchdachten Auffassung über die strategische Bedeutung der Luftwaffe im modernen Krieg. Der Flugminister, der die Bestellungen gutheissen und an die Industrien weiterbefördern sollte, konnte ausserdem kein Programm auf lange Sicht aufstellen. Er sass niemals ausreichend lange auf seinem Posten. Die Industrieunternehmen wiederum, die gewöhnlich mit unerhörten finanziellen Schwierigkeiten zu kämpfen hatten, zögerten bis zum äussersten, sich auf Serienherstellung von neuen Typen für die Luftwaffe einzustellen, da das Risiko bestand, dass diese vielleicht bald von den Fachleuten verworfen wurden.

Pierre Cot, der als Hauptschuldiger für das Fiasko der Flugwaffe hingestellt wird, versuchte in lobenswerter Absicht der in der Industrie herr-

schenden Anarchie dadurch ein Ende zu bereiten, dass er diese teilweise verstaatlichte. Dadurch sollte vor allem das finanzielle Risikomoment für die Industrie ausgeschaltet werden. Die Verstaatlichung wurde 1936 nach homerischen Kämpfen in den Kammern und den parlamentarischen Ausschüssen durchgeführt. Ungeheure Privatinteressen standen nämlich auf dem Spiel.

Das Resultat der Verstaatlichung war katastrophal. Das Wenige an Initiativgeist, den es in der Industrie gab, verschwand vollkommen, und die Flugzeugindustrie geriet mehr als jemals in die Hände von zivilen und uniformierten Bürokraten. Da die Behörden gleichzeitig aus politischen Gründen die alten Industrieleiter auf ihrem Platz neben den Bürokraten belassen, wodurch sie einen unerträglichen und ständigen Machtkampf verursachten, konnten diese ehemaligen Leiter ungeniert die staatlichen Unternehmen sabotieren, um zu beweisen, dass die Verstaatlichung unrentabel sei. Der Stamm von Arbeitern verdoppelte sich, während die Produktionsziffer so gut wie konstant blieb. Bei Cots Rücktritt dürfte die Produktion bis auf zirka 30 Flugzeuge im Monat gestiegen gewesen sein (1937).

Unter seinem Nachfolger, Guy La Chambre, Daladiers speziellem Günstling, trat keine Veränderung ein, trotzdem dieser über eine grössere Autorität gegenüber den Militärs und Bürokraten verfügte. Zwischen den Ingenieurbüros und dem Generalstab wurden ununterbrochen Kämpfe ausgefochten, Bestellungen wurden verzögert oder vernichtet. Das Militär wusste nicht, für welche Typen es sich entscheiden sollte und stiess oft auf Kritik seitens der Ingenieurbüros. Bürokratische Schikane war in dieser neuen Staatsindustrie vorherrschend.

Noch im März und April 1940 kassierte man hunderte von Flugzeugen wegen Schönheitsfehlern, wie mangelhafter Lackierung, falsch gestopfter Sitze und so weiter, und von diesen wegen Schönheitsfehlern kassierten Flugzeugen fanden die Deutschen bei ihrer Ankunft in Villacoublay vor Paris nicht weniger als 200 vollkommen moderne Flugzeuge vor, die sofort in den Luftkämpfen gegen Grossbritannien eingesetzt werden konnten.

Man könnte zahllose Einzelheiten von den phantastischen Verhältnissen in der Flugzeugindustrie berichten – von Mangel an Koordination

zwischen den einzelnen Ateliers, von der geringen technischen Qualifikation der diensttuenden Chefs und vielem anderen; das Angeführte mag genügen. Die Industrie, die das Land mit einer modernen Luftarmada versehen sollte, sah wie ein altes staubiges Postkontor in einem französischen Landort aus.

Wenn man nach den Schuldigen für die Unterlegenheit der französischen Luftwaffe sucht, genügt es nicht, die Arbeiter wegen der 40-Stundenwoche oder dem schlechten Geist, der vielleicht oft unter ihnen in der Industrie herrschte, anzuklagen. Die Schuld liegt höher oben. Dem Generalstab fehlte ein Plan, eine Methode, eine Taktik. Er sollte ein Arbeitsschema geben, und dieses fehlte bis zum letzten Jahr. Die materielle Anarchie, die in der Industrie herrschte, spiegelte die intellektuelle Anarchie wieder, die bei denen, die die Aufgabe hatten, eine starke Luftverteidigung zu schaffen, vorhanden war: der militärischen Leitung.

Als der Krieg erklärt worden war und die ersten Zusammenstösse zwischen Polen und Deutschen zeigten, welche entscheidende Rolle die Flugwaffe spielte, ja, erst da machte man Ernst. Die militärische Leitung forderte 100 Milliarden für die Flugwaffe, die Arbeiter sollten 14 bis 16 Stunden arbeiten... Aber da war es zu spät.

Was die Flugwaffe betrifft, so haben übrigens die Schilderungen, die von den Fliegern selbst und sogar von den höheren Instanzen gegeben wurden, zahlreiche Beweise dafür geliefert, dass die Leitung der Luftwaffe – hauptsächlich Fliegergeneral Veuillemin – weder den Bau von Sturzbomber-Flugzeugen noch von leichten Kampfflugzeugen vorausgesehen hatte, dass man keine ordentliche Luftabwehr für die eigenen Flugplätze geschaffen und keine Ahnung davon hatte, über welche Luftabwehr der Gegner verfügte. Alles dies erklärt, warum gerade die französische Flugwaffe so grosse Verluste während der wenigen Wochen, die der Krieg dauerte, hatte!

Der Zustand innerhalb der Flugwaffe ist hier deshalb etwas ausführlicher behandelt worden, weil er ständig als Schulbeispiel herangezogen wird. Sie kann als eine Illustration für den allgemeinen Zustand innerhalb der Verteidigung gelten, wenn auch die Flugwaffe zweifellos mit den grössten Gebrechen behaftet war.

Wenn man sich die Mühe macht, die Schuldigen anderswo als unter

den sogenannten Freimaurern und Juden zu suchen, wird der Blick unwillkürlich auf die militärische Leitung gelenkt. Ihr scheinen alle Voraussetzungen für die Erfüllung ihrer Aufgabe gefehlt zu haben. Die parlamentarischen Kabinette können natürlich nicht alle Verantwortung für den militärischen Zusammenbruch abschwören, nachdem die militärischen Leiter von den zivilen eingesetzt werden und die Verfassung die Entscheidung nicht in die Hände der Generäle, sondern in die Hände der Minister legt.

Aber es war gerade ein charakteristischer Zug der französischen Demokratie nach dem Sieg von 1918, dass sie sich mit sklavischem Gehorsam den Wünschen des Militärs unterordnete und es beinahe als Weisheitsregel in einer Demokratie ansah, dass die Regierung sich nicht in die Angelegenheiten der Krieger mischte. Während des Weltkrieges hatte die französische Demokratie Führer, die sich in die Angelegenheiten der Krieger mischten – wenn der Krieg damals gewonnen wurde, so dürfte Clemenceau nicht ohne Verdienst sein. Die Ursache zu der Nachgiebigkeit und Unterwürfigkeit, die zwischen 1920 und 1940 beobachtet werden konnte, liegt vermutlich darin, dass viele der bürgerlichen Regierungschefs in den Generälen oft politische Bundesgenossen sahen. Ausserdem wollte man zeigen, dass man auch als Demokrat den Generalstab und das höhere Offizierskorps hochachtete, wodurch diese in dem republikanischen Regime nach dem Weltkriege zu einer Art «Mandarine» erhoben wurden.

Es wäre natürlich naiv, der militärischen Leitung allein die Schuld an dem Zusammenbruch zuzuschreiben. Die zivile Verwaltung dürfte sich schwerlich losschwören können. Diese – oder besser die Bürokratie innerhalb dieser – trägt eine erdrückende Verantwortung, was übrigens allein Flandin innerhalb der Nationalversammlung hervorhob.

Die öffentliche Zivilverwaltung ist im Verlauf der französischen Geschichte oft Gegenstand der Kritik gewesen. Ihr schneller Verfall seit dem letzten Kriege hat jedoch bestimmte Ursachen. Das höhere Beamtenkorps ist wegen Unterbezahlung – als Folge der Inflation und des sinkenden Geldwertes – dazu getrieben worden, Nebenbeschäftigungen zu suchen oder nach dem Staatsdienst zu den mit Staatsmitteln arbeitenden oder mit dem Staat konkurrierenden Privatunternehmen überzugehen.

Die höhere Verwaltung wurde zu einer Schule für das leitende Personal der Trusts.

Das niedere Personal wiederum wurde schlechter bezahlt als die Schlechtbezahltesten bei Privatunternehmen. Eine Unlust und Stumpfheit ohnegleichen gedieh in den staatlichen und kommunalen Verwaltungsbehörden. Gleichzeitig hatten die extremen Parteien hier einen fruchtbaren Boden für ihre staatsfeindliche Propaganda. Man mobilisierte die Staatsdiener gegen den Staat. Die schmutzigen und in jeder Hinsicht gesundheitsschädlichen und unappetitlichen Lokale, über die Staat und Kommune verfügten, bilden einen Schandfleck für ein grosses und zivilisiertes Land. Man denke nur an die Ministerien in Paris!

Alles das hatte seine Ursache in dem Unwillen der Regierenden und Machthaber, für alles das, was den Staat betraf, Geld auszugeben. Es gab in den meisten französischen Gesellschaftsschichten und in den Parteien, die diese in den Kammern vertraten, eine Art Staatsfeindlichkeit, die eigentlich nichts anderes war als mangelnder Staatsbürgergeist. Man wollte kein Geld für Krankenhäuser, Schulen, Badeeinrichtungen oder Kinderkrippen ausgeben, man wollte die Löhne der Staatsbeamten nicht erhöhen oder ihnen menschenwürdige Arbeitsräume geben. Alles dies wurde als Sozialismus gekennzeichnet. Nach der Niederlage hört man nun dieselben Personen, die vor einigen Jahren von dem Rednerpult in der Kammer oder im Senat diese Demokraten anprangerten, die Geld für luxuriöse Krankenhäuser und Schulen hinauswarfen, Beispiele aus dem Dritten Reich heranziehen, um zu beweisen, dass das nationalsozialistische Deutschland ein stärkeres soziales Gefühl hatte als die französische Demokratie. So kann man das Mäntelchen nach dem Winde richten.

Wenn die französische Zivilverwaltung vor dem Kriege und während der dramatischen Ereignisse im Juni zerbrach, so vor allem deshalb, weil die herrschenden Klassen der französischen Gesellschaft zu geizig waren, um sich eine moderne Verwaltung zu halten. Die Politiker sind hier ebenso wenig voraussehend gewesen wie die Militärs auf ihrem Gebiet.

In Vichy begann man die nationale Revolution mit dem Versuch, die öffentliche Meinung zu mobilisieren und mit einer in Eile zurechtge-

stutzten Gesetzgebung gegen vorgebliche Schuldige oder solche, die nur in zweiter Linie in Frage kommen konnten. Zu Leitern in dem neuen Staat ernannte man in erster Linie Generäle und die Myriaden von Offizieren und Unteroffizieren, die nach der Niederlage zum mindesten für eine Übergangsperiode beschäftigungslos geworden waren – und ausserdem die Männer, die früher und während des Krieges an der Spitze der französischen Zivilverwaltung gestanden hatten. Die Bürokratie und die Armee, die den Krieg verloren hatten, bekamen von dem Staatsführer Marschall Pétain den Auftrag, das alte System zu zerstören und ein neues aufzubauen. Keiner kann sich darüber wundern, dass das sogenannte neue mit noch ernsthafteren Gebrechen behaftet ist als das alte. Das alte lebt nämlich weiter – aber dieses Mal von allen früheren Hemmungen in Gestalt einer freien Presse und einer parlamentarischen Kontrolle befreit.

Der neue Staat

Die nach aussen sorglose Existenz Vichys während der Sommermonate erinnerte in vielem an eine Operette aus den Tagen Offenbachs. Es war zwar ein Fürstentum ohne Pracht und allzu offen gezeigten Leichtsinns, aber die gedämpfte Stimmung von Würde und Landestrauer, die vom Marschall vorgeschrieben war, färbte doch nicht auf die Umgebung ab.

Man trank Brunnen, spielte Golf und veranstaltete abwechselnd Ausflüge auf dem Allierfluss, Entdeckungsreisen in die naheliegenden Wirtshäuser und an den Abenden das übliche Gesellschaftsleben in den Salons «des Ambassadeurs». Flanierte man in den sommerhellen Strassen und im Brunnenpark, stiess man dauernd auf französische Berühmtheiten, werdende und ehemalige Staatsmänner, Filmdiven, Grössen des Théâtre Français und der Oper, Schriftsteller und Poeten, heimkehrende französische Gesandte und Glückssucher aus allen Ecken des Landes. Schliesslich wurde das Leben in Vichy nicht wenig vom Militär geprägt. Generäle traf man mehrmals am Tage. Weygand pflegte die kleinen Vö-

gel im Tiergarten am Strande zu füttern, während der alte würdige Staatschef seine entzückende Residenz im Sévigné-Pavillon verliess, um in den dichtbelaubten Alleen zu promenieren.

Im Hotel du Pare, wo die leitenden Minister mit ihren Mitarbeitern einquartiert worden waren, herrschte den ganzen Tag eifriges Leben. Die Staatsangelegenheiten wurden von den Hotelzimmern aus erledigt, wo die Aktensammlungen sich bald auf Betten und Sofas häuften. Grösste Verschwiegenheit herrschte über die nationalrevolutionäre Tätigkeit, die im Hotel entfaltet wurde. Ausserhalb aber am Brunnenpark defilierten die Neugierigen, während Klatsch und Gerüchte über die kleine Stadt dahinfliegen und eine sprechende Presse bildeten, die in Bezug auf Sensationen und Enthüllungen natürlich ohne Schwierigkeiten die gedruckte Presse austach.

Es war ein isoliertes Idyll in einem grossen Land, das bereits die bitteren Folgen der Niederlage zu spüren begann.

Das neue Staatsgebilde, das für die Aussenstehenden aufs Geratewohl in den Hotelzimmern, die auf den Brunnenpark in Vichy gingen, ausgearbeitet zu werden schien, war autoritär. Der Staatschef war souverän. Viel mehr konnte man nicht aus der kurzgefassten Verfassungsurkunde, durch welche die Nationalversammlung im Juli die republikanische Verfassung abgeschafft hatte, herauslesen. Sie liess den Weg offen für eine monarchische Restauration oder eine faschistische Revolution.

Während der ersten Monate wurde eine lange Reihe von Verordnungen ausgearbeitet, die die verschiedensten Gebiete der Verwaltung betrafen, früher eingebürgerte Prinzipien abschafften und neue Begriffe einführten. Es ist unmöglich, sie alle zu überblicken und zu entscheiden, welche noch in Kraft sind, welche nie angewandt werden und welche durch neue ersetzt worden sind.

Für die Ratgeber, die während dieser Zeit in der Gunst des Staatschefs standen, scheint doch ein strenges Autoritätsprinzip nach oben, mit einer im Übrigen weit durchgeführten Dezentralisierung innerhalb der Verwaltung massgebend gewesen zu sein. Es war die Isolierung des ancien régime, die in der Phantasie der Neuordner spukte. Die von der grossen Revolution geschaffenen Departements sollten wie ein naturwidriges

Überbleibsel eines unglücklichen Jahrhunderts verschwinden. Man wollte zu den Provinzen der Monarchie zurückkehren, die von Gouverneuren regiert werden sollten, die der Staatschef einsetzte und die nur ihm Rechenschaft schuldig waren. Die Provinzen sollten in weitgehendstem Masse selbständig geleitet, die ehemaligen regionalen oder landwirtschaftlichen Traditionen wiederbelebt werden.

Diese Rückkehr zu der Provinzverfassung musste natürlich die Abschaffung der kommunalen Freiheiten mit sich führen. In einer der Verordnungen wurde deshalb bestimmt, dass das Wahlprinzip in den Kommunen abgeschafft sei. Die früher gewählten Bürgermeister sollten von nun an von dem Provinzgouverneur eingesetzt und die Mitglieder des Landtages und der kommunalen Körperschaften sollten ebenfalls von ihm ernannt werden. Der Absolutismus wurde vollständig durchgeführt. Gleichzeitig ermahnte man die Provinzen, ein so weit wie möglich selbständiges Leben zu führen, ohne Eingriffe seitens der Zentralverwaltung befürchten zu müssen.

Die Schwierigkeiten bei der Durchführung der Reform zeigten sich bald, nicht zum Geringsten dadurch, dass die mit grösseren Machtbefugnissen ausgerüsteten Präfekten, die bis auf weiteres die Rolle der Provinzgouverneure spielten, ihre Stellung dazu ausnutzten, um Exportverbote für Lebensmittel von einem Departement zu dem nächstliegenden zu erlassen. Der Warenmangel rief eine nicht gewünschte Autarkie hervor, die das bereits zersplitterte Land in ebenso viele kleine Königreiche aufzuspalten drohte.

Mit der Reform beabsichtigte man die Provinz von Paris freizumachen, wodurch der behauptete radikalisierte Einfluss der Zentralverwaltung eliminiert werden sollte. Eine gewisse Sentimentalität dabei war der von Maurras oft vorgebrachte Wunsch einer Wiederbelebung der ländlichen Traditionen, alter Nationaltrachten, ländlicher Kulturen und Dialekte. Das Provençalische sollte wieder aufleben wie zur Zeit Mistrals, und die Bretagne sollte ihren bretonischen Barden frei huldigen können. Die Hauptsache war offenbar, die Aufteilung in Departemente abzuschaffen, die Charles Maurras jahrzehntelang als eine zufällige und von Parteirücksichten diktierte Schöpfung hingestellt hatte.

Wie leichtsinnig die Staatsreformatoren zu Werke gegangen waren,

als sie diese provinzielle Reform entwarfen, konnte man nicht nur durch die Form der Selbstverwaltung im Rahmen des Departements – später der Provinz – entdecken, die einige kühne Präfekten eingeführt hatten. Die Dezentralisierung, die erstrebt wurde, drohte die administrative Verwaltung in Stücke zu sprengen. Diese Krisenzeiten verlangten Zentralisierung und nicht Dezentralisierung. Die Bretagne in eine Provinz verwandeln hiess, die hier sicher schwachen, aber von fremdem Einfluss geförderten separatistischen Bestrebungen ermuntern.

Nach einigen Monaten erhoben sich übrigens im eigenen Lager des Marschalls starke Stimmen gegen die Reform. Es war historisch unrichtig, zu behaupten, das Departement sei eine zufällige und von Parteirücksichten diktierte Schöpfung. Seit mehreren Jahrzehnten haben die Historiker bewiesen, dass diese administrative Einteilung sich tatsächlich auf Traditionen aus dem Mittelalter und noch länger zurück stützt. Seignobos hatte diesen Gesichtspunkt mit Erfolg verteidigt. Jetzt trat ein Mann auf, der im Februar 1941 Justizminister in Darlans Kabinett wurde, Professor Barthelemy, und erklärte, dass das Departement vom konservativen, nationalen, staaterhaltenden, historischen und traditionellen Standpunkt aus um jeden Preis erhalten werden müsse.

Es scheint auch, dass man sich in der Umgebung des Marschalls etwas zu leicht von den schön umschriebenen Unwahrheiten Charles Maurras' hatte verführen lassen. Tatsache ist, dass man nicht mehr an dem Departement rühren darf, vermutlich aber die Bezeichnung Provinz wegen des schönen Namens einführen wird.

Ebenso übereilt wie in der Frage einer administrativen Neueinteilung des Landes ging man innerhalb des Unterrichtswesens zu Werke, wo einige wegen ihrer royalistischen Anschauungen ausgewählte Professoren der Reihe nach eingesetzt wurden, um die nationale Revolution durchzuführen.

Vor allem wollte man der Volksschule zu Leibe, weil man sagte, dass diese die heranwachsende Arbeiterjugend mit Zweifel und Radikalismus durchtränkt habe. Man wollte das Schulwesen dadurch einheitlicher gestalten, dass man die Volksschullehrerausbildung in die allgemeinen höheren Schulen verlegte und nicht in die Normalschulen (Volksschulseminare). Die Volksschullehrer waren mehrere Generationen hindurch er-

zogen worden, ohne irgendeinen Kontakt mit der bürgerlichen Erziehung gehabt zu haben. Dadurch, dass man die Volksschullehrer verbürgerlichte, würde man den Unterricht weniger radikal gestalten.

Eine unerbittliche Reinigung der Volksschulbuchliteratur wurde in Gang gesetzt. Die ausgeprägt demokratischen Schulbücher, vor allem in Geschichte, wurden eingezogen, ehe man noch Zeit gefunden hatte, sie durch neue zu ersetzen. Der Geschichtsunterricht wurde in einem gegen die Republik und die französische Revolution feindlichen Geiste reformiert. Bei einer Gelegenheit bestimmte der Unterrichtsminister, dass der Religionsunterricht in den Volks- und höheren Schulen obligatorisch sein sollte. Die kirchlichen Behörden aber teilten mit, dass dieser Unterricht nur in kirchlichen Lokalen oder Gemeindesälen erfolgen könnte, nicht im eigentlichen Schulgebäude. Dieses war ein deutlicher Ausdruck für die Neutralität der katholischen Kirche in dem politischen Machtkampf. Von Vichy aus musste man nun bekanntgeben, dass der Religionsunterricht freiwillig sei. Wie oft ist es nicht in der Geschichte vorgekommen, dass die Papstkirche dem Staat eine Lektion in Liberalismus gegeben hat?

Die fünf Unterrichtsminister, die in den neun Monaten folgten und ziemlich grosse Unordnung und viel Begriffsverwirrung innerhalb des Unterrichtswesens anrichteten, haben natürlich einen passiven Widerstand in dem gesamten Lehrerkorps hervorgerufen. Es ist deshalb wahrscheinlich, dass die Reformen nicht über einen Ansatz hinauskommen, solange es nicht zu einer Versöhnung zwischen den Reformatoren und den Lehrern kommt.

Auch hinter der Schulreform entdeckte man den Lehrmeister Charles Maurras, der immer eine kräftige Einschränkung des Unterrichts in den naturwissenschaftlichen Fächern und eine Rückkehr zum Klassizismus mit obligatorischem Lateinunterricht gefordert hatte. Was die Clique um Charles Maurras wünscht, ist jedoch nicht, dass dem Volke humanistische Bildung beigebracht wird, sondern ganz einfach, dass die Aufklärung auf ein Minimum reduziert wird: Katechismus und ein wenig Kirchenlatein. Man will den sogenannten Modernismus und die Gedankenfreiheit in den Bann tun. Was braucht man mehr in einem autoritären

Staat, wo der Wille nicht symbolisiert, sondern souverän vom Staatsführer verdolmetscht wird?

Mit brennendem Eifer warfen sich natürlich die Gesellschaftsverbesserer auf ein Gebiet, das die Demokratie vollkommen vernachlässigt hatte: die Erziehung der Jugend. Körperliche Erziehung ist ein von der Jugend untrennbares Problem. Pétain setzte den Tennisspieler Jean Borotra als Kommissar für den Sport ein. Es wurde ein Zirkular an die Schulen geschickt, dass von nun an Gymnastik betrieben werden sollte, und autoritär wurden so und so viele Stunden dafür im Wochenschema vorgesehen, obgleich die allermeisten Schulen, vor allem auf dem Lande, über keine Gymnastiksäle verfügten. Im Juli wurde ein umständliches Programm ausgearbeitet. Bis jetzt ist es nur eine Papierreform. Die Aufgabe Borotras bestand bisher hauptsächlich darin, Grundstücke einzuweihen, die mit der Zeit in Sportplätze verwandelt werden sollen und Reglements für den Professionalismus im Sport auszuarbeiten. Sogar innerhalb des Sports hat sich der revolutionäre Rausch gelegt.

Die Jugend sollte nach Auffassung der Vichyreformatoren nach deutschem, italienischem und spanischem Muster in Gruppen zusammengefasst werden und die Moral des Gemeinschaftslebens lernen. Jugendliche vor dem wehrpflichtigen Alter wurden freiwillig in Jugendgruppen, die man «Compagnons de France» taufte, zusammengefasst (entstanden aus den früher existierenden sozialistisch gefärbten Jugendherbergen), während die wehrpflichtige Jugend obligatorisch für eine Zeit von sechs Monaten in staatliche Lager überführt wurde, was eine Art Ersatz für die eigentliche Wehrpflicht bedeutete. Das Land war ja abgerüstet.

Die Erfahrungen, die man während der ersten sechs Monate mit diesen freiwilligen und obligatorischen Jugendlagern machte, waren beinahe katastrophal. Als Lagerchefs waren in der Regel ehemalige Unteroffiziere eingesetzt worden, und die Disziplin war die einer Kaserne mit einer Extraration Willkür. In den meisten Fällen verfügten die Lagerchefs über unzureichende Mittel, die Kost war ungenügend, und die Jünglinge kampierten Sommer und Winter unter freiem Himmel oder in gelegentlich auf gebauten Baracken oder Zelten. Tausende von Jugend-

lichen flohen aus den Lagern, und so gibt es wohl keinen, der nicht das mit falscher Romantik umstrahlte Jugendlager gerne gegen eine alte ehrenwerte Kaserne vertauscht hätte. Man hatte der Jugend Kameradschaftsgeist, Freiluftleben und körperliche Erziehung versprochen – und sie hatte Unterernährung, Knechtsdisziplin und schwere, aber sinnlose Arbeit erhalten.

Die nach dem Muster der Hitlerjugend aufgebaute Organisation «Compagnons de France» war freiwillig, arbeitete aber mit staatlichen Mitteln und Direktiven. Um einen Führer wurde die Jugend zu Arbeit und Freiluftleben, aber auch zu geistiger Erziehung gesammelt. Die Initiatoren dieser Bewegung kamen von radikaler Seite und scheinen stark unter dem Einfluss des Kreises um Gaston Bergery, des sogenannten «Frontismus», gestanden zu haben. In freiem Meinungs Austausch wollte man versuchen, einen neuen nationalen und sozialen Geist in Übereinstimmung mit den edelsten philosophischen Grundsätzen zu schaffen. Die Absichten waren die besten, und in einigen einzelnen Fällen scheint auch das Experiment geglückt zu sein: wenn ein wirklich kluger und charakterfester junger Mann an der Spitze des Lagers stand. Sonst aber ist alles im Sande verlaufen – nicht zum mindesten wegen der unglaublich schmalen Mittel. Mit leeren Mägen macht man keine Autoritätsphilosophie.

Momentan scheint es, als ob man dabei ist, die gesamte Jugendbewegung abzuschreiben – wenigstens in den von Vichy gebildeten Lagern. In der Praxis missglückte das Unternehmen deshalb, weil die Inspiration von Vichy kommen sollte, und hier herrschte eine vollkommene Begriffsverwirrung. An Jugendministern hat man einen grossen Konsum gehabt, eine Kraft nach der andern ist verbraucht worden. Gleichzeitig hat die Jugend mit ihrem Opferwillen, ihrem Enthusiasmus und ihrer Schaffensfreude bitter erfahren müssen, dass alles beim Alten geblieben war und dass sie nicht viel mit Vichy gemeinsam hatte.

Es war ein Spiel mit der Jugend. Ein Spiel für Dilettanten.

Der neue Staat war jedoch nicht nur geistig, sondern auch sozial und ökonomisch neu gestaltend. In allen Äusserungen, die nach der sogenannten Julirevolution gefällt wurden, kehren ständig Ausdrücke wie

Beruf und Arbeit wieder. Man geisselte mit Nachdruck die Abarten des Kapitalismus und bewies, dass die Sozialisten im Grunde immer das Grosskapital begünstigt hatten. Erst die nationale Revolution würde das Grosskapital züchtigen. Man spann diesen Faden weiter und erklärte, dass das Gold als Wertmesser abgeschafft und dass die «Arbeit» von nun an der neue Wertmesser werden sollte. Das Recht auf Arbeit sollte zum Grundsatz erhoben werden, gleichzeitig aber sollten die Arbeiter verhindert werden, störend in den Betrieb der Unternehmen einzugreifen.

Man malte so einen Staat aus, den man als korporativ bezeichnete. Dieser war durch die europäische Neuordnung gezwungen, autark zu leben und müsste sich hauptsächlich der Landwirtschaft widmen. Frankreich sollte der «Küchergarten» Europas werden.

Die Franzosen sind natürlich mit ihren Korporativideen nicht einmal soweit gekommen wie die Italiener, die sich nach fünfzehn Jahren immer noch im Anfangsstadium befinden. Nach der ersten Geste, die darin bestand, die gewerkschaftlichen Arbeiterorganisationen und die zentrale Arbeitgebervereinigung abzuschaffen, ist man bei den guten Vorsätzen stehen geblieben. Eine Reform betreffend Gesellschaftsgründungen ist ausgearbeitet worden, wodurch die Leitungsmitglieder mit ihrem persönlichen Eigentum für die Mittel und den Betrieb der Gesellschaft verantwortlich gemacht werden. Wie sich die Reform in der Praxis ausgewirkt hat, ist noch unmöglich zu überblicken. Sie stösst auf Schwierigkeiten und wird bereits geändert. Das war der grosse Sieg über das anonyme Aktienkapital.

Neben und in der Vichyregierung, vor allem in der hier vorherrschenden Verwaltung, sitzen die Repräsentanten für die grössten Industrien und Banken des Landes. Wenn diese mit dem Munde den korporativen Gedanken billigten, so haben sie diesen im Innern nie anerkannt – und hier befinden sie sich im Einverständnis mit den grossen Arbeiterorganisationen. Viele von diesen haben Gelegenheit gehabt, das «Korporativsystem» in Italien funktionieren oder nicht funktionieren zu sehen, andere wehren sich energisch gegen eine staatliche Kontrolle jeder Unternehmertätigkeit im Lande oder eine förmliche Bürokratisierung von Handel und Industrie.

Seitdem der Julirausch verdunstet und es nicht länger mit Gefahren für Leib und Leben verbunden ist, seine Meinung zu sagen, haben die Industrie- und Bankleiter immer mehr gegen die korporative Organisation in ihrer theoretischen Form opponiert. Man warnt vor den deutschen, russischen und italienischen Vorbildern und weist auf das ziemlich unschuldige Beispiel von Salazars Portugal als nachahmenswert hin.

«Die Flucht auf das Land», die ebenfalls im Zusammenhang mit der Umwälzung verkündet wurde – «der Boden lügt nicht», hatte Pétain gesagt –, rief sicher bei vielen grossen Enthusiasmus hervor. Nach dem totalen Zusammenbruch, in dem unzählige Franzosen ihr ganzes Eigentum verloren hatten, durch welchen andere ihrer Arbeit oder ihrer Industrie beraubt worden waren, entstand bei vielen der Traum, ein Stück Land zu bekommen, das nie zu klein war, als dass man nicht darauf Gemüse und Kartoffeln pflanzen konnte. Der neue Staat verkündete durch seinen Landwirtschaftsminister – den 80jährigen Landmesser Gaziot –, dass es ein enormes Areal unbearbeiteten Bodens und ein noch grösseres Areal unzureichend oder nachlässig bearbeiteten Bodens im Lande gebe.

Als man nach sieben bis acht Monaten einen Überschlag machte, kam man zu bitteren Entdeckungen. Der unbearbeitete Boden war so gut wie unbrauchbar oder erforderte einen solchen Kapitaleinsatz und so viele Jahre harte Arbeit, dass kein Unbemittelter und kaum ein Städter sich auf ein solches Unternehmen einlassen konnte.

«Die Flucht auf das Land» wurde für die meisten eine Wanderung von Enttäuschung zu Enttäuschung durch staubige und uninteressierte Büros, die mit flammenden Plakaten über «die Segnungen des Bodens» geschmückt waren.

Während auf diese Weise alles denkbare konservative Gedankengut an dem kranken französischen Gesellschaftskörper mit einer romantischen Kindlichkeit ausprobiert wurde, die an die Volksfront erinnerte, zu der Vichy ein genaues Pendant ist, gab es um den Staatschef herum einen heissen Kampf um den Staat. Dieser Kampf und die unversöhnlichen Gegensätze, die sich dabei zeigten, haben natürlich kräftig dazu beigetragen, dass die Reformversuche, selbst wenn sie Voraussetzungen

hatten, verwirklicht zu werden, auf halbem Wege stecken blieben oder vollkommen scheiterten.

Beinahe alle politischen Richtungen waren in den Kreisen, die im Casino von Vichy mehr oder weniger freiwillig für den Vollmachtensvorschlag gestimmt hatten, vertreten gewesen. Am stärksten war von Anfang an der Kreis, der die besondere Gunst des Marschalls genoss, ein Vertrauen, das mehr auf gemeinsamen religiösen Glauben, gemeinsame Gesellschaftsinteressen, gemeinsamen sozialen Ursprung als auf politische Verwandtschaft im eigentlichen Sinne begründet war. Hierher gehörten die nationalen Minister und das Militär, alle stark von Charles Maurras, dem Verkünder der Grundsätze des patriarchalischen Staates, beeinflusst. Hierhin gehören mit andern Worten die höhere Bürokratie und die oberen Kader der Armee, die trotz des Zusammenbruchs ihre Machtpositionen halten konnten. Die durch die Säuberung innerhalb der Verwaltung freigewordenen Posten wurden konsequent mit Offizieren, die nach der Niederlage pensioniert worden waren, besetzt.

Gegen diese nationale Burg stürmten die mehr sozialgefärbten Richtungen. Keine von diesen repräsentierte irgendwelche breiteren Volksschichten, konnte sich auf einen Massenanhang berufen oder war überhaupt in der breiten Öffentlichkeit bekannt. Aber für das System in Vichy, das sich auf nichts anderes als auf einen fiktiven Volkswillen stützte, waren diese miteinander kämpfenden Richtungen doch Faktoren, mit denen der Marschall rechnen musste.

Es war mit diesen «Strömungen» wie mit den während einiger Jahre so lebhaft diskutierten Ligen: man kann schwerlich ein Etikett für diese finden und muss den Namen der am meisten hervortretenden Figur innerhalb der Gruppe oder Bewegung leihen. Gaston Bergery hat seine Getreuen, Marcel Déat hat andere, Jacques Doriot steht an der Spitze einer dritten Gruppe, während de la Rocque trotz der ergrauten Schläfen sein Feuerkreuz hochhält. Eine fünfte Clique sammelt sich um Maurras. Zwischen den Gruppen pendeln die zwei Männer, die während des Machtkampfes Schwerpunkte darstellten: Marschall Pétain und Pierre Laval, «der König und der Kronprinz».

Für die meisten, die während der Sommer- und Herbstmonate 1940 um das Hotel du Pare Agitation betrieben, war es klar, dass der neue Staat sich auf irgendeine Art Volkswillen stützen musste. Klassen und Parteien sind abgeschafft, sagte man, jetzt regiert das Volk. Charles Maurras war als Fürsprecher des Absolutismus ein geschworener Gegner des vermeintlichen Volkswillens, da nach ihm der Staatschef und die ihn umgebende Elite der Gesellschaft ipso facto den wahren Willen des Volkes verdolmetschte, ja sogar ausmachte. Trotz des Widerstandes, den Maurras erhob, wurde doch die Idee der Schaffung einer nationalen Einheitspartei zur Diskussion gestellt. Sowohl Pétain als auch Laval scheinen sich dieser gegenüber sympathisch gestellt zu haben, nicht zum mindesten deshalb, weil sie fühlten, dass die durch die Abschaffung der Parteien freigewordenen Kräfte auf irgendeine Art kanalisiert werden mussten.

Gaston Bergery, begabt und vielseitig beschäftigt, davon überzeugt, mit seinem letzten Einfall die Welt vor dem Untergang retten und den Grund zu der neuen Gesellschaft legen zu können, ein talentierter Schriftsteller und finanziell unabhängig, war der erste, der die Gewogenheit des Marschalls gewann. Es war soviel Feuer, soviel Aufrichtigkeit, Jugend und Überzeugung in diesem beinahe 50jährigen und doch ewig jungen Gymnasiasten, dass Pétain schwerlich widerstehen konnte, besonders da es Bergery mit bewundernswertem Geschick gelang, alle schön gedachten Sätze des Marschalls in sein revolutionäres Programm einzubacken. Bergery bekam den Auftrag, eine Rede an das französische Volk zu verfassen, die der Marschall dann auf eigene Rechnung vortrug, doch erst nachdem Pierre Laval einige Änderungen vorgenommen hatte. Es war ohne Zweifel die beste Rede, die Pétain jemals gehalten hat. Jetzt begannen jedoch die Intrigen gegen Bergery von mehreren Seiten – am stärksten von Maurras und Laval.

Pierre Laval hatte nämlich seinen eigenen Kandidaten in der Westentasche. Es war Jacques Doriot, der ebenso wie Laval vom Kommunismus und Sozialismus herkam und sich mit Erfolg durch die marxistische Schleuse hindurchgearbeitet hatte. Laval ermunterte ihn und ordnete es so, dass das prachtvolle Rotschild'sche Eigentum oberhalb der Riviera

der Partei Doriots zur Verfügung gestellt wurde. Jacques Doriot verfügte auch über eine kleine Garde handfester Kerle, die in Marseille rekrutiert waren und bei Bedarf sehr wohl die Rolle des «Volkswillens» spielen konnten. Es gelang ihm auch, die Gewogenheit des Marschalls zu gewinnen. Er war einfach, demütig und bewundernd angesichts des grossen Feldherrn von Verdun – Doriot, der 1924 die Marokkaner gegen die französischen Armeen aufgewiegelt und von Moskau aus die französischen Arbeiter auf gefordert hatte, ihre Gewehre gegen die Offiziere zu wenden! Er streckte seine kräftigen, schwielen Fäuste vor. In diesen verschwand Pétains feine, weisse Hand.

Dieses Mal war es nicht Maurras, sondern der Oberst de la Rocque, der opponierte. Die alte Feuerkreuzbewegung war zwar dem Namen nach tot, existierte aber noch auf dem Papier. Draussen im Lande gab es sicher zehntausende von Franzosen, die immer noch mit Sympathie und Bewunderung zu dem Feuerkreuz-Obersten aufsahen. Unter den in Vichy zahlreich vertretenen Militärs hatte er einige treue Bundesgenossen, und die Anhänger des Grafen von Paris sahen in de la Rocque einen Vorkämpfer der konstitutionellen Monarchie. Er setzte sofort alle seine Verbindungen in Bewegung. Unter keinen Umständen würde er sich einer Einheitspartei, die von Jacques Doriot dirigiert werde, anschliessen. In seiner Zeitung plädierte jetzt de la Rocque nicht ohne Elan für die Vielseitigkeit, die Nuancen der reichhaltigen französischen Seele. Er war gegen das Kasernenleben im Rahmen der Einheitspartei.

Und damit verschwand Jacques Doriot als gedachter Parteiführer von der Bildfläche.

Ein dritter Kreis rückte nun in den Vordergrund. Es war Marcel Déat und der mit ihm intim liierte Adrien Marquet, der das Glück hatte, Innen- und Polizeiminister zu sein. Marquet und Déat waren bei Léon Blum in die Schule gegangen, hatten aber den Marxismus verlassen und die sogenannte Neosozialistische Partei, die in der Wiege starb, gegründet. Mit der Zeit waren die beiden in faschistische und nationalsozialistische Gedankengänge hinübergeglitten. Sie behaupteten mehr als andere, die «dynamische Revolution» zu vertreten.

Marcel Déat, Dozent der Geschichte an irgendeiner Provinzuniversi-

tät, hatte im Sommer vor dem Kriegsausbruch den berühmten Satz geprägt: wir wollen nicht für Danzig sterben. Auf diesen baute er seine Popularität nach dem Zusammenbruch. Er war der Mann, der recht bekommen hatte.

Déat und Marquet waren gegen die bürokratische und militärische Clique, die faktisch das Land regierte, sehr feindlich gesinnt. Sie träumten von einer Revolution, die nicht nur die Gewerkschaftspäpste absetzen, die Arbeiter vom Marxismus befreien und die Freimaurer und Juden aus dem Lande jagen würde, sondern auch die Jesuiten – die ganze alte «Priesterherrschaft» – beseitigen und die Verwaltung von Bürokraten, senilen Kriechern und erkonservativen Professoren reinigen würde. Sie wollten nichts von einem konservativen Staatsstreich nach dem Muster Louis Napoléon Bonapartes oder von der Reaktion der achtziger Jahre wissen. Sie befürworteten die «einzige», dynamische, europäische Grossrevolution, die den Grund zu der neuen Weltgesellschaft legen würde. Hier blühten alle Einfälle und Vorschläge von Goebbels, Rosenberg, Hitler und Darré.

Diese vorwärtsstürmende Revolutionsphalanx konnte natürlich weder Pétain, dessen Umgebung, noch dem tonangebenden Lehrmeister Charles Maurras imponieren. Dieser nahm sofort Marcel Déat in Zucht und taufte ihn höhnisch «Monsieur Tabouis», ein schmähhliches Schimpfwort, das an die berühmte Madame Geneviève Tabouis erinnerte. Pierre Laval stand offenbar den Revolutionären sympathisch gegenüber, wollte aber nicht für sie in die Bresche springen. Konnten diese Pétains Segen für die gedachte Einheitspartei erhalten, so würde Laval sich gerne an deren Spitze stellen, damit diese gleich mit allem denkbaren Gewicht und aller Autorität ausgerüstet würde.

Mit Pétain, Maurras, den Bürokraten und den Generälen vereinigten sich nun im Widerstand gegen Déat und Marquet sowohl de la Rocque als auch Jacques Doriot, der sich später offen auf die Seite Maurras' und Pétains stellte, indirekt also gegen Laval. Ich bin der Mann des Marschalls, sagte Doriot. Durch Marquet, der die Sache auf die Spitze treiben wollte, kam es zu heftigen Disputen innerhalb des Kabinetts. Marquet drohte damit, die Regierung zu verlassen und in die besetzte Zone zu-

rückzugehen, um von dort für seine Ideen zu wirken. Eine Einheitspartei war notwendig, um die Volksmeinung zu kanalisieren, um dem neuen System eine reelle Unterlage zu schaffen und – aber in Klammern – den konservativen Kräften in Vichy entgegenzuwirken. Der Ministerrat hörte nicht auf ihn und Marquet musste gehen. Der ganze Kreis Marcel Déat's brach von Vichy auf und zog nach Paris, und von hier aus versuchten sie jetzt die dynamische Volksbewegung zu organisieren, mit der sie hofften, Vichy die Regierungsmacht zu rauben.

Angesichts dieser kämpfenden Richtungen und vom Zweifel gepackt, ob nicht doch das neue System eine Konsolidierung brauchte, hörte Marschall Pétain dieses Mal, wie so viele andere Male auf die Ratschläge, die Charles Maurras durch seine Fürsprecher im Kabinett zu geben pflegte. Warum nicht die Möglichkeiten für eine monarchische Restauration sondieren?

Der Justizminister Alibert bekam den Auftrag, mit dem Kronpräsidenten, dem Grafen von Paris, zu verhandeln. Das Zusammentreffen fand irgendwo in Mittelfrankreich, wahrscheinlich in Limoges statt. Irgendein authentischer Bericht darüber, wie sich das Gespräch zwischen dem Gesandten Petains und dem präsumtiven Anwärter auf den Thron der Bourbonen gestaltete, ist nicht bekannt. Das Gerücht erzählt nur, dass der Graf von Paris die Nase gerümpft und gesagt haben soll: «Euer System ist zu reaktionär, ich muss mich auf den Willen des Volkes stützen können.» Die Geschichte kann erfunden sein. Die Antwort passt jedoch sehr gut auf den Grafen von Paris, der immer davon geträumt hat, ein Volkskönig zu werden.

Bevor der erste Schnee in Vichy gefallen war, legte Marschall Pétain die nationale Revolution auf Eis. Andere und wichtigere Ereignisse erforderten seine Aufmerksamkeit: vor allem die europäische Neuordnung. Mit Deutschland, ohne Deutschland oder gegen Deutschland? Der europäische Krieg hatte während der Wartezeit eine Entwicklung genommen, die nicht ganz den Vorstellungen entsprach, die sich Pétain am 16. Juni in Bordeaux gemacht hatte.

IV. DEUTSCH-FRANZÖSISCHE PROBLEME

Sieger und Besiegte

Es geschah nicht zum erstenmal, dass die Deutschen Paris besetzten, als sie am Freitag den 14. Juni auf den Champs-Élysées auf marschierten. Paris ist ein historischer Wallfahrtsort für deutsche Armeen. Ein Diplomat, der aus dienstlichen Gründen in der Stadt geblieben war, traf am selben Morgen einen jungen Verwandten in der Armee. Ein vor Freude strahlender junger Leutnant. Mein Grossvater war in Paris, rief er laut. Mein Vater kam nie weiter als bis zur Marne. Heute hat meine Generation von neuem an das Vergangene angeknüpft.

Natürlich dachten nicht alle an Familientraditionen, diese jungen Männer, die staubig und todmüde durch das in der aufgehenden Juni-sonne liegende – ausgestorbene – Paris sausten, es war doch immer noch Paris; dort stand die Notre-Dame, dort oben wölbte sich die Kuppel der Sacré-Cœur-Kathedrale, dort lag Place de la Concorde und dort Place Vendôme ... Aber für alle war es ein historisches Erlebnis. Deutsche Truppen hatten vor 70 Jahren auf den Champs-Élysées kampiert, obgleich der kluge Bismarck sie schleunigst zurückzog. Hier wurde Weltgeschichte geschrieben. Hitlers Soldaten glaubten nicht nur eine Armee und «die besten Generäle der Welt» geschlagen zu haben. Sie hatten über eine Welt – und über eine Weltanschauung gesiegt.

Die wenigen Pariser, die nach einer schlaflosen Nacht neugierig herauskamen, um die Sieger zu sehen, stellten sicher keine historischen Vergleiche an. Wieviele von ihnen dachten an 1870? Wahrscheinlich keiner. Einige Frauen winkten den vorbeimarschierenden Soldaten. Andere hatten Taschentücher vor den Augen. Ältere Männer standen starr vor Erstaunen. Sie sahen grosse, braungebrannte, nicht immer blonde, aber stattliche und gutgewachsene Krieger, beinahe alle in der schwarzen Uniform der Kampfwagenverbände. Das waren die deutschen Elite-truppen. Ihr martialisches Aussehen überraschte mehr als einen Pariser. Diese Deutschen glichen nicht den bekannten Karikaturen: der Deutsche mit dem vierkantigen Kopf, den grossen Ohren, dem breiten Nacken, dem dicken Bauch (diese kamen viel später und waren nicht bei den Elitetruppen). Viele Pariser wandten den Kopf zur Seite. Nur die französi-

schen Polizisten standen stramm und grüssten jeden Feldweibel, als ob es General von Brauchitsch persönlich wäre. Neben dem Franzosen stand bereits ein deutscher Feldgendarm.

Alphonse Daudet hat eine hübsche kleine Geschichte über den Einzug der Deutschen im Jahre 1871 geschrieben. Sie handelt von einem zu Jahren gekommenen französischen General, der auf dem Totenbett liegt und im Fieber phantasiert. Er weiss nichts mehr von den Kriegereignissen und bildet sich ein, die französischen Armeen hätten bereits Berlin genommen und sollen nun als Sieger in Paris einziehen. In seiner Gala-Uniform schleppt sich der alte General auf den Balkon, der nach dem Triumphbogen geht. Nicht ohne Unruhe entdeckt er, dass der Platz leer ist, die Strassen lautlos und verlassen. Welcher Empfang für heimkehrende Sieger! Plötzlich hört er in der Ferne Fanfaren. Eifrig, das Herz zum Springen voll vor Freude, streckt sich der alte Krieger, um einen Blick von den heimkehrenden Nachkommen «de la grande armée» zu erhaschen. Mit einemmal sieht er die Pickelhauben. Blitzartig reisst der Schleier vor seinen Augen. Das sind die Deutschen. Voilà les Prussiens, schreit er, zieht den Säbel und will herunterstürzen, um auf dem Felde der Ehre zu sterben. Der Schlag trifft ihn, er stirbt.

Am 14. Juni gab es niemand, der das Schwert zog, um Paris zu verteidigen. Die Wirklichkeit ist so ungleich der Dichtung. André Gide würde Daudets kleine Geschichte als chauvinistische Literatur bezeichnen. Und – vielleicht ist sie ganz und gar erfunden.

Man kann von der Masse nicht verlangen, dass sie mit gutem Beispiel vorangeht, wenn die Führer bereits gewichen sind. Der Niederlage von 1940 folgte wie allen Niederlagen eine Art seelischer Hohlraum. Louis Blanc erzählt von dem Einzug der Preussen und Engländer in Paris nach dem Sturz Napoléons. Damen der Gesellschaft bereiteten den Empfang, warfen den Soldaten Blumen und Handküsse zu und fielen den Offizieren um den Hals. Die Krämer verdienten viel Geld an den fremden «Gästen». Dieses Mal gab es keine Blumen – und keine Frauen fielen den Siegern um den Hals.

Aber die Krämer machten grosse Geschäfte. Mehr als ein Bürger vergass seine vaterländische Gesinnung und machte seine Aufwartung bei

den neuen Herren. Feinde sind Feinde, aber auch – Männer. Alle Frauen konnten der Verführung nicht widerstehen. Später tat die Not das übrige. Schwerer sind jene Bürger zu verstehen, die weder durch solche Verführungen angefochten wurden, noch dringende pekuniäre Sorgen hatten. Aber bei jedem sozialen Zusammenbruch kommen wahrscheinlich die Schlechtesten in allen Gesellschaftsklassen an die Oberfläche – auch die Edelsten, diese aber seltener.

Das erste Zusammentreffen mit dem Gegner war für die meisten Franzosen ebenso überraschend wie die eigentliche Niederlage. Man war erstaunt über die «Korrektheit» der Sieger. Alle hatten geglaubt, diese würden plündern. Erst später begriff man, dass neue Methoden zur Anwendung kommen sollten. Der Bauer folgte dem Instinkt der Primitiven und ging dem Sieger mit irgendeiner Gabe entgegen, um Gewogenheit und Verzeihung zu erlangen. Dem Schreck folgte bei den meisten eine Entspannung. Man lächelte den Sieger an. Man fühlte sich einfach gezwungen, zu lächeln. Der Pariser lächelte.

Einige Wochen später hatte ich im Zuge zwischen Paris und Vichy Gelegenheit, einem Gespräch zweier Herren zuzuhören. Der eine war Professor an der grossbürgerlichen Ecole des Sciences politiques. Weisst du, sagte er zu seinem Reisegefährten, diese jungen Deutschen, die ich in Paris sah, wirklich prächtig. Offen, intelligenter Blick, neugierig ins Leben schauend, wach. So würde ich meine Schüler haben wollen... Und wenn ich so an die Unseren denke: klein, O-beinig, mit gekrümmtem Rücken!...

So sprach ein Professor, der wahrscheinlich viele Jahre französische Jugend in Imperialismus und Patriotismus unterrichtet hatte. Mit Wehmut musste ich an die «O-beinigen, Krummrückigen» denken, die übrigens weder O-Beine noch krumme Rücken hatten. Diese hatten sich mit Bitterkeit im Herzen gegen einen überlegenen Feind geschlagen und lagen nun irgendwo in einem Graben oder auf einem Acker – oder sassen hinter dem Drahtverhau eines deutschen Gefangenenlagers.

Ich hoffe, dieser Professor war eine Ausnahme.

Ungefähr zur gleichen Zeit machte ein bekannter Schriftsteller, der vor einem halben Jahre ein Buch über Hitler geschrieben hatte, den Mini-

stern in Vichy seine Aufwartung. Als er das Buch schrieb, war es Mode. Es war deshalb auch ein ziemlich böses Buch. Jetzt wollte der Verfasser nach Paris reisen. Im Grunde, so erklärte er, war es keineswegs so böse gemeint. Man muss es nur richtig verstehen! Hitler kann wohl nicht ... ich meine ... Jedenfalls, der Mann bereute.

Der Professor und der Schriftsteller waren natürlich nicht die einzigen, die ihre alte Weltanschauung revidieren wollten. So etwas ist in allen Ländern, nach allen Zusammenbrüchen vorgekommen. Das ist Schmutz, der an die Oberfläche kommt.

Der beinahe 80jährige Thierry de Martel – Frankreichs bekanntester Gehirnochirurg – zog andere Schlüsse. Einige Stunden vor dem Einzug der Deutschen in Paris beging er Selbstmord. Er konnte ebensowenig wie der alte General Daudets die Niederlage überleben.

Die Franzosen erlebten eine Niederlage. Die Deutschen dagegen hatten den schnellsten und vernichtendsten Sieg der Kriegsgeschichte davongetragen. Sie waren buchstäblich durch das Land gerast, wachsende Millionenheere vor sich herjagend und Hunderttausende verängstigter, schmutziger, schlechtgekleideter, hungernder ziviler Flüchtlinge hinter sich lassend, die um ein Stück Brot bettelten.

Also das ist Frankreich, sagte ein junger deutscher Offizier; Verachtung und Erstaunen klang aus seiner Stimme. Er konnte nicht verstehen, wie die deutschen Armeen 1914 von den Franzosen aufgehalten werden konnten ...

Worauf sie stiessen, war keine Nation, war kein Volk. Die Armee war gefangen genommen oder auf der Flucht und in Auflösung begriffen. Es gab keine Verwaltung – und keine Ordnung.

Der junge Deutsche, der sich in Molière und Racine vertieft hatte, der Balzac oder Victor Hugo gelesen hatte, von Gide, Proust oder Mauriac gefesselt worden war und jetzt vom Kampfwagen aus mit dem Lande Bekanntschaft machte, verstand nicht, was eigentlich geschehen war. Er konnte es nicht verstehen. War das Frankreich?

Andere erhielten bestätigt, was sie seit Langem heimlich vermutet, aber niemals richtig zu glauben gewagt hatten: Frankreich war ein erle-

digtes Land, ein degeneriertes, entartetes Volk, Überreste eines Volkes, das einst gross gewesen war.

Die Sieger hatten nämlich niemals gesehen, wie das Land vor dem Zusammenbruch aussah. Sie glaubten deshalb, ein sterbendes Volk, eine sterbende Nation vor sich zu haben.

Erst viel später entdeckten viele von ihnen, dass ein Augenblick Selbstaufgabe seitens Frankreichs dieses Trugbild geschaffen hatte. Ein Volk stirbt nicht wie ein Individuum. Ein Volk hört nicht auf zu existieren wie eine in Konkurs gegangene Firma. Seine Reflexe sind viel, viel nuancierter.

Denselben Fehler, den die Deutschen 1940 machten, hatten die Franzosen zwanzig Jahre früher am Rhein und in der Ruhr gemacht. Sie hatten ebenfalls heimatlose Volksreste, hungernde Menschen, profitlüsterne Bürger und intrigierende Politiker vorgefunden. Poincaré zog falsche Schlüsse und baute seine Politik auf einen deutschen Separatismus.

Was der Deutsche dieses Mal in Frankreich sah, waren vor allem, ja ausschliesslich Mängel, die Kehrseiten – und nicht die Verdienste. Er sah durch diese gefärbte Brille wie ein reisender Durchschnittsamerikaner mit allzuviel Dollars in der Brieftasche. Er staunte über den Schmutz – über verwahrloste Bauernhöfe, besonders wenn er aus dem Rheinlande und nicht aus Ostpreussen oder Oberschlesien kam.

Es erschien den Deutschen deshalb selbstverständlich, sich dieses verwahrlosten Kindes, das das französische Volk in ihren Augen war, anzunehmen. Nationalsozialistische Feldküche und deutsches Rotes Kreuz erschienen auf dem Plan, um die Bevölkerung in den vom Kriege verwüsteten Gebieten mit Nahrung zu versehen. Deutsche Ingenieurtruppen bauten mit Hilfe französischer Kriegsgefangener Brücken oder provisorische Übergänge. Deutsche Eisenbahnbeamte stellten Züge zusammen und brachten den Verkehr wieder in Gang. Aber sie wollten Erkenntlichkeit und Dank sehen, dass diese ausblieben, konnten sie nicht verstehen.

Die siegenden Deutschen fühlten sich fast überall als Gäste, keinesfalls aber als Usurpatoren. Sie waren nicht gekommen, um zu erobern, sondern um Ordnung und Frieden wieder herzustellen – um die Franzosen von einer schlechten Regierung zu befreien.

Dass es Krieg gab oder etwas, was dem Kriege glich, besser gesagt, eine Polizeirazzia, war nicht der Fehler der Deutschen.

Sie fühlten sich als das Herrenvolk in Europa. So ungefähr fühlten sich die Franzosen in Nordafrika oder die Engländer in Indien.

Diese Einstellung bestimmte offenbar auch die deutsche Verwaltung und die deutsche Propaganda. Es waren Deutsche, die an die Stelle der geflohenen Behörden traten, auch wenn es darum ging, geistige Nahrung zu vermitteln.

Es waren deutsche Plakate (aber in französischer Sprache), die auf französische Rechnung mit den Engländern und mit Churchill polemisierten. Deutsche Plakate klagten die britische Flotte an, tausende von Franzosen in Mers-el-Kébir ermordet zu haben, um Frankreich seines Kolonialreiches zu berauben, um durch die Blockade französische Mütter und Kinder auszuhungern. Die Franzosen wurden nicht gefragt, was sie dachten oder fühlten: dort sass deutsche Propaganda und dachte und fühlte für sie.

Deutsche standen hinter Radio, Presse, Theater und Film. Deutsche stempelten de Gaulle zum Landesverräter.

Deutsche führten auch auf eigene Initiative den Arierparagraphen ein und verlangten, dass man eine arische Grossmutter haben müsse, wenn man Lieder in einem Kabarett auf dem Montmartre singen oder Hemden in einem Laden verkaufen wollte.

Die Franzosen wandten Presse und Radio den Rücken, piffen in den Kinos die deutsche Wochenschau aus, die fliehende französische Soldaten und siegende deutsche Generäle zeigte und verbrüdeten sich ganz offen mit den jüdischen Teilen des Volkes – was sollten sie auch anderes machen? Die mit separatistischer Propaganda bearbeitete Bretagne, wo eine Handvoll Fanatiker mit deutscher Hilfe einen selbständigen Staat im neuen Europa zu schaffen versuchten, schickte ihre besten Söhne zu de Gaulle nach London. Das bretonische Seevolk, das niemals mit England befreundet war, wurde englandfreundlich!

Jetzt erst merkten die Sieger, dass das französische Volk nicht erledigt war.

Das erzwungene Zusammenleben zwischen Siegern und Besiegten hat seit dem Beginn verschiedene Stadien durchgemacht. Hie und da ist es zu Konflikten gekommen. Sabotage wurde verübt und deutsche Sol-

daten sind spurlos verschwunden. Illegale Propagandaflugblätter für de Gaulle oder für Moskau sind unter der Bevölkerung verteilt worden. Die Sieger haben sofort zu kräftigen Massnahmen gegriffen. Brandschatzung von Städten und Dörfern – Gefängnis und Todesstrafe für Einzelpersonen. Aber meistens wird dieser Kampf heimlich geführt und kommt selten zur Kenntnis der Allgemeinheit.

Die Jugend der Universitäten und Schulen demonstrierte am 11. November in Paris, um den Sieg von 1918 zu feiern. Die Demonstration wurde im Keime erstickt: die Deutschen hatten hinter dem Triumphbogen Maschinengewehre und Kampfwagen in Bereitschaft gestellt. Es kam jedoch nur zu vereinzelt Hochrufen für de Gaulle und die Engländer, ein Handgemenge entstand und einige Revolverschüsse wurden abgefeuert. Einige hundert Verhaftungen wurden vorgenommen, die Universität wurde für zwei Monate gesperrt, Schulkinder über sieben Jahren durften nicht ohne Begleitung der Eltern in die Nähe des Grabes des unbekannt Soldaten kommen, und der eine oder andere Familienvater wanderte in Polizeiarrest, weil sein Junge einem deutschen Soldaten die Zunge herausgestreckt hatte.

Ein Sturm im Wasserglas.

Aber draussen auf dem Lande konnte man vor den deutschen Kasernen neugemalte Anschläge mit der Inschrift finden: der Feind bleibt Feind.

Äusserlich ist jedoch eine Windstille, eine gewisse Anpassung eingetreten. Von Seiten der Deutschen eine gezwungene Gemütlichkeit, von Seiten der Bevölkerung eine Mischung von gespielter Liebenswürdigkeit und absoluter Gleichgültigkeit.

Man wartet ab.

Nach jeder Niederlage ist es wohl vorgekommen, dass man sich in dem besiegten Lande fragte, ob nicht das politische System des Siegers besser und effektiver sei. Als die Preussen während des deutsch-französischen Krieges Paris belagerten, sangen Ernest Renan und seine Freunde Loblieder auf den preussischen Geist, «die neue Zeit». Es war ihre Zukunftsmusik. Als die Armeen Napoléons siegend durch Europa marschierten, hatten sie etwas von der grossen Revolution in ihrem Tornister. Aber sicher niemals ist es vorgekommen, dass man so schamlos

seine eigne und die vaterländische Gesinnung abgeschworen hat, um ohne Reservation sich zu dem Sieger zu bekennen, wie in diesem Krieg.

Man ging in der Verleugnung des Alten so weit, dass man es als Vaterlandsliebe erklärte, wenn man «das Neue» übernahm. Diejenigen, die den Siegern unsaubere Absichten unterschoben, wurden als Irregeleitete, Schwache, in den meisten Fällen als ausländische Agenten gestempelt.

Nach der Niederlage fanden sich die lautesten Herolde der europäischen Neuordnung natürlich in dem besetzten Gebiet, sie fehlten aber auch nicht in der freien Zone oder in der unmittelbaren Umgebung des Marschalls. Die breiten Volksschichten wurden jedoch nie von dieser Propaganda berührt.

Die Überläufer waren nach der Niederlage ziemlich zahlreich. Jedes siegende System, jede neue Regierung, jedes erfolgreiche Individuum kann immer mit einem Hof von Schmarotzern rechnen. Die siegenden Deutschen sahen sich bald ebenfalls von einem solchen umgeben.

Einer der wirklich Überzeugten, der deshalb auch kaum als Überläufer bezeichnet werden kann, ist der Schriftsteller Alphonse de Chateaubriant (kein Verwandter des Romantikers René de Chateaubriand). Adolf Hitler war sein europäischer Gott lange vor Ausbruch des Krieges. Vor der Niederlage war er ein ungelesener Autor von konfusen Büchern. Politisch ungeschult, baute er seine ganze Auffassung auf Gefühle, doch mit einer ausgeprägten Vorliebe für den Führer. Der Führer muss eine magische Kraft und eine magnetische Seele besitzen, er muss eine Art Hypnotiseur sein. Chateaubriant, heute in den sechziger Jahren, wurde zuerst von Hitler hypnotisiert, Als er später zum erstenmal Pétain in Vichy traf, wurde er auch von ihm hypnotisiert. Er schildert sein Erlebnis in einem Aufsatz, der es verdient, von einem Psychiater begutachtet zu werden. Chateaubriant selbst ist jedoch ein bescheidener Arbeiter im Weingarten des Führers. Er stellt keine Ansprüche zu führen oder zu bestimmen. Er will nur gehorchen.

Chateaubriant und sein Kreis – zu welchem auch ein gewisser Serpeille de Gobineau (kein Verwandter des Rassetheoretikers Graf de Gobineau) gehört – behaupten, für die Wiedergeburt Frankreichs im neuen

Europa zu arbeiten, in welchem ihr Land eine bedeutende, wenngleich auch bescheidene Rolle spielen wird. Europa ist in eine neue historische Epoche eingetreten. Die angelsächsischen Völker werden vom Kontinent ferngehalten, der dann später als eine Welt für sich leben wird: Die Vereinigten Staaten von Europa. England wird amerikanisches Dominion.

Selbstverständlich kann Frankreich keinen Anspruch erheben, in dem neuen Europa eine führende Nation zu sein. Jedenfalls nicht, solange seine Volkszahl nur die Hälfte der deutschen ausmacht. Das Quantitative ist offenbar bestimmend für diese sonst die Qualität so verehrenden Philosophen. Dafür wird das Land Jahrtausende in Frieden leben dürfen – der Krieg zwischen Europäern wird unmöglich gemacht sein, mit einer besseren Arbeitsverteilung, vernünftigeren Distribution der Rohstoffe, einer intensiveren Produktion, einem gesünderen ökonomischen System und vor allem einer harmonischen europäischen Zusammenarbeit wird der allgemeine Wohlstand gehoben werden – das neue Europa wird ein Kontinent mit hohen Löhnen werden! Das Elend wird beseitigt und die Klassen werden abgeschafft werden. – Man erkennt sofort das alte ersehnte Utopia!

Die Neuordner bekämpfen den Nationalismus als ein verabscheuungswürdiges Produkt einer aus den Fugen geratenen pseudobürgerlichen Gesellschaftsordnung. Während der Sieger in seiner Presse keine Gelegenheit verpasst, seinen Nationalismus anzufeuern und zu stärken, werden die Nachäffer der Sieger gezwungen, eine Art nationale Passivität, eine Art nationale Abdankung zu predigen – und an Stelle dessen die materiellen Vorteile hervorzuheben, die mit dem «Neuen» gewonnen werden können. Sie scheinen nicht zu verstehen, dass ihre Lehre jeden gefühlsmässigen Inhalt verliert – ihr fehlt alles das, womit der Nationalsozialismus zur Macht gekommen ist.

Noch vor einigen Jahren pflegte man den Sozialdemokraten ihr mangelndes Verständnis für das Nationale vorzuwerfen. Mit der Zeit sind auch diese bei der Nationalhymne und den nationalen Emblemen angehangen, aber durch eine seltsame Laune des Schicksals zu einer Zeit, wo die europäischen Neuordner von Arbeitslöhnen, steigendem Lebensni-

veau, Produktionsvolumen, Konsumtion, Valuta, Goldwährung, Rohwaren, internationalem Handelsaustausch, besseren Wohnungen, Kinderschutz, Sport, Ferien und Frieden zu sprechen begannen. Das Vaterländische – das Irrationale – ist verloren gegangen ... oder den Demokraten als Erbe überlassen worden.

Das französisch-deutsche Gerede von Neuordnung hat eine starke Anziehungskraft auf viele ausgeübt, die früher in der Nachbarschaft des Marxismus in europäischer Neuordnung und Pazifismus machten. Amateure der Nationalökonomie, vor einigen Jahren Befürworter des New Deal und Gegner des ökonomischen Liberalismus, scharten sich um Chateaubriant. Von links kamen eine ganze Schar Gegner der Grossbanken, der «zweihundert Familien» und der Plutokratie oder solche, die früher hinter dem sozialen Experiment der Volksfront gestanden hatten. Mit der Neuordnung sollte das Gold abgeschafft werden, die Grossbanken jede Existenzberechtigung verlieren und die Kreditverhältnisse revolutioniert werden. Der in Friedenszeiten harmlose Henri Clerc, der einige Theaterstücke geschrieben hatte und Bürgermeister in Aix-les-Bains gewesen war, verbündete sich mit dem Polyhistoriker Francis Delaisi und anderen Überläufern der Volksfront, um den ökonomischen «Brain Trust» der Neuordnung zu bilden.

Ihnen folgten ebenfalls ehemalige Pazifisten wie Victor Margueritte, frühere Sozialisten, Kommunisten und – Anarchisten! Alte, weisshaarige Professoren der Dreyfusaffäre, die ohne Schwierigkeiten seitens der alten bescheidenen Republik jahrzehntelang Parolen verkündet hatten wie: «Keinen Sous, keinen Mann dem Militarismus» und «Nieder mit den Waffen», wollten mit dabei sein, um die neue Ära von Wohlstand und Frieden zu besingen, die nun für Europa heranbrach. Victor Margueritte, ein im Dienste des Pazifismus ergrauter Veteran, schickte seine brüderlichen Grüsse an Adolf Hitler, der ebenfalls verstanden habe, dass der Krieg etwas Böses ist und vom Frieden, vom ewigen Frieden abgelöst werden müsse. Den Rekord schlug ein Sohn Charles Péguy's, der vierzigjährige Marcel Péguy, von dem man früher nie gehört hatte. Die

Deutschen führen den Krieg als wahre Christen, schreibt er. Und jetzt wollen sie in wahren christlichen Geist Frieden schliessen.

Es war eine lange Reihe von Intellektuellen und Schriftstellern, die sich bei dem neuen Hofe anmeldeten. Als erster und auch mit dem Anspruch der erste zu sein, stellte sich Abel Bonnard, der Vorsitzende der Französischen Akademie, ein, den man früher niemals ernst genommen hatte. Jetzt verkündete er, dass Europa in eine neue Epoche eintrete. Das Zeitalter, das ungefähr um das Jahr 1740 begonnen habe, ginge zu Ende.

Natürlich war das kein glänzender intellektueller Hofstaat – aber es waren vielleicht auch nicht nur die Mittelmässigen. Neben André Belle-sort, Drieu la Rochelle, Georges Suarez, Jacques Chardonne, Bernard Grasset, Ramon Fernandez, Fabre-Luce, Bertrand de Jouvenel, Jean Giono und Mac Orlan entdeckte man das missglückte Theatergenie H.R. Lenormand und den früher mit den Kommunisten sympathisierenden Luc Durtain, aber auch der alte Philosoph Alain und der ebenfalls alte Paul Valéry schmuggelten sich in den neuen Hof. Georges Duhamel, der während des Krieges an der Spitze der französischen Radiopropaganda stand und sozusagen offizieller Kriegshetzer war, machte ebenfalls einen Versuch, dabei zu sein, doch ohne grossen Erfolg.

Mit wenigen Ausnahmen stösst man auf keine grossen oder bedeutenden Namen in diesem Kreis. Die wirklich Grossen schweigen und warten, bis sich der Sturm gelegt hat. Einige haben sich nach den Vereinigten Staaten begeben. Jules Romains spricht von New York her. In der Heimat aber herrscht eine bedrückende Stille. Die französischen Geister schweigen.

Diejenigen, die sich zum Reden verpflichtet fühlen, haben stets viel zu sagen gehabt. Sie waren seit dem letzten Krieg bei vielen sozialen, ökonomischen, politischen und literarischen Revolutionen dabei. Es sind dieselben, jetzt allerdings etwas betagten Jünglinge, die sich im Surrealismus austobten, sich am Kommunismus in seinem infantilen Stadium probierten, die dann später am 6. Februar 1934 dabei waren, Revolutionsklubs oder faschistische Ligen gründeten, die entweder bei der Volksfront oder bei de la Roque, Doriot und den Ligen oder bei allen mitwirkten. Trotz des zunehmenden Alters sind diese politisierenden

Elemente nicht über das Pubertätsstadium herausgekommen. Sie sind im Gymnasiastenalter stecken geblieben.

Eine richtige Revolution haben sie weder gemacht, noch haben sie an einer solchen teilgenommen. Aber sie haben über die Revolution geschrieben – was nicht ganz dasselbe ist.

Die Masse steht den Neuordnern fremd gegenüber. Am Anfang probierte sie neugierig, obgleich misstrauisch, das Neue. Jetzt glauben sie den Bluff durchschaut zu haben. Der Franzose liest keine Zeitungen oder Zeitschriften mehr und wirft nur einen flüchtigen Blick auf die Wettrennresultate, Sportnachrichten und Bekanntmachungen betreffs Rationierungsmassnahmen. Die neuesten Nachrichten bezieht er täglich aus London oder Boston.

Die Jugend bewundert de Gaulle und folgt mit Interesse und Neid seinen Abenteuern. Während die Älteren sich abwartend zurückhalten, ist die Jugend aktivistisch. Diese glaubt an de Gaulle, schreibt in der Nacht seinen Namen an die Hauswände und reisst die antibritischen Plakate herunter. Sie wartet auf einen Befreier – und zeigt der Neuordnung den Rücken. De Gaulle ist es geglückt, viele Menschen in Spannung zu versetzen. Seine Stimme im Radio hat ihm Anhänger und Schüler geworben. Mit einem richtigen Blick für die Psyche des französischen Volkes spricht er weniger von sozialen Reformen, von höherem Lebensstandard – er spricht nur von dem Wesentlichen, dem Einzigem: der Befreiung. Er ist der Abgott von Millionen – und die Hoffnung beinahe aller Franzosen.

Die Sieger sind sicher nicht im Unklaren darüber, dass eine einheitliche Volksmeinung im Lande andere Zukunftsperspektiven und andere Götter hat als die Neuordner. Die Frage ist nur, ob sie mehr Sympathien für die Neuordner als für die Gleichgültigen haben? Es handelt sich nicht um eine Bekehrung. Das ganze ist eine Machtfrage. Nach einem deutschen Sieg wird das Land je nach Bedarf neu geordnet. Im anderen Falle – ja im anderen Falle würde nicht einmal die Bekehrung des ganzen französischen Volkes zur Neuordnung den Deutschen grosse Freude machen.

Die Krise um Laval

Nichts kann für die Ahnungslosigkeit der Allgemeinheit über die wirkliche politische Lage und deren Entwicklung seit der Niederlage bezeichnender sein als die Bestürzung, die eintrat, als Marschall Pétain am 14. Dezember 1940 über die Radiostationen in der freien Zone mitteilte, dass Pierre Laval nicht mehr «sein Vertrauen genieße» und folglich aus dem Kabinett entfernt worden sei. Die Franzosen nördlich der Demarkationslinie wurden über dieses Ereignis erst einen Monat später unterrichtet, unterdessen hatten natürlich Gerüchte und ausländisches Radio sie auf dem laufenden gehalten. Pétain verabschiedete Laval zu einem Zeitpunkt, wo Presse und Radio in beiden Zonen das deutsch-französische Einverständnis ausschmückten und Pierre Laval ganz in den Vordergrund trat. Vor nur sechs Wochen war der Marschall in feierlicher Form mit Reichskanzler Hitler zusammengetroffen.

Die ganze Krise, die sich im Dezember in Vichy abspielte, hat zweifellos etwas von einem amerikanischen Gangsterdrama. In der Umgebung des Marschalls warf man Laval vor, dass er im Einverständnis mit den Deutschen Pétain «kidnappen» wollte, während Laval und seine Leute mit den größten Worten «Pétains Umgebung» anklagten, sich bei der Festnahme des unbehaglichen Vizeministerpräsidenten staatlich angestellter Gangster bedient zu haben. Bis jetzt sind so viele Einzelheiten bekannt geworden, dass man mit einer gewissen Wahrscheinlichkeit den Verlauf des Ereignisses in grossen Zügen rekonstruieren kann.

Pierre Laval war der einzige der Vichyminister, der regelmässig mit den Deutschen zusammentraf. Er reiste ununterbrochen zwischen Vichy und Paris, verkehrte täglich mit dem deutschen Gesandten in Paris und traf hier mehrere von Hitlers nächsten Mitarbeitern. Es gelang ihm, ein Zusammentreffen zwischen Hitler und Pétain in der Nähe von Tours (Montoire) am 24. Oktober zustandezubringen, nachdem er selbst zwei Tage vorher eine lange Konferenz mit dem deutschen Reichskanzler gehabt hatte. Die Begegnung in Montoire führte sowohl nach Aussagen Lavals als auch der Deutschen nicht gleich zu dem gewünschten Resultat. Pétain war in seinem wortkargen und mittels eines Dolmetschers ge-

fürten Gespräch mit Hitler äusserst reserviert gewesen und hatte vor allem erklärt, dass eine deutsch-französische Zusammenarbeit auf das rein ökonomische Gebiet begrenzt werden müsse. Alle Vorschläge über eine politische oder eventuell militärische Zusammenarbeit hatte der Marschall abgewiesen und er war vorsichtig genug, um gleich nach seiner Rückkehr nach Vichy in einer Radioansprache die französische Öffentlichkeit und gewisse fremde Regierungen wegen dieser Angelegenheit zu beruhigen.

Der Vizeministerpräsident war davon überzeugt, dass der alte Marschall nicht allein darauf gekommen war, die Idee einer französisch-deutschen Allianz zurückzuweisen und hatte die «Umgebung» Pétains im Verdacht, diesen beeinflusst zu haben. Diese Umgebung bestand hauptsächlich aus alten Generälen und Beamten. Um seine Pläne zu verwirklichen und Pétain dazu zu bringen, die Bedeutung einer intimeren Zusammenarbeit mit den Siegern einzusehen, war es somit notwendig, «Pétain von seiner Umgebung zu befreien», ihn mit neuen und zuverlässigen Menschen zu umgeben und von Vichy nach Paris, «der wirklichen Hauptstadt», zu ziehen. Es war bezeichnend für Laval's Einstellung zum Marschall, dass er davon ausging, der alte Mann sei nicht imstande, selbständig zu denken und eigene Ansichten zu haben. Vermutlich hatte er diese Auffassung während seiner Zusammenarbeit mit Pétain in Bordeaux und später in Vichy bekommen. Für Laval war Pétain nur ein Namensschild.

Die Inszenierung des eigentlichen «Coups» scheint ziemlich übereilt vor sich gegangen zu sein. Es kam darauf an, den Marschall nach Paris zu bekommen, um dort mit Hitler zusammenzutreffen. Versailles war von den Deutschen bereits geräumt worden und grosse deutschsprachige Anschläge rund um die Stadt verboten den deutschen Truppen den Zugang zu der «für die französischen Behörden reservierten Zone». Der zukünftige Aufenthaltsort des Staatsoberhauptes sollte somit Versailles werden.

Nach der Begegnung in Montoire war der Aussenminister Baudouin von seinem Posten entfernt worden und Laval hatte endlich den ersehnten Aussenministerposten erhalten, was ihm seine Reisen nach Paris und das Zusammentreffen mit den Deutschen erleichterte. Er führte auch in

der Eigenschaft als Aussenminister alle Verhandlungen mit den Siegern. Seine häufigen Besuche bei dem Gesandten Abetz konnten deshalb in Vichy keinen Anlass zu irgendeinem Verdacht geben.

Es muss jedoch ein reiner Zufall gewesen sein, der einen von Lavals Mitarbeitern auf die Entdeckung brachte, dass Napoleons sterbliche Hülle vor hundert Jahren am 15. Dezember 1840 von St. Helena nach dem Invalidendom zurückgeführt worden war. Oder kam der Vorschlag im letzten Augenblick von Berchtesgaden? Wie dem auch sei, man beschloss in aller Eile, dass Deutschland die sterblichen Überreste Napoleons II. alias Herzog von Reichstadt zurückführen sollte, um sie am 100. Jahrestage der Rückkehr des grossen Napoleons mit Fackelzug und grossem Pomp im Invalidendom beizusetzen. Hitler und Pétain sollten anwesend sein. Laval überbrachte sofort eine Einladung nach Vichy.

Es bestand die Absicht, mit dieser Begegnung eine Art historischer deutsch-französischer Versöhnung am Grabe Napoleons angesichts des unglücklichen «Jungen Adlers», des Sohnes der Österreicherin Marie-Louise, in Szene zu setzen. Man rechnete natürlich damit, dass die öffentliche Meinung von diesem suggestiven Schauspiel ergriffen werden würde; schwebte aber offenbar in Unkenntnis darüber, dass die Franzosen im Allgemeinen weniger von dem Herzog von Reichstadt als von dem Herzog von Windsor wussten, und diejenigen, die etwas über ihn wussten, hatten seine Bekanntschaft in dem jetzt vergessenen Theaterstück Edmond Rostands «Der Junge Adler» gemacht. Pierre Laval scheint auf jeden Fall davon überzeugt gewesen zu sein, dass es ihm nach einer solchen Verbrüderungszeremonie gelingen würde, Pétain dazu zu bringen, sich als eine Art konstitutioneller Monarch nach Versailles zurückzuziehen, während Pierre Laval seine Regierung in Paris bilden würde. Diese Regierung sollte hauptsächlich aus mit den Deutschen sympathisierenden Elementen in Paris gebildet werden. Marcel Déat war der Posten des Propagandaministers zugeordnet und der Bürgermeister von Bordeaux rechnete damit, Polizeiminister zu werden.

Wenn der Coup gelang, war Pierre Laval damit der eigentliche Herr des Landes und die übriggebliebenen Minister in Vichy konnten ganz einfach abgesetzt werden, oder man konnte ihnen gestatten, irgendwel-

che nicht politische Funktionen zu behalten. Damit wäre der Weg für eine politische und eventuell militärische Zusammenarbeit mit den Siegern offen gewesen.

Während der Sarg des Herzogs von Reichstadt von Wien nach Paris übergeführt wurde und Reichskanzler Hitler sich nach einem Ort nördlich von Paris – Beauvais – begab und darauf wartete, zu der Feierlichkeit nach dem Invalidendom reisen zu können, wurde der Marschall energisch von seiner Umgebung bearbeitet. Von Kundschaftern in Paris waren höchst bedenkliche Nachrichten eingegangen. Unter diesen Kundschaftern befand sich offenbar der damalige Polizeipräfekt Langezon, der einige Zeit darauf interniert wurde, jetzt aber freigelassen ist.

Gemäss den von Paris stammenden Angaben sollte Laval die Absicht haben, «den Marschall zu entführen und ihn im Schloss von Versailles gefangen zu halten, während in Paris eine revolutionäre Regierung gebildet werden sollte». Das hiess mit andern Worten: ein neuer Staatsstreich – dieses Mal aber nicht mehr gegen die Republik und Herm Lebrun gerichtet, sondern gegen Marschall Pétain und die Vichyregierung. Die Ratgeber in Vichy verwiesen nicht so sehr auf die Gefahr einer intimen Zusammenarbeit mit den Deutschen, obgleich hiermit vielleicht das Risiko eines Krieges mit Grossbritannien verbunden war, als auf die innere Umwälzung. Die alten, sicheren Kader um Pétain sollten gesprengt werden. Neue, unbekannte Personen würden die Regierungsmacht in die Hände bekommen und soziale Umwälzungen könnten die Folge sein. Unruhen konnten sicher nur mit Schwierigkeiten vermieden werden. Pierre Laval wurde angeklagt, am Grabe Napoleons den Staatsstreich Louis Napoleon Bonapartes wiederholen zu wollen.

Angesichts dieser erschreckenden Perspektive beschloss Pétain, mit eiserner Hand einzugreifen. Der Gedanke einer Reise nach Paris wurde zurückgewiesen. Admiral Darlan wurde mit einem Handschreiben des Marschalls nach Paris geschickt, in welchem dieser auf das Wärmste dem Reichskanzler für seine edle Geste, den «Jungen Adler» auf den Heimatboden zurückzuführen, dankte, sich aber entschuldigte, aus Gesundheitsgründen nicht selbst bei der Feierlichkeit dabei sein zu können.

Gleichzeitig rief man Pierre Laval nach Vichy, wo eine ausserordentliche Kabinettsitzung einberufen wurde.

Die Überführung der sterblichen Überreste des «Jungen Adlers» nach dem Invalidendom am Abend des 14. Dezember geschah folglich ohne Pierre Laval, Hitler und Pétain, aber in Anwesenheit des Gesandten Abetz, Admirals Darlan und einiger entfernter Verwandten Napoleons – der Familie Murat – vierundzwanzig Stunden früher als man vorgesehen hatte, ohne dass die Pariser eine Ahnung davon hatten. Nichtsdestoweniger veranstaltete man einen Aufzug mit Fackeln und Gala-Uniformen, dem am Abend ein Empfang in dem Hotel der deutschen Gesandtschaft in der Rue de Lille folgte. Herr Abetz hielt eine Rede, in der er folgende Äusserung tat, der von sehr wenigen Anwesenden Aufmerksamkeit geschenkt wurde: «Herr Pierre Laval ist in unseren Augen der einzige Garant eines deutsch-französischen Einverständnisses.» Die Anwesenden ahnten nicht, was der Gesandte damals bereits wusste: Pierre Laval war am Abend des 13. Dezember abgesetzt worden und wurde in der Nähe von Vichy gefangen gehalten. Der Coup war missglückt.

Als Pierre Laval am Morgen des 13. Dezember nach Vichy reiste, hatte er vermutlich böse Ahnungen. Er wusste da schon, dass Pétain nicht nach Paris reisen wollte. Aber nicht einen Augenblick konnte er glauben, dass er abgesetzt werden würde. Nur einige Tage vorher hatte er einen seiner nächsten Freunde, Jean Montigny, zum Presse- und Propagandaminister ernannt und würde dadurch auch einen sichern Griff um die Presse in der freien Zone bekommen haben. Auf andere Posten hatte er mehrere seiner blind ergebenen Vertrauensmänner gesetzt.

Als der Marschall zu Beginn der ausserordentlichen Ministersitzung den Rücktritt sämtlicher Minister forderte – es war üblich, dass Pétain so handelte, wenn er sein Kabinett umzubilden wünschte –, folgte Laval natürlich dem Beispiel seiner Kollegen. Er figurierte in der Juliverfassung allein als der Nachfolger Pétains und konnte daher nicht wie ein gewöhnlicher Minister abgesetzt werden. Seine Bestürzung war sicher unbeschreiblich, als Pétain nach dem «Rücktritt» der Regierung mitteilte, dass er seine neue Regierung mit sämtlichen ehemaligen Minis-

tern bilde, ausgenommen zwei: den stark kritisierten Unterrichtsminister Ripert und Vizeministerpräsident Aussenminister Laval. Ein heftiger Auftritt folgte, wobei Laval Anklagen gegen den Staatschef und die Minister ausstieß, die Geschäfte der Engländer zu besorgen und mit der Katastrophe, deutschen Repressalien und so weiter drohte.

Lavals Drohungen konnten natürlich nicht unbeantwortet gelassen werden, und am selben Abend liess Polizeiminister Peyrouton ihn kurz vor Abgang des Zuges nach Paris festnehmen. Er war gerade dabei, sein Mittagessen im Restaurant Chantecler, im selben Haus wie das Hotel du Pare, einzunehmen. Der Pariser Zug war eingestellt worden, die Demarkationslinie auf der französischen Seite gesperrt und die Telephon- und Telegraphenverbindungen waren für Presse und Allgemeinheit abgesperrt worden. In der Umgebung Pétains fürchtete man vermutlich, dass Laval seine Drohungen verwirklichen würde.

In seinem Hotelzimmer wurde sofort eine gründliche Untersuchung vorgenommen und seine Reiseeffekten wurden durchforscht. Später am Abend oder vielleicht erst am folgenden Morgen wurde er nach seiner Besetzung Chateldon übergeführt, aber unter Aufsicht der «Geheimpolizei» des neuen Staates, die ausserhalb der eigentlichen Polizei rekrutiert worden war, gestellt. Auf diese Weise war es Laval unmöglich, die Deutschen um Hilfe zu bitten: er war vollkommen von der Aussenwelt abgeschnitten. Erst am folgenden Tage wurde der Gesandte Abetz von dem Vorgang unterrichtet.

Eine Drohung mit Repressalien ist wahrscheinlich nicht ausgeblieben, selbst wenn die später kolportierten Nachrichten von Kämpfen zwischen französischen und deutschen Truppen an der Demarkationslinie mit grösster Reserve aufgenommen werden müssen. Bereits die Äusserung des deutschen Gesandten nach der Feier im Invalidendom (Laval ist der einzige Garant...) sprach eine eigene drohende Sprache. Irgendetwas muss auch unternommen worden sein, da die Vichyzensur am Samstagabend die Morgenzeitungen in der freien Zone zu verhindern suchte, das Ereignis der Öffentlichkeit am Sonntagmorgen bekanntzugeben (obgleich dieses am Samstag durch Radio mitgeteilt worden war); es war

aber zu spät. Die Morgenpresse plauderte aus der Schule, ohne jedoch dem sensationellen Ereignis irgendwelche Kommentare beizugeben.

Die Behandlung, die Pierre Laval in Vichy erfuhr, rief natürlich eine akute französisch-deutsche Krise hervor. Pétains Ratgeber hatten auch nichts anderes erwartet und unternahmen alles, um eine Gegenaktion parieren zu können. Pierre-Etienne Flandin, der während der Münchner Krise ein Glückwunschtelegramm an den deutschen Reichskanzler geschickt und nach der Niederlage im Juni bei verschiedenen Gelegenheiten sich in der besetzten Zone öffentlich für eine Zusammenarbeit mit den Siegern ausgesprochen hatte, wurde eiligst von Pétain herbeigeholt und übernahm den Posten des Aussenministers. Nichts konnte Flandin angenehmer sein, als Nachfolger Lavals zu werden. In einem Brief an Reichskanzler Hitler erklärte Pétain, dass Laval aus innenpolitischen Gründen abgesetzt worden und dass Flandin von allen Gesichtspunkten aus mehr geeignet sei, die Verhandlungen über ein Verständnis zwischen Berlin und Vichy zu führen.

Achtundvierzig Stunden später zeigte sich der Gesandte Abetz an der Demarkationslinie. Nach gewissen Angaben soll er mit einem Panzerzug gekommen sein, mit dem er die Reise nach Vichy fortzusetzen gedachte. Tatsächlich dürfte er von einer ziemlich zahlreichen Sicherheitsgarde umgeben gewesen sein. Die Reise von Moulins nach Vichy wurde jedoch in vier Autos unternommen. Einen Zug wollten die Franzosen nicht durchlassen.

Offiziell hiess es natürlich, dass die Begegnung zwischen Abetz und Pétain herzlich und freundschaftlich vor sich gegangen sei. Das Gerücht versichert dagegen, dass der Gesandte mit einem deutschen Einmarsch in die freie Zone gedroht habe, worauf Pétain geantwortet haben soll, dass er in einigen Minuten die Flotte zu den Engländern hinüberschicken und die Kolonien alarmieren könnte. Die Geschichte klingt wahrscheinlich, selbst wenn sie nicht wahr sein sollte.

Das Resultat des Zusammentreffens war ein Kompromiss, bei dem die Deutschen sich als Verlierer fühlten. Pétain weigerte sich, Laval als Vizeministerpräsidenten oder Aussenminister zurückzunehmen, liess ihn aber auf freien Fuss setzen und bot ihm einen Posten als Landwirt-

schaftsminister an – ein Angebot, das glatt abgewiesen wurde. Am selben Abend reiste Pierre Laval zusammen mit Abetz nach Paris. Auf Forderung der Deutschen war der Repräsentant Pétains in Paris, General de la Laurencie, der auf Befehl von Vichy pflichtgemäss den mit Laval verbundenen Marcel Déat hatte festnehmen lassen, seines Amtes enthoben und durch den engsten Mitarbeiter Lavals, den Gesandten Fernand de Brinon, ersetzt. Das war die grosse Konzession an die Deutschen.

Vichy atmete leichter. Endlich war man den gefährlichen Laval losgeworden. Während beinahe zwei Monaten nach seinem Fall versuchte Laval dann mit deutschem Druck den verlorenen Boden wieder zu gewinnen, und mehr als einmal sah es so aus, als ob er Erfolg haben sollte. Admiral Darlan diente abwechselnd mit hervorragenden Industriellen und einem Bischof als Vermittler bei den Verhandlungen. Darlan reiste jede Woche zwischen Paris und Vichy mit neuen Vorschlägen und Gegenvorschlägen hin und her und traf jedesmal mit Laval und Abetz, einmal – unter recht stürmischen Umständen – mit Reichskanzler Hitler zusammen.

Im Januar gelang es Darlan – der jetzt ungefähr dieselbe Vermittlerrolle zwischen den Deutschen und Vichy, wie früher Laval spielte –, eine Begegnung zwischen Laval und Pétain zustande zu bringen. Laval forderte «Genugtuung» und Pétain hatte ihn nach Vichy eingeladen, Laval schlug aber einen Treffpunkt einige Kilometer südlich der Demarkationslinie vor. Das Zusammentreffen führte zu einem sehr merkwürdigen Resultat. Laval kehrte nach Paris als Sieger zurück und gab durch die Pariser Presse zu verstehen, dass er das Spiel gewonnen habe. Die Presse machte Andeutungen darüber, dass Pétain vermutlich als Regierungschef zurücktreten und sich mit einem Präsidentenposten begnügen werde, während Laval sich neben Admiral Darlan und General Huntziger an die Spitze des neuen Kabinetts stellen würde.

Gleichzeitig kam aber von Vichy eine kalte Dusche nach der andern. Zuerst in einem Communiqué, in welchem es hiess, dass «sich nichts verändert habe». Dann die Bestätigung, dass Pierre- Etienne Flandin Aussenminister bleiben sollte und schliesslich, dass Pierre Laval das Angebot eines Postens als Landwirtschaftsminister ausgeschlagen hätte. Auf die Umgebung Lavals wirkte dieses direkt kränkend.

Man wird wohl nie Klarheit darüber bekommen, was zwischen diesen beiden Herren geäußert wurde. Pierre Laval muss doch irgendeinen Anlass für seinen überschwelenden Optimismus bei der Rückkehr nach Paris gehabt haben und nicht das Gefühl, dass er mit leeren Händen zurückkomme. Vielleicht hatte Pétain sich bei der Zusammenkunft von Laval überreden lassen, später aber, nachdem er nach Vichy zurückgekehrt war, hatten ihn seine Ratgeber hier, vor allem wahrscheinlich Flandin, dazu gebracht, seinen Standpunkt zu ändern.

Neue Verhandlungen wurden zwischen Paris und Vichy aufgenommen und Laval liess in den Pariser Zeitungen eine heftige Pressekampagne gegen Pétain, Flandin und Peyrouton in Gang setzen. Jeden Morgen wurde auf die «Clique in Vichy» gehämmert, die beschuldigt wurde, die Geschäfte der Engländer, Juden und Freimaurer zu besorgen. Kurierre reisten zwischen den beiden Städten hin und her, und der Gesandte de Brinon durfte einen Besuch in Berchtesgaden machen, um ein Handschreiben Pétains an Hitler zu überreichen.

Es sieht so aus, als ob die Deutschen schliesslich des Spiels müde geworden seien – oder dass sie die Taktik geändert hätten. Pierre Laval war ihnen, unter der Voraussetzung, dass er positive Resultate erzielen konnte, ein sehr sympathischer Kompagnon. Stand er dagegen allein und gab Anlass zu unnötigen Reibereien zwischen Hitler und Pétain, so musste er geopfert werden.

Nur so kann man erklären, dass es Pierre Laval trotz seiner wiederholten und dringlichen Bemühungen doch nicht gelang, im Januar-Februar seine Position wieder zu gewinnen und dass Pétain mit der Einwilligung Berlins Admiral Darlan den Auftrag gab, das neue Ministerium zu bilden.

In einigen Details siegte jedoch Pierre Laval – man kann kaum sagen, die Deutschen, weil diese wenig Interesse an den betreffenden Personalveränderungen haben konnten – vor allem in Bezug auf Flandin, der verabschiedet wurde. Die Pariser Presse klagte ihn an, sowohl Laval als auch den Gedanken des Einverständnisses verraten zu haben. Mit Flandin wurde auch der Polizeiminister Peyrouton verabschiedet, auf dessen Befehl Laval am 13. Dezember verhaftet worden war und der ihm, nach

Lavals Aussage, «mit dem Tode gedroht hatte». Aber vorher waren alle Anhänger Lavals im Ministerium entlassen worden. Seine Macht in Vichy war jetzt gebrochen.

Die Ursachen, die hinter der Lavalkrise standen, sind Gegenstand der verschiedensten Vermutungen geworden. In der Tat ist sowohl von der allgemeinen Öffentlichkeit als auch von der von verschiedenen Seiten wirksamen Propaganda eine an und für sich ziemlich komplizierte Krise stark vereinfacht worden. Für die breite Öffentlichkeit gab es natürlich nur eine annehmbare Erklärung: Laval wollte ein Bündnis mit Hitler eingehen, während Pétain Widerstand leistete und Zeit gewinnen wollte in der Erwartung eines amerikanisch-britischen Sieges oder eines für Frankreich günstigen Kompromissfriedens zwischen den kriegführenden Grossmächten. Pétain stand deshalb als der Mann da, der den passiven Widerstand symbolisierte, während Laval die Unterwerfung verkörperte. Die Popularität des Marschalls wuchs nach dem Fall Lavals unerhört rasch. Erst damals wurde er übrigens wirklich populär.

Es ist sicherlich übertrieben, zu behaupten, Pierre Laval strebte eine Unterwerfung an. Was für ihn vor allem auf dem Spiel stand – und zwar seit dem Coup in Bordeaux –, war seine eigene Machtstellung. Er wollte vor allem zur Macht. Pétains Umgebung stand ihm im Wege, dafür hatte er unzählige Beweise, und deshalb musste diese beseitigt werden. Er wusste auch, dass er unter vier Augen den Marschall ziemlich weit treiben konnte und rechnete wohl auch damit, dass er bei seinem hohen Alter – 84 Jahre! – nicht lange ein ernsthaftes Hindernis für Pierre Laval sein konnte, der zielbewusst eine persönliche Machtposition aufzubauen versuchte, dank welcher er den europäischen Diktatoren ebenbürtig werden würde. Sein Vorbild war sicher mehr Mussolini als Hitler.

Wenn man von der Umgebung Pétains spricht, so darf man nicht vergessen, dass diese praktisch aus den leitenden Kadern der Bürokratie der Republik, eng liiert mit grossindustriellen Interessen, bestand, das heisst von der oberen Schicht des Bürgertums gebildet wurde. Deren Vertreter konnten angesichts der Niederlage und der Kapitulation oft geteilter Meinung gewesen sein und viele von ihnen waren sogar Gegner der na-

tionalen Revolution, in einem Punkt aber waren sie einig. Pétain war ein unentbehrliches Etikett für die vermutlich provisorische Staatsführung, die eingeleitet wurde, und keiner durfte die Stellung des Marschalls usurpieren. Bei der Durchführung der Revolution hatten diese Kader keine Möglichkeit gehabt, im eigentlichen Sinne auf die Verhältnisse einzuwirken. Pierre Laval hatte sich im Übrigen zu diesem Zeitpunkt als ein willkommener Bundesgenosse erwiesen; er schlug die alte Republik in Stücke. In dem Augenblick aber, als es deutlich wurde, dass er sozusagen auf eigene Rechnung gearbeitet hatte und arbeitete, um seine Macht auszubauen, ohne Rücksicht auf die alten Kader – da rotteten sich alle verfügbaren Kräfte in Vichy zusammen und brachen ihm das Genick. Es lag deshalb etwas Wahrheit in der Erklärung des Marschalls, dass Pierre Laval aus «innenpolitischen Gründen» verabschiedet worden war.

Auf aussenpolitischem Gebiet konnte man diesen Kreis schwerlich einer ausgeprägten Englandfreundlichkeit oder als Gegner einer Zusammenarbeit mit den Siegern verdächtigen – wie es die Pariser Zeitungen machten. Es gab zwar um Pétain Personen, die heimlich mit den Engländern sympathisierten und jede Zusammenarbeit mit den Deutschen für undenkbar hielten, und man konnte sogar solche antreffen, die glaubten, dass Pétain im Innersten mit General de Gaulle sympathisiere, in Wirklichkeit bedeutet dies aber wenig. Die ganze nationale Revolution war auf das Postulat der Verwerfung und des Untergangs der Demokratie aufgebaut und setzte nicht nur voraus, dass die Diktaturen den Krieg überleben würden, sondern dass das neue französische System mehr oder weniger diesen gleichen würde. Diese Auffassung wurde vielleicht bis zu einem gewissen Grad durch die schwere Niederlage der Italiener in Nordafrika und die Nachrichten über wachsende Unruhen und Missstimmungen in Italien erschüttert, die dauernd nach Vichy strömten; aber die führende Achsenmacht war doch Deutschland.

Die Meisten in der Umgebung des Marschalls hatten doch unzählige Gründe für ein Misstrauen gegen Grossbritannien und auch gegen die Vereinigten Staaten. Die Engländer wurden als die Urheber des Macht- aufschwunges der Deutschen nach dem Weltkriege angesehen, und die

ökonomische Politik der Vereinigten Staaten (und deren Weigerung, im Völkerbund mitzuwirken) hatte zu grossen Schwierigkeiten in Europa geführt. Roosevelts New Deal wurde von vielen als ein verkappter Staatssozialismus angesehen. Die britischen Regierungen hatten nach dem Sieg von 1918 Frankreich gezwungen, abzurüsten. Man klagte die Engländer auch dafür an, Frankreich in den Krieg gestürzt zu haben, trotz ihres eigenen Unvermögens, aktiv dem Bundesgenossen zu Hilfe zu eilen. Nach der Niederlage hatte London offen Misstrauen und Geringschätzung gegenüber der Vichyregierung verbreitet und nicht nur den Rebellen Exgeneral de Gaulle unterstützt, sondern sich auch an den französischen Kolonien vergriffen und die Stellung Marschall Pétains in den Kolonien stark geschwächt. Man fürchtete ebenfalls den demokratischen Geist der britisch- amerikanischen Front. Deren Sieg würde wahrscheinlich den Zusammenbruch der nationalen Revolution mit sich führen und vielleicht die Demokratie wieder aufrichten.

In der Umgebung Pétains hatte man übrigens keine Gelegenheit versäumt, um seiner Unzufriedenheit mit den ehemaligen Bundesgenossen Ausdruck zu geben. Vichys antibritische Einstellung zeigte sich deutlich, als die Franzosen Japans Politik der geballten Faust in Indochina nachgaben (tausende französischer Soldaten fielen oder wurden von den japanischen Truppen, die ohne eigentlichen Grund zu Kriegshandlungen übergingen, verwundet oder gefangen genommen). Zu gleicher Zeit drohte man den Engländern nach der unglückseligen Expedition in Dakar (bei welcher sowohl de Gaulle als auch die Engländer eine viel ritterlichere und bessere Rolle spielten als der Generalgouverneur Boisson in Dakar!) de facto mit Krieg. Ebenso erklärte man den zunehmenden Mangel an Lebensmitteln mit der sogenannten Hungerblockade der Engländer. Man wendete hierbei ungefähr dieselben Argumente an wie Berlin.

Es würde deshalb etwas oberflächlich erscheinen, wenn man den «passiven Widerstand» des Marschalls in scharfem Kontrast zu der «Unterwerfung» Pierre Laval's zeigen würde. Es gab natürlich einen Unterschied. Wogegen Vichy am schärfsten reagierte, war die weitgehende ökonomische «Durchdringung» so gut wie aller Gebiete französischer

Industrie seitens der Deutschen. Die deutsche Industrie und das deutsche Bankwesen drangen wie in einem eroberten Lande vor und brachten bedeutende französische Industriegruppen unter ihre Leitung – oft für einen Spottpreis oder ganz einfach im Austausch gegen die von den militärischen Behörden erwirkte Erlaubnis zur Wiederaufnahme oder Erleichterung des Transports und anderes.

Auch in diesem Punkt dürfte Laval nicht blinder gewesen sein als Pétains Umgebung. Während man aber in Vichy versuchte, einen Teil der Zusammenarbeit, die eine gewisse Unterwerfung verlangte, zu verzögern oder zu erschweren, war Laval der Meinung, dass diese mit Leichtigkeit geordnet werden könnte, nachdem ein politisches Einverständnis hergestellt sei und Frankreich «nicht länger ein besiegtes Land sei». Laval war kein Fürsprecher für einen vorherrschenden deutschen Einfluss in der Industrie. Er war aber davon überzeugt, dass diese Zwistigkeiten mit Leichtigkeit beseitigt werden konnten.

Als Laval seinen Coup gegen die «Umgebung» des Marschalls im Zusammenhang mit Hitlers und Pétains Versöhnungszeremonie im Invalidendom plante, hatte er – nach langen Überlegungen mit Abetz, vermutlich auch mit Ribbentrop und schliesslich mit Hitler selbst – ein ausserpolitisches Programm ausgearbeitet. Dieses hatte hauptsächlich zum Ziel, den Waffenstillstandsvertrag durch einen richtigen Friedensvertrag zu ersetzen. Hitler glaubte versprechen zu können, dass Italien – vor allem nach dem Rückschlag im Mittelmeer – nicht länger Anspruch auf Nizza, Savoyen, Korsika oder Tunis erheben würde. Deutschland würde seinerseits sich mit Elsass und Lothringen begnügen (deren brutale Wiedervereinigung mit dem Deutschen Reich eine heftige Indignation bei dem alten Marschall hervorgerufen hatte), während die immer noch an Belgien angeschlossenen nordfranzösischen Provinzen mit dem Mutterland wiedervereinigt werden sollten. Nach der Unterzeichnung des Friedens würde es natürlich nicht möglich sein, die besetzten Zonen sofort vollkommen zu evakuieren, wenigstens nicht solange der Krieg mit Grossbritannien andauerte, bedeutende Teile aber konnten freigegeben werden. Die freie Zone konnte sich beispielsweise bis zur Loire ausdeh-

nen und von dort konnte ein breiter Korridor nach Versailles oder Paris hergestellt werden, wodurch Frankreich eine würdige Hauptstadt bekommen würde. Eine ähnliche Kompromisslösung war betreffend der Kriegsgefangenen geplant gewesen. Von den zwei Millionen Franzosen, die als eine Art Geisel in Deutschland gefangen gehalten wurden, sollte vielleicht eine halbe Million oder mehr unmittelbar freigelassen werden; die übrigen in dem Masse, wie sich die Verbindungen zwischen Deutschland und Frankreich vertieften und verbesserten.

Die Voraussetzung für eine solche friedliche Zusammenarbeit war natürlich, dass Frankreich alle denkbaren Ressourcen zur Verfügung Deutschlands stellen würde, um diesem zum Siege über Grossbritannien zu verhelfen: Arbeitskraft, Waren aller Art und Lebensmittel.

Wahrscheinlich ist zwischen Laval und seinen deutschen Partnern auch die Möglichkeit einer diplomatischen und militärischen Zusammenarbeit diskutiert worden. Das ständig wiederkehrende Gerede davon, dass die Flotte an die Deutschen «vermietet» und nordafrikanische Flotten- und Flugbasen den Deutschen zur Verfügung gestellt werden sollten, kann nicht vollkommen ohne Grund gewesen sein. Darlans ständig erfolgende Berichtigungen und Weygands energische Dementis bestätigen das Vorhandensein solcher Forderungen. Aber nicht einmal Pierre Laval dürfte anfangs die deutschen Forderungen ohne Umschweife ausgesprochen haben; sie wurden in Andeutungen eingehüllt. Man hätte damit beginnen können, dass französische Kriegsschiffe Fahrzeuge durch die britische Blockadesperre begleiteten. Der Konfliktsstoff zwischen Vichy und London würde sich in diesem Fall anhäufen.

Lavals Absicht war sicher, nach der Unterzeichnung des Friedensvertrages – wo er faktisch der Herr des Landes sein und eigenhändig den gesamten Verwaltungsapparat, einschliesslich Flotte und Armee beherrschen würde – das Land aussenpolitisch durch einen Anschluss an die Achsenmächte zu rehabilitieren. Vielleicht hoffte er, dass das Dritte Reich den geschwächten Mussolini zu einer Stellung dritten Ranges degradieren und Frankreich als Deutschlands ersten Sekundanten in Europa aufrücken lassen würde. Wenn die Achsenmächte dann mit oder

ohne aktives Mitwirken Frankreichs Grossbritannien besiegt haben würden, würde Pierre Laval auf der grossen europäischen Friedenskonferenz mit berechtigten Ansprüchen auftreten können, bei der Neuordnung Europas und der Aufteilung des britischen Kolonialbesitzes im' Mittelmeer und in Afrika dabei zu sein.

Er glaubte blind an den Sieg der Achsenmächte und hatte umso mehr Grund, dies zu tun, da er sein eigenes Schicksal faktisch an das der Achsenmächte gebunden hatte. Sein Weg zur Macht musste über eine englische Niederlage gehen. Es schien ihm deshalb selbstverständlich, vor dem entscheidenden Sieg der Sieger – der Deutschen – die Vorteile zu erhandeln, die noch zu erreichen waren.

Was Pétains Ratgeber in Vichy schreckte, war vor allem Lavals persönliches Machtstreben und nur in zweiter Linie das Risiko eines Konfliktes mit Grossbritannien. Im Innern spielten die Herren in Vichy vielleicht mit einem sehr vermessenen Gedanken: dank einer gegenseitigen Schwächung der Kriegführenden würde das vom Kriege relativ unberührte Frankreich in der europäischen Gleichgewichtspolitik die Stellung eines Züngleins an der Waage wieder erhalten. Vichy und Pétain erklärten ihre Neutralität, Pierre Laval war Aktivist.

Es gibt kaum einen französischen Politiker, der während seiner ganzen Karriere in allen Lagern so verachtet und so schlecht angeschrieben war wie Pierre Laval, wenige, die so wegen ihrer Geschicklichkeit, Verschlagenheit und List gefürchtet waren wie er. In der Hauptsache hat man ihm vorgeworfen, sich durch die Politik ein gewaltiges Vermögen verschafft zu haben; er begann (nach eigener Aussage) mit zwei leeren Händen und zerrissenen Hosen. Mit der Zeit hatte er sich Schloss, Landbesitztümer, Rennstall, Zeitungen und Parvenü-Eigenschaften zugelegt – was ihn nie gehindert hat, gegen das einfache Volk familiär und «einfach» aufzutreten.

Er ist der Typ der französischen Politiker, die durch alle Parteien gewandert sind – von der röttesten bis zur weissesten –, ohne jemals an der Spitze einer Partei gestanden oder eine Partei hinter sich gehabt zu haben. Auch innerhalb der Parteien hat er für eigene Rechnung gearbeitet. Diese

Entwicklung führt natürlich zu einer tiefen Verachtung der Masse und der «Demokratie», zu blindem Vertrauen zu der persönlichen Verschlagenheit und der Überzeugung, dass die Macht von wenigen, mutigen Persönlichkeiten – nie von Parteien oder Gruppen ausgeübt wird. Ursprünglich Demokrat im banalsten Sinne des Wortes, wurde er mit den Jahren ein ausgeprägter Antidemokrat und entdeckte, dass der Weg zu persönlicher Macht in einer Republik wie in einer Monarchie notwendig zu einem Kampf gegen die Parteien und die Demokratie führt. Mussolini wurde für ihn in verschiedener Hinsicht zum Vorbild.

Pierre Laval begann seine politische Laufbahn als Sozialist und wirkte während des Weltkrieges zusammen mit der internationalen Sozialdemokratie für einen Separatfrieden (er figurierte unter anderem auf der Liste der Geheimpolizei als der sogenannte Carnet B). Bei der Spaltung der Sozialistischen Partei nach der russischen Revolution ging er mit der Mehrheit zum Bolschewismus über, dessen straffe Disziplin ihn jedoch bald ermüdete. Viele Jahre arbeitete er in Briands Umgebung und glaubte an eine deutsch-französische Verständigung. Die Rechtspresse bezeichnete ihn als einen Schüler Aristide Briands. Erst während der dreissiger Jahre sattelte er auf einen Rechtskurs um. Die Feindschaft mit den Sozialisten war alten Datums, die Kommunisten verfolgten ihn als Renegaten und die bürgerliche Linke wollte nichts von ihm wissen. So wurde er ein politisch Wilder, und die Rechte nützte ihn in schwierigen Augenblicken zur Zersplitterung der Linksgruppen aus. An regierender Stelle arbeitete er abwechselnd mit Tardieu und Flandin zusammen. Flandin, der im Herbst 1934 als Nachfolger Gaston Doumergues an die Regierung gekommen war, wurde im Frühsommer 1935 von Pierre Laval unter Mitwirkung der Feuerkreuzbewegung und der Ligen, mit denen der neue Regierungschef ein Bündnis geschlossen hatte, gestürzt. Ein Staatsstreich spukte sicher zu diesem Zeitpunkt in Lavals Kopf, aber mit dem Beispiel Doumergues vor Augen rückte er davon ab. Nach einem halben Jahr wurde er von der Macht gejagt und kam erst fünf Jahre später, im Juni 1940, zurück.

Pierre Laval hat Gelegenheit gehabt, in entscheidenden und kritischen Augenblicken in die europäische Politik einzugreifen. Er war ein ge-

schworener Feind der sogenannten traditionellen Diplomatie. Deshalb umging dieser marxistisch geschulte Mann nicht nur die Gesandten und Minister bei seiner Amtsausübung, sondern er suchte auch nach neuen Wegen für die Aussenpolitik. Er hat niemals an Versailles oder die Entente geglaubt. Sein alter Unwille gegen die grosskapitalistische Wall Street wurde aufs Neue durch seinen Besuch in Washington bestätigt, von dem er mit dem Hoover-Moratorium in der Tasche zurückkehrte. Die Zusammenarbeit mit London passte ihm nicht, weil diese seiner Ansicht nach zur Voraussetzung hatte, dass der Quai d'Orsay sich dem Foreign Office unterordne. Die französisch-britischen Gegensätze waren für ihn etwas Grundlegendes in der europäischen Politik.

Konsequent arbeitete er auch viele Jahre lang offen oder heimlich gegen die französisch-britische Allianz. Er suchte Verbindung nach Rom und ermunterte Mussolini, sich Lebensraum in Abessinien zu suchen. Laval glaubte, dadurch die Forderungen Italiens nach einer Teilhaberschaft in Tunis zu beseitigen und gleichzeitig eine Rivalität zwischen London und Rom zu schaffen. Seiner Ansicht nach würde dies Mussolini dazu zwingen, eine Allianz mit Frankreich einzugehen, das dann mit der Hilfe Italiens gegen Deutschland rechnen konnte. Die Verhältnisse zwangen wie bekannt Laval unter dem Druck der öffentlichen Meinung, den Sanktionen zuzustimmen, und das Endresultat war ein Bruch mit Rom und eine zeitweise offene Feindschaft mit London, das nach der Abessinienkrise Verhandlungen mit Hitler einleitete. Das geschah zu jener Zeit, wo der Grund zu der politischen Freundschaft Italiens und Deutschland gelegt wurde.

Für die mehr oder weniger mit Frankreich politisch befreundeten Staaten im Osten und Südosten Europas hegte Laval keine Sympathien und betrachtete diese als «toten Ballast». Somit opferte er gern die Freundschaft Jugoslawiens für ein gutes Verhältnis mit Mussolini und setzte ohne Zögern die polnischen Interessen beiseite, um einen Pakt mit der Sowjetunion zustande zu bringen.

Während Louis Barthou in der Regierung Doumergues 1934 – in welcher Pétain als Verteidigungsminister sass – versucht hatte, die polnischen und sowjetrussischen Interessen in Übereinstimmung zu bringen, in der Hoffnung, durch einen sogenannten Ostpakt eine starke Front ge-

gen das Dritte Reich im Osten aufzurichten, suchte Pierre Laval in dem von ihm verwirklichten Sowjetpakt mehr ein Mittel als ein Ziel. Im Zusammenhang mit seiner Reise nach Moskau war Laval mit Göring zusammengetroffen. Vielleicht hoffte er, dass der französisch-russische Pakt die Deutschen veranlassen würde, zu einer Übereinstimmung mit Frankreich zu kommen. Dieser sollte ein Schreckschuss sein. Als Laval später entdeckte, dass der Sowjetpakt eine direkt entgegengesetzte Wirkung hatte, wurde er konsequenterweise sein ärgster Widersacher.

Das Ergebnis ist bekannt, und obgleich er natürlich nicht allein dafür verantwortlich gemacht werden kann, so dürfte er doch einen erheblichen Teil der Verantwortung dafür tragen. Die kleineren französischen Bundesgenossen im Osten und Südosten Europas wurden gezwungen, anderswo Anschluss zu suchen und sich von Paris zu entfernen, während die misstrauischen Russen, die Laval durchschaut zu haben scheinen, in die Arme der ebenfalls misstrauischen Deutschen getrieben wurden, die gleichfalls nicht an die Aufrichtigkeit der Versicherungen Lavals glaubten. Mussolini konnte sich gleichzeitig politische Sicherungen auf dem Balkan verschaffen. Als die Allianz mit Grossbritannien im Sommer 1938 in aller Eile zusammengeflickt wurde, stand der europäische Krieg bereits vor der Tür.

Wenn Pierre Laval jemals Gelegenheit bekommt, sich vor dem Richterstuhl der Geschichte mit anderen Argumenten als denen, deren er sich momentan bedient, zu rechtfertigen – er gibt sich als Opfer des internationalen Grosskapitals, der Juden und Freimaurer aus –, so wird er wahrscheinlich sagen, dass er sein Land von der britischen Vormundschaft befreien, eine Allianz zwischen den «lateinischen» Ländern – Italien, Frankreich, Spanien – zustande bringen und dank dieser «gewaltigen» Machtkombination ein Gleichgewicht mit dem Dritten Reich auf dem Kontinent herstellen wollte. Zusammen könnten diese vier Staaten ein Grossmachtquartett bilden, das den russischen Einfluss beseitigen, die soziale Revolution bekämpfen, die Streitigkeiten zwischen den Kleinstaaten regulieren und Grossbritannien neutralisieren könnte.

Die Entwicklung hatte einen ganz anderen Verlauf genommen, und

Pierre Laval, der sein Land von fremder Vormundschaft befreien wollte, ist gezwungen, eine deutsche Vormundschaft als die einzige Lösung zu befürworten. Politisch scheint er mehr und mehr ein toter Mann zu sein. Nicht einmal ein totaler deutscher Sieg würde ihm mehr die absolute Machtstellung, von der er immer geträumt hat, verschaffen können. Jüngere und unverbrauchte Kräfte würden an seine Stelle rücken.

Wenn man im Spätwinter 1941 Pierre Laval begegnete, konnte man auch feststellen, dass er nicht mehr der triumphierende und selbstsichere Mann war, der in Vichy das Schicksal seines Landes neugestaltete. Er war ein bitterer, ziemlich müder und über seine Landsleute verzagter Prophet. Er hatte erfahren müssen, dass die Masse, die er so tief verachtete, doch notwendig war, um ein starkes Regime zu stützen – und die Masse hasste ihn. Ich bin Frankreichs unpopulärste Person, pflegte er mit seinem etwas spöttischen Lachen zu sagen. Und das ist ein Urteil, das die Geschichte sicher unterschreiben wird.

Die innere Front

Nach der Niederlage von 1870 hatte die gesetzliche Regierung in Bordeaux Friedensverhandlungen mit Bismarck eingeleitet und dann ihren Sitz nach Versailles verlegt. Man könnte vielleicht sagen, dass Thiers und seine Umgebung unter dem Schutz der Deutschen standen, diese nahmen aber auf keinen Fall an der Dämpfung des Aufstandes teil, wenn sie auch die Versailler Regierung mahnten, der Revolution rasch ein Ende zu machen. Nach der Niederlage von 1940 war die Situation beinahe umgekehrt. Die umstürzenden Kräfte, die sich nationalsozial nannten und ihren Hauptsitz in Paris hatten, genossen zweifellos die Sympathien der Sieger, während die legale Regierung in Vichy streng genommen keine Mittel hatte, diesen Aufruhr niederzuschlagen.

Die Beamten und Generäle in Vichy lebten eine Zeitlang und leben vielleicht immer noch in einer gewissen Angst, dass eine neue Pariser Kommune entstehen, dass sich in der besetzten Zone eine aufrührerische

Regierung bilden könnte. Dieses Mal wäre das Problem viel schwerer lösbar als vor 70 Jahren. Keine französischen Truppen könnten die Demarkationslinie überschreiten, um eine Aufrührregierung abzusetzen. Wenn die Pariser Kommune vermutlich ein unwillkommenes Gespenst für Vichy war, so wurde diese zum Vorbild für die Kreise, die von Paris aus die «konservative» Regierung in Vichy zu stürzen versuchten.

Schon einige Wochen nach der Niederlage hatte Paris eine Presse bekommen, die in offener Opposition zu Vichy stand. Diese befand sich nicht nur deshalb in Opposition, weil Vichy scheinbar unwillig und mit Verzögerung die berechtigten Forderungen der Sieger erfüllte, sondern auch deshalb, weil die nationale Revolution zu langsam ging.

Die Opposition bekam einen neuen Auftrieb, als Marcel Déat und seine Gesinnungsfreunde Vichy verlassen hatten. Die Pariser Zeitungen mit Marcel Déat an der Spitze warfen der Regierung in Vichy vor, sie sei eine Kamarilla ohne Wurzeln im Volke, antisozial, nationalistisch und militaristisch. Als Leiter der Pariser Presse traten Marcel Déat, der den alten radikalen «L'Oeuvre» übernommen hatte, und Jean Luchaire hervor, ein in der Öffentlichkeit unbekannter Publizist, der über 15 Jahre lang buchstäblich mit kleinen obskuren Wochenblättern von der deutsch-französischen Verständigung gelebt hatte und jetzt eine Abendzeitung «Les Nouveaux Temps» herausgab, die den Anspruch erhob, Nachfolger des früher offiziellen «Temps» zu sein. Sowohl Déat als auch Luchaire entlarvten sich ziemlich bald als offiziöse Sprachrohre teils Pierre Laval und des Ambassadeurs de Brinon, teils für den deutschen Gesandten, mit welchem Luchaire seit vielen Jahren auf freundschaftlichem Fuss stand – ohne deshalb notwendigerweise Sprachrohr der militärischen Besatzungsbehörden zu sein.

Diese Presse war zu Anfang der einzige Ausdruck der sogenannten Pariser Opposition. Während des ganzen Herbstes und Winters 1940 arbeitete diese in der Überzeugung, dass Pierre Laval die Regierung nach Paris verlegen würde, und sowohl Déat als auch Luchaire waren Plätze in dem neuen Kabinett zugeordnet. Während der Dezemberkrise wurde die Pariser Presse als Waffe gegen Vichy verwendet. Sie behauptete frei zu sein – während die Presse in der «freien» Zone unter Zensur stünde.

Die «Umgebung» des Marschalls wurde als eine Versammlung von Abenteurern geschildert, während man gleichzeitig den Marschall in allen Tonarten pries. Pétain war ein Gefangener in Vichy und musste «befreit» werden.

Als die rasch zunehmenden Lebensmittelschwierigkeiten eine ernsthafte Notlage in Paris hervorriefen, versuchte man die Arbeiter und Mittelschichten gegen die Regierung aufzuwiegeln, der man nachsagte, dass sie diese bewusst aushungere mit der Absicht, die Pariser gegen die Deutschen aufzuhetzen (welche «Vichy für die Hungersnot verantwortlich machte», wie die Pariser Presse sich indigniert ausdrückte).

Diese Kampagne übte eine gewisse Wirkung auf Vichy aus, wo man natürlich fürchtete, dass die Coupmacher die hungernden Arbeiter auf ihre Seite bekämen. In der Tat verhielten sich die Pariser bewundernswert ruhig. Trotz geschlossener Metzgereien, trotz ausbleibender Zufuhr von Fetten und Gemüsen, trotzdem man in den schlimmer betroffenen Stadtteilen und in den Vorstädten nur von Brot lebte, wurde niemals eine Fensterscheibe eingeschlagen, kam es nie zu Hungerdemonstrationen.

Es wurde deutlich, dass die Schreibereien in den Zeitungen nicht weit führen würden. Vichy hatte die Macht, die Pariser Presse nur ihr Papier und ihre Druckerschwärze. Der Kampf war ungleich. Bis zum letzten Augenblick hatte man damit gerechnet, dass Pierre Laval seinen Willen durchsetzen würde. Als es nach einem Misserfolg aussah, setzte man bedauernde Mienen auf, um damit auf die bevorstehende deutsche Besetzung des ganzen Landes anzuspieren. Man wollte Vichy mit deutschen Truppen und der Drohung eines Einzuges in die freie Zone Schreck einjagen.

Erst als die Sieger deutlich gezeigt hatten, dass man nicht mit ihrer Mitwirkung rechnen konnte, solange die Pariser selbst nicht bewiesen hatten, wozu sie taugten, entstand der Gedanke, eine revolutionäre Bewegung zu bilden. Pierre Laval spielte hinter den Kulissen die Rolle eines Ratgebers, wollte aber nicht mit in der Leitung des «Rassemblement national populaire» sein, das in den letzten Tagen des Januar 1941 gestartet wurde.

Offiziell waren es Marcel Déat, Eugène Deloncle und Jean Fontenoy, die die neue Partei bildeten. Von diesen drei Männern war nur der erste

in den breiteren Volksschichten mehr oder weniger bekannt. Jean Fontenoy hatte zu der «Agence Havas» gehört, war aber später in der Sowjetunion, in China auf der japanischen Seite und in Spanien auf der Seite Francos tätig gewesen. Vermutlich war er mehr Geheimagent als Journalist gewesen. Seit mehreren Jahren verkehrte er fleissig in internationalen nationalsozialistischen Kreisen. Zu Lavals Kreis gehörte er seit einiger Zeit.

Eugene Deloncle, Ingenieur und missglückter Geschäftsmann, überzeugter Faschist und Revolutionär, war der interessanteste der drei. Er war einer der Leiter der sogenannten Cagoulards gewesen, die im Frühjahr 1936 und 1937 versucht hatten, einen bewaffneten Aufstand zu organisieren. In dieser Eigenschaft hatte er sich als tüchtiger Organisator und geschickter Inszenator erwiesen. Es war ihm gelungen, tausende von Gewehren, leichten und schweren Maschinengewehren aus Deutschland und Italien herbeizuschaffen und er hatte mehrere befestigte «Hauptquartiere» in Paris und Umgebung bauen lassen; alles das vor der Nase der Polizei. Deloncle war die Seele der Attentate, die zum Mord an Carlo Rosselli und der Sprengung des Hauses der Arbeitgeberorganisation am Triumphbogen führten (es war beabsichtigt, diese als Attentate der Kommunisten zu enthüllen)! Diese umfassende Verschwörung wurde während der Volksfrontzeit aufgedeckt (obgleich denunziert von der Action Française und Charles Maurras, der in ihnen einen Konkurrenten sah). Der Skandal wurde aber von Daladier, als dieser Blum folgte, totgeschwiegen, vor allem deshalb, weil unvorsichtigerweise hohe Offiziere darein verwickelt waren. Die Rechtspresse tat später das ihrige, um die ganze Verschwörung zu einem Aprilscherz umzuwandeln, und noch heute gibt es nicht viele Franzosen, die das Cagoulardkomplott ernst nehmen.

Nach der Niederlage hatte man im Kreise Deloncles eindeutig ausgesprochen, dass die Cagoulards gehofft hatten, die Blumregierung mit Gewalt stürzen zu können, worauf die Aufständischen die Macht übernommen hätten und deutsche und italienische Truppen einmarschiert wären, um eine erdichtete kommunistische Revolution zu ersticken. Die nationalen Goupmacher würden den Sieg errungen haben. Die Folge wäre eine europäische Entspannung und ein französisch-deutsches Ein-

verständnis gewesen, und der neue Krieg wäre nie zustande gekommen. Eugène Deloncle hatte «seine» Revolution sklavisch General Franco abgesehen.

Im Januar 1941 trafen Deloncle und Déat wahrscheinlich zum ersten Mal zusammen. Sie hatten früher, ohne einander zu kennen, an verschiedenen Fronten gekämpft und fanden sich jetzt sofort. Déat versicherte, dass er hinter sich die radikalen Arbeiterkreise und eine grosse Anzahl Gewerkschaftsführer habe. Deloncle war überzeugt, hinter sich die jugendlichen sozialrevolutionären Kräfte zu haben. Zusammen würden sie eine völkisch-revolutionäre Massenbewegung bilden.

Wenn Eugène Deloncle, ein würdiger Nachkomme der Carbonari des 18. Jahrhunderts, hätte bestimmen dürfen, so hätte man eine Geheimorganisation mit Verzweigungen in beiden Zonen gebildet. In Zeiten der Unruhe, vor allem wenn die Regierungsmacht in schwachen oder unpopulären Händen liegt und die öffentliche Meinung keinen Kontakt mit den Behörden hat, kann eine kleine Gruppe entschlossener Männer ohne Blutvergiessen einen revolutionären Streich erfolgreich durchführen – und ohne Mitwirkung seitens der Masse.

Marcel Déat war anderer Auffassung und verleugnete nicht seinen republikanischen Ursprung. Er verwies auf die nationalsozialistischen und faschistischen Massen. Sie warten nur auf ein Signal – oder auf einige Männer, die sich an die Spitze stellen. Eine kleine Gruppe reformistischer Gewerkschaftsführer der CGT. schloss sich Déats Standpunkt an. Und mit dem Segen der Besatzungsbehörden wurde Ende Januar «die Revolution der Masse» ins Leben gerufen.

Das Parteiprogramm, das in diesem Zusammenhang eher ein Kuriositätsinteresse hat, wurde von einem Ausschuss ausgearbeitet, in welchem neben den obengenannten Personen als persönlicher Vertreter Pierre Laval der Deputierte Gathala, früher Minister sowohl in der Republik als auch in Pétains Kabinett, und Adrien Marquet, Laval's Mitkämpfer von Bordeaux, figurierten. Zwischen diesen beiden Herren entspann sich eine ziemlich merkwürdige Diskussion. Adrien Marquet verfocht den Standpunkt, dass die Partei erst die nationale Revolution durchführen und danach die Zusammenarbeit mit den Siegern einleiten

müsse, während Cathala die entgegengesetzte Auffassung vertrat. Die Zusammenarbeit mit den Siegern sollte die erste Etappe sein, sozusagen die Grundbedingung der Massenrevolution. Es scheint, als ob der Opponent Marquet daraufhin aus der Organisation verschwand. Cathalas Auffassung – und das heisst diejenige Lavals – hatte gesiegt.

Das Parteiprogramm war in drei Hauptpunkte aufgeteilt. Der erste setzte eine französisch-deutsche Zusammenarbeit voraus (collaboration). Der zweite, der die innere Politik berührte, forderte einen starken Staat (doch mit Garantien für die Freiheit des Individuums, der Kommunen, der Gewerkschaften und der Korporationen), staatliche Erziehung der Kinder, staatliche Organisation für die Jugend und eine Rassengesetzgebung. Der dritte Hauptpunkt resümierte schliesslich die Einstellung der Partei zu sozialen und ökonomischen Fragen. Planhaushalt mit Korporativorganisation, Valuta auf der Basis «der nationalen Arbeit», ständig steigendes Lebensniveau als Folge einer gesteigerten Produktion und eines gesteigerten Umsatzes, Abschaffung des Proletariates und des Profitkapitalismus und so weiter.

Zum Unterschied von den in Vichy ausgearbeiteten Proklamationen merkte man hier einen gewissen Einfluss der sozialrevolutionären Ideen von 1848 und der Theorie von der Produktionskooperation, der die reformistische französische Gewerkschaftsbewegung immer gehuldigt hatte. Alles das aber ertrank in grosssprecherischen und praktisch inhaltslosen Phrasen.

Das Ereignis wurde durch die Zeitungen als eine Sensation hinausposaunt und die Allgemeinheit wurde davon unterrichtet, dass in den verschiedenen Teilen von Paris Listen aufgelegt worden waren, in denen die herbeiströmenden Anhänger sich eintragen konnten. Am nächsten Morgen bildeten sich tatsächlich Schlangen vor den Lokalen, meistens von Arbeitslosen, Jugendlichen und Frauen. Nach acht Tagen hatte man ein paar tausend Anhänger. Eine sogenannte Massenversammlung im Salle Wagram umfasste 4'000 Teilnehmer. Nach drei Wochen soll die Mitgliederzahl bis auf 11'000 und zwei Monate später bis auf zirka 30'000-40'000 gestiegen sein, darunter unzählige Frauen und Minderjährige.

Die «Revolution der Masse», von Déat, Deloncle und Fontenoy organisiert, hatte folglich mit einem Fiasko begonnen.

Die neue Partei war nämlich auf einen kräftigen aktiven und passiven Widerstand gestossen. Fürs erste hatte sich die öffentliche Meinung gleichgültig, wenn nicht direkt feindlich gestellt. Die Plakate der Partei, die man über ganz Paris verbreitete, wurden in der Nacht heruntergerissen oder mit kränkenden Aufschriften versehen. Ausserdem hatte man von Vichy aus eingegriffen. In aller Eile war in der freien Zone eine Einheitspartei gebildet worden und heimlich hatte man, obgleich die Pariser Volkspartei ihre Verehrung für den Staatschef beteuerte, ein Verbot erlassen, sich Déat und Deloncle anzuschliessen. Jacques Doriot erhob in der Pariser Presse offen Protest und klagte die neue Organisation an, ein Werkzeug in den Händen der Juden und Freimaurer zu sein, der nunmehr übliche Vorwurf. «Ich bin der Mann des Marschalls», sagte Doriot und gab damit zu verstehen, dass Déat und Deloncle dieses nicht waren.

Das Ereignis zeigte der Allgemeinheit, was die Eingeweihten bereits wussten, dass nämlich zwischen den neugebackenen Revolutionären in Paris Uneinigkeit und Zersplitterung herrschte – dass es viele Führer gab, aber keine Massen hinter den Führern.

Im kleinen wurde der alte Streit zwischen den sogenannten Ligen wiederholt. Das Programm war für alle mehr oder weniger dasselbe, aber jede Gruppe hatte einen Führer mit dem Anspruch, *der* Führer zu werden. Royalisten und Feuerkreuzler, die keine Filialen in der besetzten Zone hatten, arbeiteten ebenfalls heimlich gegen die neue Bewegung.

Unterdessen hatte die Regierungsmacht in Vichy eine gewisse Verwandlung durchgemacht. Pierre-Etienne Flandin, den Marschall Pétain einige Tage später der Form halber von dem Posten des Aussenministers entfernen musste, war nicht untätig an der Macht gewesen. Auf seinen Rat bildete der Marschall Ende Januar eine Art Kronrat, Conseil National, der sich aus zweihundert unbescholtenen Bürgern, die vom Staatschef ausgewählt wurden, zusammensetzte.

Die Gefahr, keine Volksmeinung hinter sich zu haben, auf die man sich stützen konnte, hatte Flandin im Auge behalten. Pétain brauchte als Stütze einen zuverlässigen Ausdruck der Volksmeinung, die die aufrührerischen Pariser allein zu vertreten behaupteten, Kammer und Senat,

vereinigt zur Nationalversammlung, existierte noch, aber nur auf dem Papier. Das Parlament wieder aufleben zu lassen, war mit grossen Gefahren verbunden. Der vermutlich auf Flandins Vorschlag geschaffene Nationalrat bekam eine gemässigt-liberale Zusammensetzung. Ihm wurden zwar nur konsultative Befugnisse verliehen, aber bei einer ernsten Krise, wenn die öffentliche Meinung gegen die Pariser Goupmacher oder gegen die Deutschen ausgespielt werden musste, würde Pétain sich auf den Nationalrat, der zweifellos eine gewisse Volksmeinung vertrat, berufen können. In ihn traten unter vielen anderen mehrere Sozialisten und ehemalige Minister der Republik ein. Auch Jacques Doriot wurde Mitglied des Rates – und das erklärt seine Opposition gegen Déat. Der ganze Kreis um Laval wurde ausserhalb des Nationalrates gelassen.

Erst nachdem der Nationalrat geschaffen worden war, um die Stellung Pétains zu stärken, bekam Admiral Darlan den Auftrag, das neue Kabinett zu bilden und wurde selbst zum Vizeministerpräsidenten ernannt. Der merkwürdige Verfassungsparagraph 4 d, der mit Lavals Fall aus dem Grundgesetz verschwunden war, erstand von neuem. Admiral Darlan wurde zum Nachfolger Pétains ausersehen. Darlan war nach Pierre Laval Thronerbe geworden.

Die Zusammensetzung der neuen Regierung weckte kein geringes Erstaunen. Alles in allem umfasste sie 37 Minister, Staatssekretäre und Generalsekretäre – ein Rekord, den bis dahin Blums erstes Volksfrontkabinett innehatte. Keine neuen Namen von Bedeutung waren dabei, aber die meisten Minister mit Ausnahme der Militärs hatten unter sich neue Posten geschaffen. Das Unterrichtswesen und die schönen Künste wurden der Kontrolle des Kriegsministers unterstellt.

Als man das parlamentarische Regime im Juli 1940 verurteilt hatte, tat man dies unter anderem wegen seinem Mangel an Stabilität. Der Parlamentarismus und das Parteiwesen, sagte man, untergrabe die Regierungsmacht und verbräuche Minister in einer rekordartigen Zeit. Dieses Thema war seit der Jahrhundertwende von allen Professoren für Verfassungsrecht behandelt worden. Tatsache ist, dass die durchschnittliche

Lebensdauer eines französischen Kabinetts zwischen 1875 und 1940 zirka acht Monate ausmachte. Der autoritäre Staat sollte ein stabiles Regime schaffen.

Seit Juni 1940 ist das Kabinett Marschall Pétains unzählige Male umgebildet worden, und die durchschnittliche Lebensdauer einer Regierung betrug während des ersten Jahres des neuen Systems zirka sechs Wochen. Ein so wichtiges Ministerium, wie das Unterrichtsministerium, dessen grundlegende Rolle bei der Umgestaltung der öffentlichen Erziehung nach der nationalen Revolution von dem Marschall wiederholt hervorgehoben wurde, hat sieben Mal den Leiter gewechselt. Man kann schon sagen, dass das parlamentarische Regime nicht einmal während seiner stürmischsten Zeiten ähnliches aufweisen konnte.

Dieser häufige Ministerwechsel in Vichy entbehrt nicht einer gewissen Ähnlichkeit mit den ständigen Ministerwechseln in der Republik. Während aber unter dem parlamentarischen Regime politische, nach aussen sichtbare und bekannte Parteien Minister stürzten und einsetzten, so fällt diese Aufgabe in dem neuen System Gruppen und Individuen zu, die nur hinter den Kulissen auf treten. Es wäre falsch, zu glauben, dass die Ministerwechsel politischen Inhaltes entbehren oder dass diese nur mit den Verdiensten oder mangelnden Fähigkeiten der betreffenden Minister begründet werden können. Alles was geschieht, in welchem politischen System auch immer, hat einen politischen Hintergrund.

Die Ereignisse des Winters 1940-41, als Flandin auf Pierre Laval folgte und Flandin seinerseits wiederum zu Gunsten Admiral Darlans zurücktreten musste, haben sowohl einen aussenpolitischen als auch einen innenpolitischen Inhalt. Bei seinem Machtantritt war Flandin bemüht, nichts an der sogenannten Politik der Verständigung zu ändern, obgleich er es doch unterliess, irgendwelche Vorwürfe gegen Grossbritannien zu richten und schon dadurch einen Unterschied zu seinen Vorgängern markierte. Innenpolitisch aber konnte man eine eindeutige Reaktion gegen den Einfluss der mit dem Faschismus sympathisierenden Gruppen spüren. Man darf nicht vergessen, dass Pierre-Etienne Flandin im Frühjahr 1935 für eine Auflösung der damals existierenden Faschisten-Ligen (mit der Feuerkreuzbewegung an der Spitze) eingetreten war, er wurde aber gestürzt und bekam Laval zum Nachfolger. Es geschah

auf Flandins Veranlassung, dass Marschall Pétain im Januar 1940 einen sogenannten Nationalrat, den Conseil National, bildete, der sich aus teils demokratischen, teils bürgerlichen gemässigten Elementen zusammensetzte. Dieser war als Gegengewicht gegen den Einfluss der hinter den Kulissen arbeitenden Faschistengruppen gedacht und sollte in einem kritischen Augenblick dem Marschall als Stütze gegen eventuelle deutsche Forderungen dienen. Er war ein Parlament en miniature. Als Flandin gehen musste, geschah dies nicht etwa nur auf Forderung der Deutschen, sondern natürlich auch auf Wunsch der mit dem Faschismus sympathisierenden Gruppen in der Umgebung des Marschalls, die in Flandin einen alten und im Grunde unversöhnlichen Gegner wiedererkannt hatten.

Admiral Darlans Kabinett, das Ende Februar 1941 gebildet wurde, wurde ein Zwischending zwischen Laval und Flandin. Wenn Laval die totale äussere und innere Neuordnung repräsentiert hatte und Flandin einen Widerstand gegen die innere Neuordnung, so kam Darlan, um zu versuchen, einen Kompromiss zwischen diesen beiden Tendenzen zustande zu bringen. Der Admiral wurde vielleicht von Flandins Kreis als ein kleineres Übel angesehen. Pierre Laval dürfte zum mindesten am Anfang in Admiral Darlan einen Bundesgenossen gesehen haben. Es bestand die Absicht, dass Darlan und Laval zusammenarbeiten sollten und dass der letztere sehr bald an die Seite Darlans in die Regierung eintreten sollte. Dieses ging zum mindesten aus den privaten Verhandlungen hervor, die Darlan und Laval im Januar 1940 miteinander führten und die damit endeten, dass Laval dem neuen Kabinett sowohl seinen Segen als auch seine Stütze gab. Die Entwicklung sollte jedoch bald zeigen, dass Darlan sich ganz gut ohne Laval zurecht fand. Das Attentat, das im Sommer 1941 gegen Laval in Versailles verübt wurde, zeigte, wie unpopulär er war. Er hat auch nicht mehr in die Regierung kommen dürfen. Stattdessen ist Darlan mehr und mehr gezwungen worden, eine achsenfreundlichere Politik zu führen und die französische öffentliche Meinung sieht keinen Unterschied mehr zwischen dem, was man früher als Lavals Politik bezeichnete und dem, was heute Darlans Politik ist.

Admiral Darlan ist vor dem Zusammenbruch niemals eine umstrittene Persönlichkeit gewesen. Er war die personifizierte Liebenswürdig-

keit. Von allen Heerführern in Armee und Flotte ist er zweifellos der einzige, dem es gelang, durch alle Kurswechsel hindurch in gleich hoher Gunst bei allen Machthabern zu stehen. Am besten gefiel es ihm in der Radikalsozialistischen Partei Daladiers: er war der demokratische Heerführer. Aber auch in den Tagen der Volksfront fühlte er sich vortrefflich und stand mit Léon Blum auf sehr gutem Fuss. Er hätte vermutlich ebenso sehr Minister in einer sozialen Republik wie in einer nationalen Diktatur werden können. Er ist immer der Mann der klugen Anpassung gewesen.

Die Entwicklung in Frankreich hat seit dem Machtantritt Darlans eine Reihe fundamentaler Veränderungen erfahren, die man jedoch nicht als das Resultat der Regierungspolitik bezeichnen kann. Diese ist nämlich in der Sache dieselbe gewesen, selbst wenn sie von aussen stark gefärbt wurde. Die aussenpolitischen Konjunkturen – die deutschen Siege auf dem Balkan und im Osten – haben Darlan dazu getrieben, eine achsenfreundlichere Politik zu führen. Die Verbindungen zur Sowjetunion sind abgebrochen worden. Vichy hat in Syrien gegen Grossbritannien Krieg geführt, der verloren gegangen ist. Indochina ist vollkommen von japanischen Schutzbehörden übernommen worden und gehört nur noch dem Namen nach zum französischen Kolonialreich.

Aber zu einem richtigen Krieg zwischen Frankreich und Grossbritannien ist es nicht gekommen. Vichy hat sich nicht mit Waffen an die Seite der Achsenmächte gestellt. Die französische Flotte ist, obgleich durch die Ereignisse geschwächt, immer noch französisches Eigentum. Keine Flottenbasen im Mittelmeer sind den Achsenmächten überlassen worden. Es scheint auch, als ob Vichy niemals weiter gehen wolle, als mit Worten Krieg gegen die Sowjetunion, Grossbritannien und die Vereinigten Staaten zu führen.

Die innere Lage ist durch die langdauernde Okkupation nicht verbessert worden. Alles Gerede, dass die französische Regierung nach Paris übersiedeln werde, ist verstummt. Diese darf in Vichy bleiben. Die Demarkationslinie ist dieselbe wie im Juni 1940 und die sogenannte reservierte Zone, Departement Nord und Pas-de-Calais, unterstehen immer noch, im Gegensatz zu dem Waffenstillstandsvertrag, der deutschen Militärverwaltung in Brüssel.

Der Krieg zwischen Vichy und Paris, der vermutlich seinen Höhe-

punkt im Winter 1940–41 erreichte, ist beinahe eingestellt. Die Kreise in Paris, die immer noch in heftigen Worten für eine Neuordnung eintreten, fordern nicht mehr den Rücktritt der Vichyregierung, sondern verlangen nur, dass die Regierung innerhalb der Verwaltung aufräumen solle.

Die Erklärung liegt darin, dass die französische Öffentlichkeit mit der Zeit immer feindlicher gegen die Besatzungsbehörden und gegen die Vichyregierung gesinnt wurde. Die stark deutschfreundliche Opposition in Paris musste sich um den Marschall scharen und ihn und seine Politik verteidigen, in der Einsicht, dass eine noch deutschfreundlichere Politik keine Aussichten auf Erfolg hatte. Von den Neuordnern in Paris kommen keine Drohungen mehr gegen Darlan und Pétain. Diese kommen aus der breiten Masse, von Seiten des Volkes.

Man kann sagen, dass der Geist, der in Vichy während der Sommermonate 1940 herrschte, keine Veränderungen erfahren hat. Der Grundton ist immer noch derselbe. Die französischen Denker, die als bestimmend und grundlegend für die nationale Revolution angesehen werden, heissen Joseph de Maistre, La Tour du Pin, Taine, Maurice Barrés und Charles Maurras. Man hat geglaubt, mit einem Federstrich die Namen all der grossen Denker auslöschen zu können, die die moderne Ideenwelt aufgebaut haben, einen Montaigne oder einen Montesquieu zum Beispiel, und die den französischen Geist zu dem gemacht haben, was er ist: zu einem europäischen Leuchtfeuer. Es herrscht Kulturdämmerung im Heimatlande Voltaires.

Neben dieser Kulturdämmerung kann man bei den neuen Männern keine Ansätze zu der nationalen Erneuerung, von der diese so oft sprechen, entdecken. Die verwaltungstechnischen Reformen machen keine Fortschritte. Es ist unmöglich gewesen, eine Organisation oder eine Partei zu schaffen, die als politischer Ausdruck der nationalen Revolution dienen kann.

Die wichtigste Aufgabe für die Führenden des Landes bis zum Ausgang des neuen Weltkrieges, der das zukünftige Schicksal des Landes bestimmen wird, besteht darin, das Volk vor der Hungersnot und das Land vor dem totalen Verfall zu bewahren. Es gibt einen dauernden schweren Kampf mit unüberwindlichen Versorgungsproblemen. Das

Land ist praktisch von der Aussenwelt abgeschlossen. Von dem kontinentalen Europa kann es keinen Ersatz für all das, was es seit dem Waffenstillstandsvertrag an die Sieger zu liefern gezwungen ist, bekommen. Im Lande herrscht vor allem bei den Bauern eine deutliche Unlust und damit verbunden ein sichtbares Sinken der Produktion von Landwirtschaftsprodukten. Die industrielle Beschäftigung wird weder durch den zunehmenden Mangel an Rohstoffen, die drastischen Regulierungsmassnahmen, die von den staatlichen Behörden vorgenommen werden, noch durch die unerträglichen Verhältnisse, die sowohl auf dem Arbeitsmarkt als auch auf dem Geldmarkt herrschen, stimuliert. Das Problem liegt nicht darin, zu versuchen, die Beschäftigung zu erweitern und die Produktion des Landes neu anzublasen, sondern zu verhindern zu suchen, dass alles Leben stockt, sich an das Existenzminimum zu klammern, bis der ersehnte Frieden kommt.

Die Kluft zwischen der öffentlichen Meinung und den Männern der nationalen Revolution ist natürlich von Tag zu Tag grösser geworden. Die Behörden sind gezwungen, zu immer härteren Repressalien zu greifen. Es sind nicht mehr nur Kommunisten und Arbeiter, die den illegalen Kampf führen, sondern breite Schichten innerhalb des Bürgertums. Universitätsprofessoren, Ärzte, Ingenieure und Beamte sind den Angehörigen der Industrie in dem täglichen, hartnäckigen Kampf gegen die Neuordnung gefolgt.

Der Krieg zwischen Paris und Vichy ist durch einen neuen, viel härteren Kampf ersetzt worden: zwischen den Neuordnern und den Siegern auf der einen und dem überwiegenden Teil des französischen Volkes auf der anderen Seite. Die Männer der nationalen Revolution sind in diesem Entwicklungsprozess sowohl neben die Ereignisse als auch neben die Wirklichkeit geraten.

Schlusswort

Nach der Niederlage im Juni fragten sich die meisten, die den französischen Zusammenbruch in deutscher Uniform erlebten, ob nicht die französische Nation vor ihrem Untergang stehe. Beinahe alle jungen Deutschen, die in jenen Stunden auf den französischen Schlachtfeldern sich an den Geschichtsunterricht ihrer Schulzeit erinnerten, glaubten Zeuge eines Ereignisses zu sein, das mit dem Untergang des römischen Reiches verglichen werden konnte. Es war, als ob eine Welt plötzlich zusammengefallen wäre, so wie Goethe nach dem Sieg der Revolutionsarmeen bei Valmy äusserte: Von hier an begann eine neue Zeitepoche.

Ich erinnere mich an einen jungen deutschen Feldarzt. Es war am 20. oder 21. Juni an einer der gesprengten Loirebrücken, vermutlich in Jargeau. Er sass und genoss seinen Morgenkaffee und hörte in der warmen Junisonne die letzten Nachrichten. Es ist zu Ende mit den Franzosen, sagte er überzeugt, zu Ende für hundert, ja für tausend Jahre. Es ist zu Ende mit der grande nation.

Seitdem sind bereits anderthalb Jahre verflossen und keiner glaubt wohl jetzt, dass die französische Nation untergegangen ist oder im Begriff ist unterzugehen. Der französische Zusammenbruch 1940 hat natürlich keine Berührungspunkte mit dem Fall des Römischen Reiches oder dem Untergang der Antike. Die Römer hatten versucht, Europa und den grösseren Teil der alten Welt zu erobern. Ihr Reich fiel im Zeitpunkt einer äusseren, unförmlichen Grösse, aber einer inneren Schwäche. Die Römer waren zu gering an Zahl, vielleicht nicht, um die Welt zu erobern, aber um sie zu beherrschen, sie ertranken in der Masse der unterdrückten Völker.

Das Land brach 1940 nicht nach einer oder im Zusammenhang mit einer Welteroberung zusammen, sondern ganz einfach zufolge mangelhafter militärischer und diplomatischer Vorbereitungen und einer schwachen militärischen und politischen Leitung. Solche Fehler können jedoch wieder gutgemacht werden und führen nicht notwendig zum Untergang einer Nation.

Die französische Nation hat übrigens im vorigen Jahrhundert militärische Zusammenbrüche, Revolutionen und Staatsstrieche miterlebt, was sie nicht gehindert hat, die schwere Prüfung während des vorigen

Weltkriegen mit Glanz zu bestehen. Die militärischen Zusammenbrüche von 1815 und 1870/71, abwechselnd politische und soziale Revolutionen 1830, 1848/49, 1870/71 – Bonapartes Staatsstreich am 2. Dezember 1851 nicht zu vergessen; zweimal Kaiserreich, einmal absolute, einmal konstitutionelle Monarchie und zweimal Republik auf hundert Jahre, das ist in wenigen Worten die politische Geschichte der französischen Nation im 19. Jahrhundert. Aber die französische Nation ging weder bei Waterloo noch bei Sedan unter!

Zweifellos weist der Zusammenbruch im Juni 1940 die grössten Ähnlichkeiten mit der Niederlage von 1870/71 auf, vielleicht vor allem deshalb, weil sie uns zeitlich am nächsten liegt. Die meisten Schilderungen aus der Zeit vor dem Krieg, während des Krieges und nach dem Kriege von 1870/71 erinnern auf eine verblüffende Art an das Frankreich von heute. Der Sieg von 1918 schien die Erinnerungen an Sedan in eine abgelegene Vorzeit zu verlegen.

Die militärische Überlegenheit Preussens wurde damals sowohl von dem Kaiser als auch seinen militärischen Ratgebern in der Heeresleitung bezweifelt. Eine schwankende aussenpolitische Leitung, in der die Kaiserin Eugénie und alle denkbaren unzugehörigen Einflüsse eine Rolle spielten und die im Übrigen die innenpolitischen Gegensätze widerspiegelte, verstand die europäische Entwicklung falsch.

Adolphe Thiers, der der Ratgeber Ludwig Philipps gewesen war und der Gründer der bürgerlichen Republik wurde, warf der Diplomatie des Kaiserreichs während der Wahlkampagne 1869 vor, nicht den österreichischen Zusammenbruch bei Sadowa verhindert zu haben. Frankreich steht jetzt einem politisch beinahe geeinigten und militärisch starken Deutschland gegenüber, rief er aus, das in der Zukunft eine Allianz mit Italien gegen uns eingehen wird. Napoleon III. war jedoch ein eifriger Anhänger des Nationalitätenprinzips und sympathisierte im Grunde mit den Bestrebungen der Deutschen. Er hatte sogar die italienischen Freiheitskämpfer ermuntert, gleichzeitig aber unter klerikalem Druck faktisch die Papstkirche und deren politische Macht gestützt. Er hatte zwar die Pariser für die unterdrückten Polen Hurra rufen lassen und damit

Deutsche und Russen verärgert, niemals aber einen Finger gerührt, um Polen zu helfen. Er hatte Österreich vernichten lassen, während Preussen ungestört wachsen durfte, ohne dass Paris Bundesgenossen in Petersburg oder London suchte oder fand. Die ganze Periode der diplomatischen Geschichte des zweiten Kaiserreichs hat eine starke Verwandtschaft mit der Periode 1930–40 und ihren schicksalhaften Gegensätzen.

So tauchte schliesslich die Frage der spanischen Thronfolge auf und warf ein grelles Licht auf die wirkliche Lage. Die französisch-deutsche Krise wurde akut. Jetzt war es zu spät, die zahllosen Versäumnisse nachzuholen, und die Diplomatie Napoleons III. liess das Land bei Ausbruch des Krieges nicht nur ohne Bundesgenossen, sondern auch ohne Freunde und Sympathien.

Die mangelhaften militärischen Vorbereitungen 1869/70 erinnern ebenfalls an die Verhältnisse 1938–40. Der damalige Daladier, der Kriegsminister Marschall Le Bœuf, formulierte einen später berühmt gewordenen Satz mit den Worten: «Es fehlt kein Gamaschenknopf in der Ausrüstung der Armee.» Es fehlte aber an Kanonen und modernen Waffen, die man in grösserem Massstabe erst einige Monate vor Ausbruch des Krieges herzustellen begann.

Es fehlte sogar und vor allem an einer tüchtigen Armee. Noch im Frühjahr 1870 diskutierte man in der gesetzgebenden Versammlung über die Armee reform. Die Generäle versicherten, dass die Berufsarmee Napoleons der richtige Typ der Armee sei. Man war zwar von der siebenjährigen Ausbildungszeit abgekommen, die Napoleons Grundregel gewesen war und war bei einer fünfjährigen Ausbildungszeit stehen geblieben. Es war aber immer noch eine Beruf sarmee ohne allgemeine Wehrpflicht. Das jährliche Kontingent betrug bis zu 90'000 Mann. Die Opposition forderte dagegen eine Massenarmee mit zweijähriger Ausbildungszeit, was die französische Armeestärke verdreifacht hätte.

In Deutschland hatte man bereits die moderne Massenarmee geschaffen.

Die militärische Sachkundigkeit wurde jedoch 1870 bestimmend. «In zwei Jahren bildet man keinen Soldaten aus», sagten die Militärs, «man braucht mindestens fünf Jahre.» Mit der allgemeinen Wehrpflicht wäre ausserdem die gesamte bürgerliche Jugend, die sich bis dahin freigekauft

hatte, in die Armee getrieben worden und davon wollten die damaligen Bürger nichts wissen. Mit Rücksicht auf die Forderungen nach einer Begrenzung der Rüstungen, die in der Presse und in der Versammlung zum Ausdruck kamen, willigte der Kriegsminister darin ein, das jährliche Kontingent um 10'000 Mann zu reduzieren. Man gab mit anderen Worten der Demagogie nach und wollte sich populär machen – aber gleichzeitig klammerte man sich halsstarrig an veraltete militärische Grundsätze.

Die Franzosen gingen demnach mit ihrer zahlenmässig schwachen, unzureichend gerüsteten Berufsarmee in den Krieg, um der modernen Volksarmee Deutschlands gegenüber zu treten. Napoleon III. und seine Generäle lebten in den Vorstellungen der napoleonischen Kriege und der Krieg 1870/71 wurde deshalb zu einem Zusammenstoss zwischen der modernen deutschen Wehrpflichtarmee und den Überbleibseln der Berufsarmee Napoleons. Siebzig Jahre später stiess die bereits veraltete französische Wehrpflichtarmee des Weltkrieges mit der modernen deutschen Berufsarmee zusammen.

Nach dem militärischen Zusammenbruch von 1870 fiel auch das Kaisertum. Wenn man aber von dem kurzen Zwischenspiel der sozialen Revolution in Paris und der Kommune im Frühjahr 1871 absieht, ging das konservativ-liberale Regime, das die letzten Jahre des Kaisertums gekennzeichnet hatte, auch unter der debütierenden Dritten Republik weiter. Man kann es wohl für gegeben ansehen, dass Napoleon III., wenn der französisch-deutsche Krieg nicht vorzeitig mit dem Kaisertum Schluss gemacht hätte, mehr und mehr gezwungen worden wäre, der wachsenden Opposition nachzugeben und die politischen Rechte auszuweiten, um seinen ursprünglichen Absolutismus in eine bürgerliche Demokratie umzuwandeln. Diejenigen, die nach der Niederlage das Regierungssystem zur Republik umtaufen, taten dies mit einem gewissen Widerwillen aus Furcht, ihre politische Demokratie könnte mit der Zeit in eine soziale Demokratie übergehen.

Mit Republik meint man in Frankreich ein politisches System, in dem ein gewähltes Parlament die gesetzgebende und eine Regierung, die das Vertrauen des Parlaments genießt, die exekutive Macht ausübt (das

heisst, dass diese sich streng genommen nicht von einer konstitutionellen Monarchie unterscheidet). Das Individuum geniesst Rechtsschutz und die Pressefreiheit untersteht der Gerichtsbarkeit der Schöffen. Die Definition dürfte von Thiers stammen. Ein allgemeines und uneingeschränktes Wahlrecht ist von den Gründern der Republik niemals als eine Bedingung der Republik angesehen worden, die niemals das Wahlrecht der Frauen anerkannt hat.

Während des ganzen 19. Jahrhunderts ist die französische Bourgeoisie zwischen der Republik in irgendeiner Form und einem autoritären Regime hin und hergependelt. Zu dem letzteren griff man, wenn die politische Demokratie in Volksgewalt und soziale Demokratie auszuarten drohte; die Republik trat in den Vordergrund, wenn die absolute Macht des Königs oder eine nach grösseren Machtbefugnissen strebende Königsmacht dem Bürgertum seine politischen Privilegien rauben wollte. Die konstitutionelle Monarchie – die ein Name für die Republik sein kann – siegte 1830 über den Absolutismus Karls X., so wie die Zweite Republik 1848 über die Willkür Ludwig Philipps siegte. Zwanzig Jahre später begann der Liberalismus wiederum das damalige Kaisertum zu durchsetzen, um nach der Niederlage von 1870 den Sieg davon zu tragen.

Dieser Kampf zwischen Demokratie und ancien régime hat beinahe ohne Unterbrechung das ganze 19. Jahrhundert hindurch stattgefunden, und erst dem republikanischen Regime von 1875 gelang es, eine passende Kompromissform zu schaffen. Der Kampf ist von neuem nach der Niederlage von 1940 aufgeflammt, es scheint aber, dass er sich dieses Mal an der Oberfläche abspielen und das Volk im eigentlichen Sinne kaum berühren wird.

Die Dritte Republik, die im Juli 1940 «abgeschafft» wurde, hatte bis dahin 70 Jahre bestanden und sich als das anpassungsfähigste und haltbarste französische Regime erwiesen. Sollte heute eine freie Abstimmung unter den Franzosen veranstaltet werden, eine überwältigende Mehrheit würde sich für die Republik aussprechen.

Nach dem französisch-deutschen Kriege war das Verhältnis nicht das gleiche. Paris war republikanisch, während die Provinz royalistisch, bonapartistisch oder Anhänger der Julimonarchie war. Bei der Wahl von

1871 zeigte sich dasselbe Phänomen wie bei der ersten Wahl nach der Entstehung der zweiten Republik im Jahre 1849: die Provinz schickte in grossen Mengen Repräsentanten des ancien régime, während Paris demokratisch stimmte.

In den letzten 70 Jahren hat jedoch eine durchgreifende Revolution in den Köpfen stattgefunden: die Provinz, die 1871 weder lesen noch schreiben konnte und keine politische Erziehung kannte, ist seitdem mehrere Generationen lang in die Volksschulen der Republik gegangen, und Charles Péguy, der sicher ein unanfechtbarer Zeuge ist, hat davon Zeugnis abgelegt, welchen grundlegenden Einfluss dieser Unterricht auf das heranwachsende Geschlecht bekommen hat. Die Provinz ist republikanisch geworden.

Wenn man auf die Entwicklung der Dritten Republik zurückschaut, so muss man jedoch das uneinheitliche Schulwesen als eine tragische Ursache der Zersplitterung hervorheben. Es gab nämlich nebeneinander zwei Arten des Unterrichts: einen republikanischen, oft stark radikal gefärbten und einen mehr oder weniger antirepublikanischen mit einem eindeutigen reaktionären Einschlag. Schon in der Schule wurde demnach der Grund zu einer Spaltung gelegt, die später durch alle Stadien des Lebens fortlebte. Es war die Revolution von 1789 und das Ancien Régime, die immer noch um die Seelen kämpften.

Die Republik war tief ins Volk eingedrungen und hatte nicht nur in der Arbeiterklasse, sondern auch in den breiten Mittelschichten und bei den Bauern treue Anhänger gewonnen. Es war die leitende bürgerliche Schicht, die Schicht, die nicht immer politisch an der Macht sass, aber diese dennoch durch die Schlüsselpositionen, über die sie in der höheren Verwaltung verfügte, ausübte, welche der Republik fremd gegenüberstand – und diese Schicht hatte ein Interesse daran, dass vor allem die höhere Ausbildung für zukünftige Beamte nicht demokratisch gefärbt war. Sie weigerte sich, an der Gründung einer staatlichen Hochschule für Beamte (Ecole d'Administration Publique) mitzuwirken. Hiermit erklärt sich, warum die höhere Verwaltung, trotz aller politischen Veränderungen, trotz der Wahlsiege der Linksparteien und dem Machtantritt der Volksfront im Frühjahr 1936, seit dem Kaiserreich immer in den

Händen derselben sozialen Schicht geblieben ist. Die obere Schicht in der Zivilverwaltung litt an Arterienverkalkung, ein nicht nur beim Menschen, sondern auch in allen sozialen Organismen übliches Alterssymptom.

Während der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts trat der Gegensatz zwischen dem Bürgertum und dem vierten Stand – den Arbeitermassen – immer deutlicher in den Vordergrund. Die Revolution des Jahres 1848 begann mit einer deutlichen sozialen Tendenz, und Louis Blanc forderte nicht nur die Organisierung des Arbeitsmarktes (*l'organisation du travail*), sondern er forderte auch für die Arbeiter «das Recht auf Arbeit» (*droit au travail*). 1848 endete doch in einer bürgerlichen Demokratie ohne sozialen Inhalt und entartete mit Louis Bonaparte in einen Despotismus. Schon an der Umwälzung von 1830 hatten die niederen Schichten der Pariser Bevölkerung zu Anfang teilgenommen und nur dank der aktiven Teilnahme der Volksmassen wurde Karl X. zum Rücktritt gezwungen. Das «Volk» wurde aber beiseitegeschoben, sobald die Bourgeoisie ihren konstitutionellen Monarchen, Ludwig Philipp, auf den Thron bekommen hatte. Derselbe Konflikt wiederholte sich 1871 zwischen der Kommune und der bürgerlichen Republik, die mit Thiers ihren Sitz in Versailles nahm, bis der Pariser Aufruhr erstickt war.

Die Dritte Republik, die mit dem Fall des Kaisertums geboren wurde und mit der Niederlage von 1940 verschwand, hat mit der schweren Aufgabe gekämpft, innerhalb des Rahmens der politischen Demokratie die sozialen Forderungen mit der Erhaltung der politischen Freiheiten in Einklang zu bringen. Es wäre ihr wahrscheinlich gelungen, wenn die Kader der höheren Verwaltung nicht eine so ausgeprägte Klasseneinstellung und eine solche Macht gehabt hätten. Der Kampf zwischen den vom Volke gewählten Parteien auf der einen Seite und der höheren Verwaltung und den leitenden bürgerlichen Schichten auf der anderen Seite führte zu starken Rissen. Die Februarkrawalle 1934 waren ein Ausdruck dieses Kampfes. Der Sieg der Volksfront und die Streikexzesse 1936 waren eine Reaktion auf die Februarkrawalle. Die Bourgeoisie, die sich ausserstande sah, mit parlamentarischen Mitteln den politischen Vormarsch der breiten Massen aufzuhalten, griff zu anderen Mitteln: sie bil-

dete politische antiparlamentarische «Ligen», organisierte Aufläufe, gründete reine Terrororganisationen, wie Les Cagouards. Die Arbeiter antworteten mit Besetzungstreiks und sozialen Unruhen.

Es wäre jedoch ein schwerer Fehler, zu glauben, dass die soziale Reformpolitik, die mit Gewaltmitteln zur Zeit der Volksfront durchgesetzt wurde, ernstlich für die Verringerung der Produktionskapazität, die als eine der Ursachen der Niederlage genannt wird, verantwortlich gemacht werden könnte. Die 40-Stundenwoche, die natürlich in einem für das Land unpassenden Augenblick eingeführt wurde, dauerte vom Sommer 1936 bis zum Sommer 1937, sie wurde aber niemals im ganzen Lande oder in sämtlichen Industrien angewandt. Wie erklärt es sich, dass die Produktionskapazität nicht stieg, als die Vierzigstundenwoche abgeschafft wurde? Es kann natürlich nicht nur damit erklärt werden, dass die Arbeiter faul oder unwillig waren. Sie wären es in diesem Fall auch *vor* dem Inkrafttreten der 40-Stundenwoche gewesen.

Die eigentliche Erklärung, die hier nur andeutungsweise berührt werden kann, liegt ganz wo anders. Die finanzielle, ökonomische und monetäre Politik, die Frankreich von 1931, dem Zeitpunkt des Hoover-Moratoriums und der Loslösung des englischen Pfunds von der Goldwährung an führte, schloss das Land von der Aussenwelt ab. Während das übrige Europa, Deutschland inbegriffen, sich ziemlich schnell von der ökonomischen Weltkrise durch eine weitsichtige Valuta- und Kreditpolitik erholte, war in Frankreich das genaue Gegenteil der Fall. Hier versuchte man die Krise durch stärkere Besteuerung und gesenkte Preise zu überwinden. Eine gewaltige Deflation war das Ergebnis. Diese Deflation mit hart angezogenen Kreditbedingungen wirkte lähmend auf die industrielle Produktionskapazität und verhinderte Neuinvestitionen. Sie bereicherte nur das tote, das schlafende Kapital: das Sparkapital. Die Folge war, dass Frankreich bei Ausbruch des Krieges mit einer durch mehrjährige Deflation ermatteten Industrie dastand, deren technische Ausrüstung, die Jahre nach dem vorigen Weltkrieg zu der modernsten in Europa gehört hatte, bereits veraltet und zurückgeblieben und auf jeden Fall nicht imstande war, sofort den enormen Forderungen nachzukommen, die die Aufrüstung an sie stellte.

Bei verschiedenen Gelegenheiten – die Deutschen taten dies nach dem Siege 1940, zahllose fremde Beobachter haben dies vor diesem und vor dem vorigen Kriege getan – ist darauf hingewiesen worden, dass die sozialen Fortschritte in Frankreich weit hinter denen in anderen europäischen Ländern zurückgeblieben sind. Nach den Streiks von 1936 wurden diese zurückgebliebenen Verhältnisse beleuchtet. Die Erklärung liegt darin, dass die politischen Parteien – sogar diejenigen, die glaubten, das Sprachrohr der Arbeiterklasse und der sozial benachteiligten Klassen zu sein oder es auch in Wirklichkeit waren – stets an der alten Auffassung von der politischen Demokratie festgehalten haben. Das parlamentarische Parteienspiel war vor allem ein Kampf gegen und um die Staatsmacht – kein Kampf für soziale Anpassung. Als dann der Zusammenbruch 1940 kam, sah man früher überzeugte Sozialisten, die mit frohem Herzen die politische Demokratie opferten und behaupteten, die Sozialisierung in der Diktatur zu finden. Viele scheinen noch immer nicht verstanden zu haben, dass in einer modernen Industriegesellschaft politische Demokratie nicht ohne soziale Demokratie denkbar ist, ebenso wie wirkliche soziale Demokratie ohne politische Demokratie undenkbar und nicht realisierbar ist. Napoleon III. ist nicht der einzige Selbstherrscher und Diktator, der als Sozialist begonnen hat. Wenn die Dritte Republik zusammenfiel, wie sie es nach der Niederlage tat, so deshalb, weil sie keinen wirklichen sozialen Inhalt hatte, weil sie noch allzu sehr ein Überbleibsel der liberalen Epoche des Zweiten Kaiserreichs war.

Man soll deshalb aber nicht glauben, dass diese vollkommen verschwunden ist. Das französische Volk hat ein einzigartiges Vermögen, passiven Widerstand zu leisten, gerade dann in der Geschichte Gleichgültigkeit zu zeigen, wenn es nicht imstande ist, in die Entwicklung einzugreifen. Diese Passivität war der gefährlichste Gegner der französischen Revolution während des vorigen Jahrhunderts. Dieselbe Passivität ist heute der stärkste Bundesgenosse der Republik und der Demokratie.

Die französische Nation hat politische Traditionen, wie sie wenige Völker in Europa aufweisen können. In einem Lande ohne politische Vergangenheit und mit einer unreifen Bevölkerung kann man jedes poli-

tische System aufbauen, man kann es nennen, wie man will – Hauptsache ist, dass das Volk politisch unreif bleibt. Die Umwälzungen geschehen dort nur hoch oben, sozusagen an der Oberfläche. Als die französische Revolution ausbrach, folgte auch diese gewissen historischen Traditionen: sie war nicht nur von Theoretikern und weltfremden Philosophen ausgedacht, wie es die konterrevolutionäre historische Schule geltend machen möchte. Das französische Volk von heute hat die Republik – die politische Demokratie – im Blute. Die Republik ist eine historische Tradition, die nicht mit gesetzlichen Verordnungen abgeschafft werden kann.

Die französische Republik hat heute auch keine Gegner, die der Aufgabe gewachsen wären, diese durch etwas Neues zu ersetzen. Dafür hat die Entwicklung des letzten Jahres zahllose Beweise geliefert. Die Zukunft wird sicher zeigen, dass die Republik nicht nur die Niederlage überlebt, sondern auch im entscheidenden Augenblick die richtigen Führer finden wird.

INHALT

	Seite
Vorwort.....	5
 I. Vorspiel	
<i>Die Septemberkrise</i>	13
<i>Zwischen Krieg und Frieden</i>	21
<i>Vom Hotel Continental zum Palais Bourbon</i>	34
<i>Patriot und Ketzer</i>	47
 II. Die Katastrophe	
<i>Der Blitzkrieg</i>	61
<i>Die Generäle geben auf</i>	78
<i>Der Prophet, der Wahrsager wurde</i>	96
<i>Der Zusammenbruch</i>	109
 III. Die Nationale Revolution	
<i>Der Coup in Bordeaux</i>	119
<i>Die Revolution in Vichy</i>	132
<i>Auf der Jagd nach den Schuldigen</i>	142
<i>Der neue Staat</i>	153
 IV. Deutsch-französische Probleme	
<i>Sieger und Besiegte</i>	169
<i>Die Krise um Laval</i>	181
<i>Die innere Front</i>	199
<i>Schlusswort</i>	212

Winston Churchill

REDEN

1938/1940

Ein Leser schreibt:

Als ich das Buch ausgestellt sah, hatte ich zunächst das Gefühl: diese Reden muss man nicht noch einmal lesen. Wir haben sie alle mehr oder minder ausführlich seinerzeit aus der Tagespresse kennengelernt, sie sind in bestimmten Situationen gehalten worden und heute nicht mehr wichtig.

Ich freue mich, dass ich diesem ersten Impuls nicht gehorcht habe. Diese Reden, die Churchill in den Jahren 1938, 1939 und 1940 gehalten hat, sind von allen politischen Büchern der letzten Jahre eines der wichtigsten, aufschlussreichsten und sympathischsten. Vermutlich gibt es keinen anderen europäischen Staatsmann, der es wagen darf, seine Reden aus dieser Zeit unverändert, unredigiert heute zu veröffentlichen.

Wir haben die Jahre, die dem Krieg vorausgingen, wie einen Alpdruck erlebt. Wir sahen kommen, was gekommen ist, und wir fragten uns oft: Sehen nur wir Privatleute dies? Sehen die massgebenden Politiker denn nicht, was sich da vorbereitet? Sehen sie es nicht oder wollen sie es nicht sehen?

Hier spricht einer, der es sah; der klar und deutlich jeden Zug des Gegners, der den eigenen verhängnisvollen Fehlern und Unterlassungen folgen musste, zum Voraus berechnete; der – ein moderner Demosthenes – seine Landsleute und die Welt unablässig mahnte, warnte, erinnerte; der aber, als in schwierigster Situation der Ruf seines Landes an ihn erging, die Verantwortung zu übernehmen, diese ohne ein weiteres Wort des Vorwurfs auf sich nahm. Darum scheint mir die menschliche Seite dieser Reden ebenso wichtig wie die politische. Es sind Reden ohne bombastische Phrasen; sie appellieren nicht an die niedrigsten Triebe im Menschen, sondern an die besten. Es tut wirklich wohl, sich einmal wieder daran zu erinnern, dass ein bedeutender Staatsmann auch als Mensch gross sein kann. Dieses Buch, das ein historisches Dokument einer ganzen Epoche darstellt, wird auch als menschliches Denkmal in unserer verdüsterten Zeit seinen Wert behalten.

490 Seiten. Leinen Fr. 11.–, kart. Fr. 9.–

New York
G.P. Putnam's Sons

Auslieferung durch Europa Verlag Zürich 1